

Wiener Zeitschrift für Volkskunde.

(Vormals Zeitschrift für österreichische
Volkskunde.)

Herausgegeben vom
VEREIN FÜR VOLKSKUNDE
in Wien.

Geleitet von
Prof. Dr. Michael Haberlandt.

XXXI. Jahrgang 1926.

Mit 1 Hausformenkarte, 3 Abbildungen und 2 Tafeln.



Wien 1926.

Im Selbstverlag des Vereines für Volkskunde.

Buchdruckerei Helios, Wien.

Inhaltsverzeichnis des XXXI. Jahrganges.

Abhandlungen und kleinere Mitteilungen.

	Seite
✓ Josef Strzygowski: Zur Rolle der Volkskunde in der Forschung über Bildende Kunst	1
✓ Rosa Schömer: »Geaßmaul« und »Maulauf« (mit 3 Abbildungen) .	6
✓ Arthur Haberlandt: Die Bauernhausformen im deutschen Volksgebiet (mit 1 Karte)	9
Ernst Neweklowsky: Tscheiken und Nassarn	17
✓ Dr. A. Kieslinger: Untersuchungen über die Entstehung von Volksagen	19, 121
✓ Karl Fiala: Aus dem Leben unserer Bergbauernkinder	41
Georg Gräber: Zaubersprüche aus Kärnten	47
E. Neweklowsky: Modelle alter Donauschiffe im oberösterreichischen Landesmuseum	54
Dr. Franz Nopcsa: Bemerkungen zu A. Haberlandts Arbeit über den Hornputz	56
Michael Haberlandt: Zur Stellung der Volkskunde im akademischen Unterricht	73
Arthur Haberlandt: Ein alter Hochzeitsbrauch im Salzkammergut und seine Beziehungen	77
Alfred Webinger: Der Tättermann	82
Karl Fiala: Salzburger Hörnerbrote und Volksmeinungen über Horn und Gehörn	92
Emmerich Prettenhofer: Beiträge zur Sardischen Volkskunde	93, 113
Josef Kraft: Vom Rowisch in Niederösterreich	104
Josef Buchowiecki: Drei Lungauer Sagen	128
Zur Familienforschung (Quellen der Familiengeschichte) von Doktor E. Patzelt	129
Buchbesprechungen (Nr. 1—73)	22, 57, 107, 130
—	
Jahresbericht des Vereines und Museums für Volkskunde 1925	36
Mitteilungen aus dem Museum für Volkskunde	72

Zur Rolle der Volkskunde in der Forschung über Bildende Kunst.

Von Josef Strzygowski, Wien.

Der Meister, dem diese Festschrift gilt, hat im Eröffnungsbande des Jahrbuches für historische Volkskunde, die die Volkskunde und ihre Grenzgebiete auf geschichtlichen Boden stellen will, einen einführenden Aufsatz über »Volkskunde und Kunstwissenschaft« geschrieben, worunter ausschließlich die Forschung über Bildende Kunst gemeint war. Ich finde mich dieser Aeußerung des Fachmannes von Seiten der Volkskunde als Fachmann von Seiten der Forschung über Bildende Kunst gegenüber in einer merkwürdigen Lage. M. Haberlandt rüttelt an der geläufigen Vorstellung der Kunsthistoriker vom Wesen des »Hochkünstlers«; er verlangt, daß sie, »vom Prinzip des l'art pour l'art sich entschlossen und entschieden abwendend, auch in der Kunst das mächtige Walten des Gemein- und Volksgeistes nicht verkennen dürfen«. Ich gehe da noch etwas weiter. Aber freilich, was ich zu sagen habe, ist so ketzerisch, daß ich längst nach stillschweigendem Uebereinkommen der beamteten Fachleute aus der Gilde ausgeschlossen scheine.

Knüpfen wir an den Begriff der Gilde oder Schule an. Sie ist eingeschworen auf eine in den letzten Jahrhunderten durch den sogenannten Humanismus ausgebildete Lehre. Diese trennt eine geschichtliche Zeit, mit der sie sich beschäftigt, von einer vorgeschichtlichen, um die sie sich überhaupt nicht kümmert; sie stellt »Europa« und den Stammbaum, den sie sich dafür am Mittelmeere zurechtgeschnitten hat, so in den Vordergrund, daß der ganze übrige Erdkreis daneben so gut wie verschwindet, und sie hält am überlieferten »Barbaren«glauben fest, um sich auch in Europa selbst alles, was ihr nicht in den Kram paßt, vom Leibe halten zu können. Den Schmuck dieser schön hergerichteten humanistischen Torte bilden die »großen Geister«; sie schweben über der Masse und müssen einzeln genossen werden. Es gibt heute einige Leute, die diese Torte ungenießbar finden, vor allem solche, die mit Asien in nähere Berührung gekommen sind.

Die großen Geister oder »Hochkünstler« sind nicht Fremdkörper auf einem humanistisch zurechtgemachten Brei, sondern Baumriesen zu vergleichen, aus deren Jahresringen wir besser als aus Schriftquellen über das nach Macht und Besitz strebende Dutzend hinweg zurückschließen können auf die Kräfte der Gebiete, in denen sie ihre Wurzeln haben. Freilich muß auch da noch unterschieden werden.

Ich denke es wird in anderen Fachgebieten nicht anders sein als in der Forschung über Bildende Kunst, die, da sie nicht erkannt hat, worauf es im Wesen der Kunst ankommt, alle »Hochkünstler« in einen Strauß zusammenbindet und dann einzelne Baumriesen ebenso wie künstlich von Hof, Kirche und irgendeinem Bildungswahne, zuletzt vom Humanismus zurechtfrisierten Größen als duftende Blüten gleicher Ordnung auf ihrer Torte zur Schau stellt. Die Kunst um der Kunst willen, wie es Haberlandt ausdrückt: *l'art pour l'art*, gleicht alles aus. Mit diesem Hobel behandelt sind Raffael, Tizian, Rubens und andere Geister von gleicher Höhe wie ein Leonardo, ein Michelangelo, ein Dürer oder Rembrandt. Freilich, wer von ersteren ausgeht, die dienend Fürsten geworden sind, und mit diesem Maßstabe an die Bahnbrecher herantritt, sieht gar nicht, was letztere groß gemacht hat. Der Machtwille kann geschickte Maler, Leute, die mythologische, religiöse, politische und andere Gegenstände prächtig auf Wirkung hin herzurichten wissen, zeitigen. Die Bahnbrecher aber, die sich im Kampf gegen ihre Zeit und die in ihr herrschenden Mächte durchsetzen müssen, nehmen ihre Kräfte aus Lage, Boden und Blut. Sie allein können Maßstab der Entwicklung sein. Ein Fach, das beide Gattungen durcheinander wirft, hat seine wissenschaftlichen Grundlagen noch nicht gefunden.

Und was hier für den einzelnen Großen und die abgründtiefe Unterscheidung, die bei seiner Einschätzung notwendig ist, gesagt wurde, gilt nicht anders für die Kunstkreise und Kunstströme, die wir gern als »Stile« bezeichnen. Ihr entwicklungs-geschichtlicher Wert liegt zunächst an den beharrenden Kräften von Lage, Boden und Blut. Wir werden in Zukunft mißtrauisch zurücktreten, wenn sich auf den ersten Blick irgendeine Art von Nachahmung, sei es der Natur an sich oder einer älteren Kunst nachweisen läßt. Auch die übliche Einflußricherei, soweit Beziehungen einfach auf Bewegungserscheinungen zurückzuführen sind, werden gegen die Feststellung der beharrenden Kräfte endlich zurücktreten müssen. Bisher hat die Kunstgeschichte, in den Bahnen der europazentrischen Geschichtsforschung gehend, gerade das Gegenteil getan und sich um die beharrenden Kräfte überhaupt nicht gekümmert. So ist es gekommen, daß sie die Nachahmung der älteren Südkunst, die Burckhardt um ein Jahrhundert zu früh einsetzen ließ, die sogenannte Renaissance als Blütezeit der europäischen Kunst hinstellte. Sobald der wissenschaftliche Standpunkt, der auf Grund der historisch-philologischen Methode Wesen und Entwicklung zu erforschen sucht, eingenommen wird, erscheint als Blüte jene nordeuropäische Kunst, die wir gern mit »Gotik« bezeichnen. Sie hat ihre Wurzel in dem Zusammenwirken der beharrenden Kräfte von Nord und Süd, nur haben wir das bis jetzt nicht sehen können, weil wir wohl den Steinbau des Südens bearbeiteten, den Holzbau des Nordens aber gänzlich vernachlässigten. So entstand von der Entwicklung der Kunst

Europas, worunter selbst in wissenschaftlichen Handbüchern immer nur Westeuropa verstanden wird, ein ganz verzerrtes Bild. Nur so war es auch möglich, daß Burckhardt den Aufschwung der italienischen Kunst im 15. Jahrhundert als Renaissance bezeichnen konnte, obwohl sie nichts anderes ist als die Nordkunst in ihrer italienischen Färbung. Am Ende der nordischen Blütezeit stehen eben jene großen Meister, von denen als Bahnbrechern oben die Rede war.

Noch schlimmer als die Kunstgeschichte Europas durch den Südstandpunkt und die Gewissenlosigkeit dem nordischen Holzbau gegenüber ist die Forschung über die Bildende Kunst Asiens weggekommen, deshalb, weil dort die Vernachlässigung des Holzbaues nicht die einzige große Lücke ist, über die das Fach einfach hinwegsieht. Sie hat sich bis vor kurzem überhaupt nur um Vorderasien gekümmert und fängt jetzt erst an, allmählich auch Indien und China ernstlich heranzuziehen. Aber sind diese Gebiete das eigentliche Asien? Wie in Europa die südlichen Halbinseln nur vorgeschobene Posten des eigentlichen, dem Norden angehörenden Landkörpers, so sind Vorderasien und Indien Zwischenglieder, die von Asien nach Afrika überleiten und in der Bildenden Kunst enger mit diesem zusammengehen als mit der Kunst des eigentlichen Landkörpers, der jenseits der Taurus- und Hymalajaketten liegt. China gehört halb und halb dem Süden an. Wenn wir die Entwicklung der Kunst Asiens im engeren Sinne verstehen wollen, dann müssen wir, wie in Europa, von den Nordgebieten und dem Holzbau ausgehen. Dazu aber kommt in Asien noch die Diagonale der Wüsten und Steppen, die seit der Zeit der Wanderhirten zwei Rohstoffe zum Bauen verwendete, um die sich die Kunstgeschichte wieder nicht kümmert, obwohl sie für die Entwicklung der asiatischen Kunst ebenso bedeutungsvoll gewesen sind, wie für die europäische Kunst das Holz, nämlich in Mittelasien das Zelt und in Westasien der Rohziegelbau.

Die Kunstgeschichte hat sich, kennzeichnend für ihre Gesinnung, mit der Kunst Mittelasiens erst zu beschäftigen begonnen, als der graecobuddhistische Kreis von Gandhara und dann die sogenannte buddhistische Spätantike des Tarimbeckens entdeckt wurden. Du lieber Gott! Als ob es sich um Antike handelte, wenn es gilt die Rolle Mittelasiens in der Kunstentwicklung des Erdkreises festzustellen! Wie in Europa, so wird auch in Asien mit dem Schlagworte »Spätantike« alle tiefere von Lage, Boden und Blut ausgehende Forschung von vornherein erschlagen. Wir wollen schon Europa lediglich vom Südstandpunkte aus sehen und das eigene Volkstum nicht zu Worte kommen lassen; um so mehr ist uns das fernliegende Asien erst recht gerade gut genug, zum Spielball marktschreierischer Willkür gemacht zu werden.

Die Forscher, die in Mittelasien nichts als buddhistische Spätantike sehen, spannen Sven Hedin vor, um sich den Erfolg

zu sichern; wir wollen uns doch einmal, statt auf Meinungen zu schwören, die Sache selbst ansehen.

Da ist also Mittelasien, ein Gebiet, das durch Hebung des Bodens bis auf die Höhe der Bergriesen unserer Alpenwelt den Menschen zu ganz eigenen Lebensformen zwang, denen des Wanderhirten oder Nomaden. Dieser mußte das Wohnen dem kalten Klima anpassen und konnte den im besten Falle für das Weiden ihrer verschiedenartigen Herden tauglichen Boden höchstens in der Metallbearbeitung unmittelbar, für alle Art des Wohnens und Kleidens aber nur mittelbar durch den Ertrag seiner Herden ausnützen. Wie ihn die Milch nährt, so wird das Fell und die Wolle zum Wohnen und Kleidern verarbeitet. Diese Rohstoffe sind dann selbstverständlich auch die Grundlage der bildenden Kunst geworden. Wir dürfen Mittelasien nicht nur nach den Oasen der Karawanenstraßen im Norden und Süden des Tarimbeckens und der Wüste Gobi beurteilen, sondern vor allem nach dem, was die Wandervölker an künstlerischen Werten aus den beharrenden Kräften von Lage, Boden und Blut heraus gestaltet haben.

Dabei darf nicht unberücksichtigt bleiben, daß kein Gebiet in Lage, Boden und Blut so starken Wandlungen unterworfen war, als gerade Mittel- und Westasien, und daß wir die Kunst nicht werden nach den heutigen Verhältnissen beurteilen können, sondern sehr stark mit Klimaschwankungen und der scheinbar fortschreitenden Austrocknung rechnen müssen. Es finden sich Ruinenstädte in Gegenden, die heute völlig unbewohnbar sind. Huntington suchte überdies nachzuweisen, daß keine Macht der Welt diese Wüstenpunkte heute wieder besiedeln könnte.

Die Kunst dieser asiatischen Wandervölker ist uns nicht einmal so fremd, als daß wir mit ihr gar so rücksichtslos umspringen dürften. Da ist doch eine breite Schicht von Denkmälern, die sogar auf den europäischen Großstadtmenschen heute noch einen derartigen Eindruck macht, daß er einen Teil seines Vermögens darin anlegt — eine höhere Wertung kann man vom europäischen Durchschnittsmenschen gar nicht verlangen — das ist der sogenannte orientalische Teppich. Glaubt man wirklich, daß dieses in Farben und Mustern hochwertige Kunsterzeugnis irgend etwas mit dem »Orient«, das heißt dem Süden Asiens, zu tun hat? Er ist ein ausgesprochenes Gewächs des Nordens oder besser jener dem Norden gleichkommenden Höhenlage des für die Kunst des Wohnens und Kleidens unfruchtbaren Bodens und des im Wanderhirten, beziehungsweise seinem Weibe kreisenden Blutes, das sie Arbeiten vornehmen und mit einer Eigenart seelischen Gehaltes schmücken läßt. Der Teppich hat ursprünglich mit dem Religiösen gar nichts, am wenigsten aber mit dem Buddhismus etwas zu tun. Alle Sinnbilder des Glaubens scheinen ursprünglich Männerarbeit.

Ich bin absichtlich von einer Denkmälergruppe Mittelasiens ausgegangen, die heute noch im europäisch-amerikanischen Kreise

hochgeschätzt wird, den Teppichen. Und nun im Anschluß daran eine notwendige Feststellung. Die vom Mittelmeer auf die Ufergebiete des atlantischen Ozeans übergreifende wissenschaftliche Gesinnung weiß merkwürdigerweise nichts von jener Denkmälergruppe, die wichtiger als das Möbel für alles, der Teppich, ja seine Voraussetzung und der eigentliche Träger der Entwicklung ist, das heißt den Teppich mit im Gefolge hat: vom Zelte. Und doch hat gerade die »buddhistische Spätantike« des Tarimbeckens das Tor aufgeschlagen zur Erforschung der Zeltkunst. Das ist der eigentliche Wert der neuen Entdeckungen. Nur darf man dann eben nicht blind nur das in die Museen schleppen, was durch menschliche Gestalt im Sinne Indiens oder Chinas dargestellt wird, sondern muß als Fachmann vorgebildet sein und mehr sehen als der mit Scheuklappen versehene Humanist.

Bei Entdeckung der mittelasiatischen Zeltkunst rechnen wir auf die Mitarbeit der Ethnologen ebenso, wie in Europa bei der Auffindung der verlorenen Spuren des Holzbaues. Ich habe dort an der Hand der Quellen und den aus den letzten Jahrhunderten, in Norwegen sogar aus dem Mittelalter erhaltenen Kirchen in Holz nachweisen können, daß sie nur der Ausklang einer großen Blüte sind, für deren augenscheinlichen Nachweis wir jetzt das Osebergschiff mit seiner Kunstladung in der Hand haben.¹⁾

Dadurch, daß die Volkskunde nunmehr auf geschichtlichem Boden gestellt werden soll, wird sie auf einzelnen Gebieten mit der Kunstgeschichte derart Hand in Hand arbeiten, daß beide Fächer gelegentlich kaum zu trennen sein dürften. Das gilt in vielleicht noch erhöhterem Maße auch für Asien. Ich habe dort in meinem Werke »Altai-Iran und Völkerwanderung«, 1917 den Boden für die auf die Zelt- und damit Hand in Hand gehende Metallkunst vorzubereiten gesucht. Für Westasien haben meine Werke über Mschatta — die Festschrift zur Eröffnung des Kaiser Friedrich-Museums in Berlin — und Amida, vor allem aber mein Armenienwerk vorzuarbeiten gesucht. Ich will hier nicht die Indoarierfrage hereinziehen und nur soviel sagen, daß in Westasien der Rohziegelbau und damit im Zusammenhang die Kuppel über dem Quadrat als Bauformen entscheidend sind, für die Ausstattung aber die Verkleidung dieses wenig haltbaren Rohstoffes durch Fliesen, Stuck, Holz, Metall, nicht zuletzt aber auch durch von der Zeltkunst gelieferte Behänge. Dadurch ist in der Ausstattung solcher Verkleidungen ein derartiges Gemisch von Zierformen entstanden, daß darin am besten der Einstieg in die Reichhaltigkeit der west- und mittelasiatischen Zierkunst gefunden wird. Man lese darüber das Nähere in den angeführten Werken nach. An der Erfassung des Wesens, das in dieser Ueberfülle vorliegt und in das nur durch entwicklungsgeschichtliches Aus-

¹⁾ Vergl. »Belvedere« V, 1924 und »Slavia« III, 1924. Dazu »Der Pflug« I, 1926.

einanderhalten Ordnung gebracht werden kann, muß der Forscher auf die Mitarbeit des Volkskundigen rechnen, der, indem er beginnt seine Arbeit auf geschichtlichen Boden zu stellen, dem Prähistoriker, der vom anderen Ende der Entwicklungsreihe, dem Anfange herkommt, allmählich die Hand reichen muß. Zwischen beiden stehen die einzelnen Fächer, die von Anfang an auf geschichtlichem Boden gearbeitet haben und indem sie wie die Kunstgeschichte einsehen lernen, daß sie nach Zeit, Ort und Gesellschaft das Ganze erfassen müssen, sich, wollen sie endlich in Fragen von Wesen und Entwicklung der Sachen von der Geschichtsphilosophie auf wissenschaftlichem Boden loskommen, mit der Prähistorie und Ethnologie als ihren neuen Hilfswissenschaften zusammentun müssen.

»Geaßmaul« und »Maulauf«.

Von Dr. Rosa Schömer, Wien.

Die verschiedenen Typen der Kienspanhalter oder -Behälter bilden eine eigene Gruppe unter den Beleuchtungsgegenständen, da der Kienspan, um ordentlich brennen und leuchten zu können, eine andere Art der Unterlage oder Befestigung als die übrigen Leuchtmaterialien verlangt.

Neben den einfacheren Formen, in denen der Kienspan frei brennt, die zu dem altererbten Inventar der bäuerlichen Rauchküche und -Stube gehören und auch in Burgen und mittelalterlichen Stadtwohnungen üblich waren, solange dort das offene Herdfeuer brannte, finden sich höher entwickelte Typen, in denen durch Anschluß an den Schornstein oder durch einen darüber befestigten trichterförmigen Rauchhut für Abzug des Rauches gesorgt ist.¹⁾

Zur ersten Gruppe gehört die im Binnental in der Schweiz gefundene Steinlampe primitivster Art, die aus einer Steinplatte besteht, auf der die Kienspäne verbrannt wurden;²⁾ ferner jene Halter, in die der Span wagrecht oder schräg nach oben gesteckt oder geklemmt wird, wie bei den aus Stein, gebranntem Ton, Holz oder Schmiedeeisen gefertigten Spanleuchtern.

Die verschiedenen Typen zeigen im allgemeinen mit wenigen Ausnahmen³⁾ die reine Zweckform, ohne weitere Ausgestaltung oder nur mit geringen Ansätzen dazu.

¹⁾ Zeitschr. f. österr. Volksk., X, 1904, S. 5 ff., 147 ff., XXI, 1915/16, S. 90; Das Bauernhaus in Oesterreich-Ungarn und seinen Grenzgebieten, S. 144 ff.; Das Bauernhaus in Deutschland und seinen Grenzgebieten, mehrere Stellen. Fredr. B. Wallem: Lys og Lysstel i norske Kirker og Hjem, S. 39 ff.

²⁾ Rütimeyer: Urethnographie der Schweiz, S. 56.

³⁾ Köpfe aus Ton, ein Spanhalter aus Schmiedeeisen in Gestalt eines sitzenden Mannes, in dessen Händen der Span festgeklemmt wurde: Benesch, Das Beleuchtungswesen vom Mittelalter bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, Tafel I, Nr. 133.

Von der Art des Materiales wird auch die Formgebung beeinflusst. Der von einem geeigneten Ast sich ableitenden Stabform der hölzernen Spanleuchter, der sich die aus Schmiedeeisen gefertigten Stücke anschließen, stehen die gedrungenen Formen der aus Stein oder Ton gebildeten Halter gegenüber. Ein aus dem Lungau stammendes Stück ist roh aus Stein gemeißelt,¹⁾ ein tönerner Spanhalter, der etwa aus dem 18. Jahrhundert stammt, ist als Kegel geformt.²⁾

Der bildsame Ton bot auch Anregung zu primitiver plastischer Ausgestaltung, wie sie die »Geaßmaul« oder »Maulauf« genannten Kienspanhalter in Form eines menschlichen Kopfes zeigen.

Sie wurden in oberösterreichischen³⁾ (Abb. 1) und steirischen⁴⁾ Bauernhäusern gefunden, doch stellen sie nur die Ausläufer einer Form dar, die sich bis ins Mittelalter zurückführen läßt. Aus Oberösterreich ist ein solcher Tonkopf erhalten, der charakteristisch gotische Züge aufweist und ins 13. bis 14. Jahrhundert gesetzt wird.⁵⁾ (Abb. 2.)

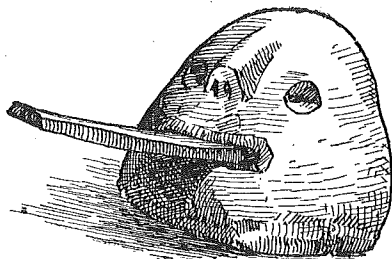


Abb. 1. »Geaßmaul«, Spanhalter aus Ton, Oberösterreich.



Abb. 2. Tonkopf, als Spanhalter verwendet, 13.—14. Jahrh., Oberösterreich.

Benesch spricht die Vermutung aus,⁶⁾ daß dieser Spanhalter seine Form einem Vorbilde verdanke, da die Bäuerin, wenn sie in der dunklen Rauchkuchel am offenen Herd herumwirtschaftete

¹⁾ Benesch, a. a. O., Abb. 2: im Museum zu Salzburg befindlich.

²⁾ Benesch, a. a. O., Abb. 1: im Museum zu Linz befindlich.

³⁾ Das Museum für Volkskunde in Wien besitzt zwei solche »Geaßmäuler« aus Oberösterreich (Käfermarkt), die halbkugelig geformt, nach oben zugespitzt, oberflächlich angerußt und geputzt sind.

⁴⁾ Im Johanneum in Graz befindet sich ein »Maulauf« aus der Ligister Gegend, westliche Mittelsteiermark, Stubalmgebiet, den V. Geramb als kopffähnlichen Tonklotz beschreibt, geweißnet und mit spaltartigem mundähnlichem Einschnitt zur Aufnahme des Spans versehen.

⁵⁾ Wiener Museum für Volkskunde aus der Sammlung L. v. Benesch: kantig geschnitten, mit schwarzer Kienrußpaste (?) überzogen, innen hohl. Einen Kienspanhalter in Gestalt eines Drachenkopfes, deutsche Arbeit des 13. Jahrhunderts, aus der Sammlung Figdor beschreibt (mit Abb.) Walcher in Kunst und Kunsthandwerk, 12, 1909, S. 22. (Mitt. von A. Haberlandt.)

⁶⁾ A. a. O., S. 1.

und keine Hand frei hatte, den brennenden Span in den Mund genommen haben mag, um den Inhalt der Pfanne zu beleuchten. Als gelegentliches Auskunftsmittel erwähnt dies auch Preen.¹⁾

Dazu liefert Olaus Magnus in seinem berühmten kulturgeschichtlichen Werk »Historia de gentibus septentrionalibus«, das 1555 in Rom erschien, einen wertvollen Beweis. Das 16. Kapitel des zweiten Buches (angeführt nach der deutschen Ausgabe zu Basel, 1567) handelt von der Beleuchtung und es heißt dort über die Verwendung der Kienspäne: »Vber das braucht man auch durch alle Mitnächtige Länder das Kienholtz in allerley gestalt / wie die gemeinen Hausskerten / Nemlich also / wann einer mit beiden henden züschaffen hat / steckt er etliche dünn geschnittne spån / so vil er will vnder die gürteln / vñ nimpt ein brennenden



Abb. 3. Bauer und Bäuerin mit brennendem Kienspan im Munde.
Nach Olaus Magnus, 1555.

spon in den mundt / oder steckt jn auff den hütt / geht also hin vnd wider wo er will / auch von dem windt onuerhindert / vñ arbeitet was jm gefelt / Doch geschicht solches mit weniger gefahr zü feldt dann zü hauss / von wegen des starken bechs geruch / der nicht jederman gezimbt / ...«

Der beigegebene Holzschnitt (Abb. 3)²⁾ stellt einen Bauer und eine Bäuerin bei der Besorgung häuslicher Geschäfte dar. Der Mann trägt eine Kanne und einen Korb, die Frau spinnt im Gehen den Faden von dem Wergbündel ab, das sie um den Kopf gebunden hat. Beide leuchten sich, indem sie einen langen brennenden Kienspan im Munde halten.

¹⁾ Einiges über ländliche Beleuchtungsarten im Bezirk Braunau a. I. (Zeitschr. d. Ver. f. österr. Volksk., 3, 1897, S. 354).

²⁾ Hier ist der deutlichere Linien aufweisende Holzschnitt der lateinischen Ausgabe reproduziert.

Auch die Finnen übten diesen Brauch, wie aus dem Volksepos »Kalewala« hervorgeht. In der 23. Rune, Vers 175 ff., wird die junge Frau bei der Aufzählung ihrer häuslichen Pflichten ermahnt: »Kommst du darauf in die Stube / Komm selbvierte du ins Zimmer: / In der Hand ein Wasserfäßlein / In dem Arm ein Blätterbesen / In dem Mund ein Feuerhölzchen / Selber bist du dann die vierte.« (Uebertragung von Schiefner, 1852.)¹⁾

Die in den »Geaïmäulern« und dem »Maulauf« dargestellte Art den Kienspan zu halten, wird also bei Olaus Magnus in Wort und Bild als tatsächlich geübter Brauch für die Nordvölker im 16. Jahrhundert erwiesen und im »Kalewala« auch für das finnische Nachbarvolk bezeugt.

Man darf annehmen, daß »Geaïmaul« und »Maulauf« eine Nachbildung jener urtümlichen Art der Beleuchtung darstellen und das einstige Vorkommen des Brauches auch für unsere Gegenden beweisen. Der Tonkopf aus dem 13. bis 14. Jahrhundert bildet dann den ältesten Beleg dafür.

Die Fundstätten in Oberösterreich und Steiermark, die vermutlich als Reste eines ursprünglich weiteren Verbreitungsgebietes in den Alpen aufzufassen sind,²⁾ dürfen wohl mit dem bei Nordgermanen und Finnen in alter Zeit bestätigten Brauche in Zusammenhang gebracht werden. Vielleicht können künftige Forschungen die fehlenden Zwischenglieder einfügen.

Die Bauernhausformen im deutschen Volksgebiet.

Erläuterungen zur beigegebenen Hausformenkarte.*)

Von Arthur Haberlandt, Wien.

Eine Karte der Bauernhäuser im deutschen Volksgebiet hat, was kaum besonderer Darlegung bedarf, auf bewährten Vorarbeiten aufzubauen. W. Peßlers Hausformenkarte des Deutschen Reiches ist bis heute kaum noch in ihrer Anlage veraltet und wird zudem durch einen vorzüglichen Text erläutert, auch A. Dachlers Karte kann für das deutsche Gebiet Oesterreichs und der angrenzenden Länder als grundlegend angesehen

¹⁾ Vers 179 lautet auch in den Originalrunen in Finnisch-Karelien und Ingermanland: »tutclikku hampahissa«, das heißt: »Feuerhölzchen zwischen den Zähnen«. Noch heute dürften die Frauen in den östlichen Gegenden Finnlands gelegentlich zu diesem Auskunftsmittel greifen. Freundliche Mitteilung U. Holmbergs, Helsingfors.

²⁾ Auch in den Westalpen existieren solche Kienspanhalter, doch war es leider vorläufig noch nicht möglich, näheres darüber zu erfahren.

*) Die Karte wurde von der Verlagsanstalt Strecker und Schroeder in Stuttgart, der auch an dieser Stelle für ihr lebenswürdiges Entgegenkommen gedankt sei, aus der »Illustrierten Völkerkunde«, herausgegeben von Dr. Georg Buschan, Bd. II, 2, zur Verfügung gestellt, wobei auf die dort gebotene ausführliche entwicklungsgeschichtliche Darstellung (S. 404—484) verwiesen sei.

werden, leidet aber an einer gewissen kartographischen Unzulänglichkeit, die nicht selten des Korrektivs des Textes bedarf.¹ Für nord- und süd-slawisches Gebiet — das uns hier allerdings nicht näher beschäftigt — muß sie als unvollständig und teilweise überholt angesehen werden. Sehr verdienstlich, aber schwer benützlich war bisher die von C. Jecklin nach J. Hunzikers nachgelassenem Material entworfene Hausformenkarte der Schweiz.² Sie entbehrt jeder Veranschaulichung der darauf genannten und abgegrenzten Typen durch Grundrisse und dergleichen, ja sogar des einfachsten hydrographischen Netzes und setzt so eigentlich das Nachlesen des Hunzikerschen Textes unumgänglich voraus. H. Schwabs entwicklungs-theoretischer Auszug aus diesem umfangreichen Werk bot sich dem Verfasser in dieser Hinsicht als höchst dankenswerte Vorarbeit für die Ergänzung der Karte dar.³ Hauptsächlich auf Grund dieser Darstellungen ist die nachstehende Karte erwachsen, die außerdem V. Gerambs und H. Wopfners Arbeiten⁴ sowie eigene Erkenntnisse in einer Gesamtübersicht verarbeitet. Sie will sämtlichen Landschaftstypen in knappster Uebersichtlichkeit unter gleichartigen Gesichtspunkten gerecht werden, um so zu den ihnen zugrunde liegenden Haupt- und Grundformen vorzudringen. Die Signaturen sind in gruppenweiser Zusammenfassung nach Möglichkeit diesen Gesichtspunkten untergeordnet worden. Verzeichnet sind die Wesenszüge der Bauart, Innengliederung und Gehöfteform in ihrem charakteristischen Zusammentreten zu landschaftlichen Typen. Die Legende nimmt auch auf Bindungen zum Volkstum und zur Umwelt Bezug. (S. auch Anm. 15.)

Wenn sich hiebei nicht weniger als 33 Landschaftstypen als abgrenzbar erweisen, so lehrt dies, wie vielseitig die Beziehungen dieser Wesenszüge zueinander sein können. Die nachfolgenden Bemerkungen mögen die Darstellung noch weiterhin erläutern und ergänzen.

A. Bauart.

Als alte Haupt- und Grundformen im volkstümlichen Bauwesen auf deutschem Volksgebiet dürfen vermutlich die nachstehenden angesehen werden.

1. Säulenhäuser. Es hat viel für sich, daß alle diese Häuser mit dem vorgeschichtlichen Typus der eingetieften Dachhütten in Zusammenhang stehen, wobei das Dachgespärre durch tragende Säulen unterstützt, die Wandung als nichttragender Teil aber lediglich aufgefüllt wurde.

Das niedersächsische (1) und das »keltoromanische« (»Jura-«) Haus der Schweiz — und Frankreichs — (16) gehören einem Typus mit zwei Säulenreihen an, beim Jurahaus sind es ihrer auch mehr. Heute schiebt sich zwischen die beiden Verbreitungsgebiete — von allen typologischen Unterschieden abgesehen — ein breiter Gürtel andersartiger Fach-, beziehungsweise Ständerwerkhäuser mit Gehöftebildung; es scheint aber mindestens in älterer Zeit mit Säulenbauten auf gallischem Gebiet (Bibracte und rheinische Saalbauten) der Abstand überbrückbar zu sein. Die Ständerbauten

des Schwarzwalds wie auch die alemannischen Bauten der Schweiz (15) sind durch die Einstellung von einer Reihe Firstsäulen manchmal mit zwei Nebensäulen (somit drei Säulenreihen) charakterisiert. Bei den nordschweizerischen Bauten hat sich diese Konstruktion allerdings fast vollständig auf den Dachboden zurückgebildet. Spuren der Säulenstellung finden sich auch noch im Engadiner Hausbau, und die alten bayrischen Volksgesetze dürften eine durchaus entsprechende Bauform im Auge gehabt haben.⁵

Auf diesen Häusern ruht in der Regel ein Sparrendach, doch sind von Mitteldeutschland südwärts zum Teil Pfetten den Sparren unterlegt oder es wird schon ein regelrechter Dachstuhl errichtet.⁶

2. **Fachwerk, beziehungsweise Ständerwerkbauten.** Diese vielfach bis in die indogermanische Vorzeit zurück verfolgbaren Bauformen sind auf südwestdeutschem Gebiet sicher schon seit der jüngeren Steinzeit bodenständig und die Bauart hat auch im Bereich grundsätzlich andersartiger Hausformen Raum gewonnen.⁷ Die südliche Art des niedersächsischen Hauses (2) gehört konstruktiv bereits dem Wandhaustypus zu, das Fachwerk selbst reicht in stetiger Erstreckung darüber hinaus bis Dänemark und Südschweden (Schonen), ferner ins östliche Deutschland (Schlesien). Im gebirgigen Süden (Schwarzwald, Berengebiet der Schweiz, Allgäu) finden wir das Ständerwerk streckenweise mit wagrechten oder senkrechten Bohlen ausgefacht oder mit Brettern verschalt (letzteres auch im Bundwerk Nordtirols). An Scheunen und Nebengebäuden begegnet man dem Ständerbau weiter bis Ungarn hin.

3. **Blockwerkbauten.** Sie sind in den Alpen und Sudetenländern alteinheimisch, nicht minder östlich der Oder. Ihnen gehört das Pfettendach zu, das gegebenenfalls einfach durch Auflegen der Pfetten auf die im Giebel sich verkürzenden Wandbalken hergestellt wird (Ebendach).

Im gebirgigen Bayern, Westtirol und Etschgebiet ist das heute regelmäßig auf einem Mauersockel errichtete Blockwerk vom Steinbau zum Teil verdrängt, zum Teil durchsetzt. Sofern sich die Mauerung auf die Küche im besonderen erstreckt, wird davon noch die Rede sein. (Siehe Schlotküchen). Im Engadiner Haus tritt im Wohntrakt Blockwerk hinter die Mauerung (31).

4. **Mauer-, beziehungsweise Steinbau** wurde nur dort in den Rissen angedeutet, wo mit alter Bodenständigkeit in stammesgeschichtlicher Bedeutsamkeit zu rechnen ist. Es handelt sich hier um romanische ursprünglich den Deutschen fremde Bauart.

Gegenüber den Säulenhäusern darf man 2.—4. als Wandhäuser zusammenfassen.

Als alter vorgeschichtlicher Sondertypus sind die Reste von Laubenhäusern hervorgehoben, beziehungsweise in der

Legende erwähnt, soweit die Karte ihre alte Bodenständigkeit vertritt und sofern unsere Hausbildungen sie tatsächlich als offene oder geschlossene Räume in bedeutungsvoller Art erhalten zeigen (25), (32). Davon ausgeschlossen sind bloße Laubengänge (Nieder- und Hochlauben). Es handelt sich also um den von R. Henning aufgestellten Typus des einzelligen Hauses mit Giebellaube (Vorhallenhaus), der besonders auch in der südlichen Schweiz wirksam in Erscheinung getreten ist.⁸

Die Vaterschaft dieses Typus muß allerdings auch für andere Gebiete im Auge behalten werden. Hinweise darauf bietet das Wort »obsen« als Vorhalle der Kirchen im Bairischen, »Labn« in Tirol, Vorarlberg und der Schweiz, ferner der Gebrauch des Wortes Laube für den Hausflur auch im fränkischen Hausgebiet in Niederösterreich und im Burgenland, ebenso bei den Siebenbürger Deutschen (Moselfranken) noch in der niederdeutschen Lautung leef, leif. Zusammen mit Nachrichten bei Plinius, der von einem »vestibulum« in Friesland spricht, führt dies auf ein früheres Vorhandensein einer Vorhalle auch im Heimatgebiet der fränkischen Hausform.⁹

Nicht berücksichtigt ist auf der Karte der sogenannte gestelzte oder Stockbau, in Württemberg einerseits gegen den Schwarzwald hin, andererseits bis ins Allgäu, ferner in Nordschwaben und im Spessart verbreitet. Es hat manches für sich, namentlich den Pfeilerstuhl des Schwarzwaldhauses an alte Pfahlhauskonstruktionen anzuknüpfen, es mag bei der Ausbildung in der Ebene aber auch der fertige romanische Stockbau eingewirkt haben, wie dies auch in Frankreich und den Alpen manchenorts der Fall war. Die Wirtschaftsräume (Preßhaus, Stall) im Unterbau der Häuser im ebenen Gebiet sind in der Regel nämlich mittels Gewölbkonstruktion in Mauerbau aufgeführt.¹⁰

B. Innenteilung.

Die Innenteilung der Häuser ist in bemerkenswertem Maße von der Bauart abhängig. Die Hausflur liegt zusamt dem Eingang bei den Säulenhäusern je nach der geraden oder ungeraden Zahl der Säulenreihen an der Giebel- oder der Langseite und auch die Zwischenwände richten sich ursprünglich nach der Anordnung der Säulen. Beim Blockbau ist die Einteilung zunächst von den Maßen des Langholzes bedingt. Primär erscheint er als Einheitshaus mit Giebeleingang für Mensch und Tier, das in den Alpensiedlungen und Maiensässen der Ostschweiz, Nordtirols und Salzburgs hin und wieder noch erkennbar ist.

Am geringsten scheinen solche konstruktive Bindungen dem mitteldeutschen Fachwerkbau aufgeprägt. Es handelt sich hier um einen alten Wohnstallbau, der sogar mit bloß oberflächlicher Unterteilung für Mensch und Tier in Westeuropa noch streckenweise sich erhalten hat.¹¹

Besondere Bedeutung für die Artung der Hausform erlangte im übrigen das Heizwesen in Küche und Stube. Eine alte romanische Errungenschaft ist wohl die Schlotküche. Außer im eingezeichneten Gebiet der Schweiz (30) begegnet ihr Typus, kartographisch noch kaum zu umschreiben, in Nordtirol, Vorarlberg und örtlich eingestreut in Salzburg, ferner in der Wachau am Donaulauf, im Böhmerwald, in Pommern und Schlesien, wie vielfach im deutschen Osten bis Lettland. Ihr hat sich ganz organisch eine Hinterladerstube angegliedert, deren ältester Ofen ein Sitzofen war, im Schwarzwald ganz nach Hypokaustenart erbaut (Die »Kunst«).¹² Er kommt vom Elsaß bis nach Vorarlberg hin vor. Die Ostalpenländer entwickelten unmittelbar aus einer primitiven Badstube mit Vorderlader die Rauchstube. Die nach V. Geramb dargestellte Verbreitung der Rauchstuben (25) dürfte in ein ursprünglich weiteres Bereich wohnlicher Winterstuben (»stupha« — »Badstube«?) fallen, die von Savonarola etwa († 1365) auch für romanisches Alpengebiet angeführt werden.¹³

Eine Spur dessen erhielt sich bis ins 19. Jahrhundert anscheinend auch in den »deja« (aus romanisch »tegia«) genannten einräumigen Hütten im Damülser Tal (Vorarlberg) die als einzige Heizstelle einen Ofen mit »Kochvorrichtung« besaßen, wie dies ein alter einheimischer Zimmermeister von Abbrüchen und Umbauten älterer Häuser berichtete.¹⁴

Die Einbeziehung der vielfach vorkommenden Speicherbauten (s. u.) in den Hausverband wurde nur in Gebieten einer besonderen architektonischen Auswirkung dieses Baugedankens in der Schweiz vermerkt (15a).

C. Hofbildung.

Als primitivste Hofbildung muß nach alteuropäischen Zeugnissen die Anordnung kleinerer Bauten in Streulage angesehen werden. Haufen- und Gruppenhöfe dieser Art begegnen noch heute auf weiten Strecken im Bereich der alpinen Häuser (23), (26). Der Paarhof bedeutet ihnen gegenüber nur eine wirtschaftlich bedingte harmonische Bauform, wobei die unbedeutenden Nebenbauten Backhaus, Schweineställe etc. eben architektonisch vernachlässigt bleiben (22). Das gleiche ist bei diesen Bauten ja auch im Hofverband mit niedersächsischen Einheitshäusern der Fall. Auch ein Kasten (Speicher) spielt hierbei meist keine architektonisch bedeutsame Rolle. Verbreitung und Typologie dieser weit in Nord und Süd verbreiteten Speicher festzuhalten, wäre eine kulturgeschichtlich wichtige Aufgabe, gehört jedoch, kartographisch betrachtet, buchstäblich auf ein anderes Blatt.

Überall finden wir von den Oetztaler Alpen und der Talfurche der Etsch bis Kärnten (Klagenfurt) und Salzburg (Pongau) die Paarhöfe heute als die ältere Form nur mehr an den Hängen

der Haupttäler und in den Seitentälern, in den Talzügen selber, Eisack, Drau, Salzachtal, herrscht bereits das Einheitshaus. Die neueren stattlichen Einheitshäuser der Alpen sind indes aus einfacheren bodenständigen Formen — vermutlich erst ziemlich spät — gestaltet worden. Der Blockbau an und für sich gestattet keine allzu bedeutenden Abmessungen, auch der Dachstuhl erfordert bei solchen Bauten ein fortgeschritteneres Können!

Die bäuerlichen Einheitshäuser der Alpen, namentlich ostwärts der Rhein-Bodensee-Lechlinie, vereinen dementsprechend Holz- und Mauerbau und lassen sekundäre Entstehung durch Hintereinanderschaltung von Wohn- und Wirtschaftsbau — manchmal noch bei getrennter Dachkonstruktion — erkennen (20). Im Westen hat aus den gleichen Gründen gegebenenfalls der Ständerwerkbau auch im Gebiet des Alpenhauses Raum gewonnen (Bernerhaus) (29).

Der vielfach geäußerten Meinung, daß im Giebel geteilte Einheitshäuser durch Drehung des Firstes um 90° aus solchen Einheitshäusern abgeleitet sind, wobei man Langholz für das Dach sparte, wurde mit entsprechender Zuordnung Rechnung getragen. Es sei jedoch betont, daß diese Giebelteilung ihrer exakten kulturgeschichtlichen Ausdeutung doch noch harret; sie begegnet ausschließlich in stark von romanischer Kultur bestimmten Landschaften von Görz über die Alpen hinweg bis in die Pyrenäen (16), (21 a) (so auch richtig statt (21) im Mischgebiet südöstlich von »Meran«), (27).

Der Gegensatz zwischen niederdeutschem Einheitshaus und mitteldeutschem Gehöftebau ist angesichts der Übereinstimmungen hinsichtlich der Bauart auffällig. Er dürfte außer durch stammhafte Unterschiede, die von Anbeginn hier herrschten, durch starke Einwirkung der villa rustica auf die fränkisch-mitteldeutsche Form endgiltig festgelegt worden sein.

Vierseithöfe und Vierkanter jenseits der niederdeutschen Hallenbauten — denn so können wir diese nennen — (7), (9) wie auch im Alpenvorland (19) kennzeichnen sich als spätere Auswirkungen der mitteldeutschen Hofentwicklung, wobei im Südosten auch Klosterbauten Vorbildlich gewirkt haben mögen. Letzten Endes reichen auch diese auf romanische Bauüberlieferungen zurück. Die Stellung der Gebäude zueinander ist aber im bayrischen Stammesgebiet durchaus eine andere als auf mitteldeutschem Boden. Feststehende Mischbildungen ergeben sich von Hof in Bayern nord- und westwärts und auch anderswo reichlich. (Wohnhaus von alpinem Typus mit Legdach [Pfettendach] und Giebeleingang im Hintergrund des Wirtschaftshofes und dergleichen.) Sie begleiten den mitteldeutschen Typus in Nord und Süd, ebenso wie das ihm verwandte alemannische Haus der Schweiz (3—6), (8), (16 a), (17), (18). Ferner gehört hierher (24) u. (31).

D. Stammhaftigkeit.

Die mehrfache Anführung der stammhaften Unterlagen der Landschaftstypen ermöglicht eine kritische Auseinandersetzung mit den größtenteils zu Unrecht gelegneten Zusammenhängen der Hausformen mit der deutschen Stammesbildung. Solche Bindungen stehen, wie auch nur ein Blick auf die Verbreitungsgrenzen der Grundrißtypen lehrt, außer Frage, sie sind jedoch keine zwangsläufigen und vor allem nicht einheitlicher Natur. Daß das niedersächsische Haus stammhaften Charakter besitzt, wird ernsthaft kaum in Zweifel gesetzt werden können. Eine andere Frage ist, wann und auf welchen Wegen es ihn gewonnen hat.

Nicht ganz das gleiche gilt vom fränkisch-mitteldeutschen Bau (10), (12). Der Typus ist durch große Kolonisationsbewegungen längst stammheitlichen Grenzen entwachsen; daß er aber nur im fränkischen Westen Deutschlands verwurzelt sein kann, ist ebendaraus, daß es sich dabei um Kolonisationen handelte, abzusehen. Freilich wird man auch die einfache Weitergabe dieses Typus im Sinne kultureller Auswirkung nicht übersehen dürfen, was sehr lehrreich im angrenzenden alemannischen Gebiet und in Niederbayern sowie im fremden Volkstum sich offenbart (11), (13).

In der Schweiz halten sich schon zufolge der Umweltverhältnisse die Hausformen nicht streng an Sprach- und Stammesgrenzen; es sind deutlich auch hier Misch- und Uebergangsgürtel erkennbar, so zwischen französischem und deutschem Gebiet im Westen und an den Ausläufern der deutschen Siedlungszone im Süden, gleichwohl ist die grundsätzliche Uebereinstimmung von Baucharakter und Sprachverbreitung unverkennbar.

Die alemannisch-bayrische Mundartgrenze nahe dem Ostufer des Lech (vergl. Anm. ¹⁵) ist zugleich die Grenze des Fachwerkhäuses im Westen (14), (14 a), (21), des Block- und Mauerbaues im Osten in den ebenen Strecken (21). Im Gebirge zeigen sich hier naturgemäß Ausgleichungen. Andererseits sind hier die stammheitlichen Unterschiede am Grundriß deutlich verkörpert, wogegen im Vorland auch im bayrischen Gebiet mit Querflurhaus (21) Beziehungen zum Westen stärker erkennbar sind. Es hat eben keinen Sinn, ein so lebendiges Volksgut, wie das Bauernhaus es ist, unter einen einseitigen Gesichtspunkt zu stellen, das tut auch das Volk, das es baut und bewohnt, nicht. Aber soweit es konnte, ist es seinem angestammten Gut treu geblieben. Möge die Karte dem Verständnis dessen förderlich sein!

1 W. Peßler: Die Haustypengebiete im Deutschen Reiche. Eine ethnogeographische Untersuchung (mit 1 Karte). Deutsche Erde VII, Gotha, 1908.
A. Dachler: Karte der österreichischen Bauernhausformen. Zeitschrift f. österr. Volksk., Erg.-H. VI. (Wien 1909.)

- 2 J. Hunziker: Das Schweizer Haus, nach seinen landschaftlichen Formen und seiner geschichtlichen Entwicklung. (Herausgegeben von C. Jecklin.) Bd. VIII. Aarau 1914.
- 3 H. Schwab: Das Schweizer Haus, sein Ursprung und seine konstruktive Entwicklung. (Aarau 1918.)
- 4 V. Geramb: Die Verbreitung der ostalpinen Rauchstuben. Wiener Zeitschr. f. Volksk. 30 (1925).
H. Wopfner: Das Tiroler Bauernhaus. Aus: Ein Buch für das Tiroler Haus. (Innsbruck 1923.)
Derselbe: Ueber eine alte Form des alpinen Hausbaues. Wiener Zeitschr. f. Volksk. 30 (1925).
- 5 H. Schwab: a. a. O., S. 89 mit Abb.
K. Rhamm: Urzeitliche Bauernhöfe im germanisch-slawischen Waldgebiet. (Braunschweig 1908.) S. 302 f u. 353 ff.
- 6 Rhamm a. a. O., 307 ff.
- 7 W. Schulz-Minden: Das Germanische Haus. Mannus-Bibliothek Nr. 11. (Leipzig 1923.)
- 8 R. Henning: Das Deutsche Haus in seiner historischen Entwicklung. Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker XLVII. (Straßburg 1882.)
J. Hunziker a. a. O., II, S. 132 ff. u. Anm. 27, S. 163 f.
Derselbe: Das Bauernhaus des Großherzogtums Baden, verglichen mit demjenigen der Schweiz. Schweizerisches Archiv. f. Volksk. II, Basel 1898.
H. Naumann: Primitive Gemeinschaftskultur (Bauernhaus und Kornkammer in Litauen. (Jena 1921.)
- 9 K. Rhamm a. a. O., S. 892.
J. R. Bünker: Das Bauernhaus der Heanzerei. Mitt. d. Anthrop. Gesellsch. Wien XXV. S. 104 ff.
Derselbe: Das Siebenbürgisch-sächsische Haus. Ebenda XXIX, S. 226.
- 10 Das Bauernhaus im Deutschen Reich, Textband S. 261. (Dresden 1906.)
- 11 K. Rhamm a. a. O., S. 842 ff.
- 12 Das Bauernhaus im Deutschen Reich. S. 273.
(»Seit einigen Jahrhunderten befindet sich in der Stube auch der charakteristische große Kachelofen . . . und neben demselben ist häufig »die Kunst« errichtet, d. i. eine bankartige Sitz- oder Liegegelegenheit, hergestellt von Kacheln, um Rauchzüge, die vom Herde, der sich nebenan in der Küche befindet -- ausgehen und wieder in die Küche ausmünden, sofern nicht etwa neuerdings ein Kamin im Hause vorhanden ist, der den Rauch aufnimmt . . .«)
Eine »Kunst« ohne Kachel-Ofen. Illustr. Völkerk. II/2, S. 481, Abb. 279'
Vergl. auch S. 1030.
- 13 bei Zappert: Deutsches Badewesen im Mittelalter. Arch. f. d. Kunde österr. Geschichtsquellen 21 (Wien 1859) S. 70, Anm. 176.
(»Hunc autem locum quammaxime septentrionales frequentant, italique quorum habitatio illis propinqua est Tridentini, Feltrenses, Foroiulani, nam hyemali tempore eius locus est veluti continua statio, neque id cupiunt, ut sanentur, sed ut frigoris rabiem fugiant . . .«)
- 14 Dr. Ing. Georg Baumeister: Das Bauernhaus des Walgaus und der Walserschen Bergtäler Voralbergs. S. 141. (München 1913.)
- 15 In der Karte erscheint irrtümlich eine stehengebliebene Hilfslinie für die Typenzeichnung als diese Mundartgrenze. Die Grenze verläuft, wie angegeben, vom Lech zum Arlberg und weiter zum Hinter- und Vorderrhein.
(In der Legende verbessere man ebenda »oberdeutschem« und »bayerischem«.) Im Engadin ist 31 zu ergänzen.

Tscheiken und Nassarn.

Von Ernst Neweklowsky, Linz.

Als die Türken im Jahre 1529 zum erstenmal vor Wien erschienen, war ihr Heer von zahlreichen Streitschiffen begleitet, welche die Donau herauf gekommen waren und deren Angriffe sich gegen den am Donauarm gelegenen Teil der Stadtmauern, vor allem gegen den Salzturm richteten.¹⁾

Nach türkischem Vorbild ließ man nun aber auch für das kaiserliche Heer schnelle Streitschiffe bauen, die nach dem Wort qajyq, das soviel wie Boot bedeutet, Tscheiken (Tschaiken, Tscheuken, Tscheiggen, Czaiken, Schaiken) genannt wurden. Solcher Fahrzeuge, die auch den Namen Nassarn oder Nassadistenschiffe führten, wurden im Jahre 1535 auf kaiserlichen Befehl 28 Stück vom Gmündener Salzamte gebaut und unterhalb Lambach deponiert,²⁾ nachdem bereits im Jahre 1532 der Arsenaloberst Jeronimo de Zara erklärt hatte, daß man, um etwas gegen die Türken auszurichten, mindestens hundert solcher »Nassauer-Schiffe« bedürfe.³⁾ Ueber die Größe dieser Schiffe und ihre Bauart ist uns nichts bekannt. In späterer Zeit war ein »ganzes« derartiges Schiff mit 28 Rudern, 2 Schiffhaken und 2 Sessen, ein »halbes« aber mit der Hälfte dieser Geräte ausgerüstet.⁴⁾

So wie die der Salzbeförderung dienenden Schiffe wurden auch diese Streitschiffe im Salkmergut gebaut, wo der Schiffbau durch Jahrhunderte blühte. Da der Holzverbrauch hierfür aber ein außerordentlich großer war, sollten nach der erweiterten Fassung des Reformationslibells vom Jahre 1563⁵⁾ eine Reihe von Waldungen bei Scharnstein an der Alm für immer zum Bau der Salzschiffe und der kaiserlichen Nassarn vorbehalten bleiben.⁶⁾

Die Schiffe wurden im Arsenal zu Wien ausgerüstet. So schrieben die niederösterreichischen Kammerräte im Jahre 1566 an den Erzbischof von Salzburg, daß »man auf zuerichtung der Nassarn schiff im Arsional« eilends eine große Anzahl von Schoppnern nötig habe.⁷⁾ Die Fahrzeuge wurden jeweils nach Bedarf den Truppen nachgeschoben. Im Jahre 1593 wurden neue »Schaykas« nach Komorn dirigiert.⁸⁾

Die Manipulation mit den in den Arsenalen zu Wien und Preßburg stehenden gertüsteten Streitschiffen oblag teilweise dem Schiffbrückenmeister zu Preßburg, erscheint aber auch zum Teil dem Oberstschiffmeisteramte übertragen.⁹⁾

Neben den zahlreichen Salzschiffen (Sechserinnen, Siebnerinnen und dergleichen), wie sie hauptsächlich von der Traun nach Wien kamen und die als Transportfahrzeuge für die Truppen und als Bruckzillen für den Bau von

1) Guglia, Wien, Gerlach & Wiedling, Wien 1908, S. 182.

2) Krackowitzer, Geschichte der Stadt Gmunden, 1899, II. Bd., S. 277 ff.

3) Anger, Geschichte der k. k. Armee, Wien 1886, I. Bd. S. 480.

4) Krackowitzer, a. a. O.

5) Reformierte Ordnung des Salzwesens zu Gmunden und Hallstatt. Gedruckt in Wien 1563, (Fin.-Arch.) S. 101 ff.

6) Baumgartner, Scharnstein, Heimatgaue Linz, 5. Jg., S. 185.

7) Mitterwieser, Frühere Schifffahrt. Braunauer Heimatkunde, 18. Heft, 1923. Stampf & Co., Braunau a. I. S. 28.

8) Brinner, Geschichte des k. k. Pionier-Regiments, Wien 1878, S. 10.

9) Ebenda, S. 9.

Schiffbrücken verwendet wurden, spielten die Tscheiken und Nassarn als eigentliche Streitschiffe eine große Rolle. Wir finden sie selbstverständlich auch in den Kriegen des Prinzen Eugen gegen die Türken und es heißt in dem »Journal de la marche en Bosnie« (1697): »L'infanterie a passé la Save dans des schaiques et schanacles.«¹⁾

Wir finden Tscheiken aber auch im österreichischen Erbfolgekrieg verwendet;²⁾ so wird in diesem Kriege die Verwendung von drei österreichischen mit je 3 Geschützen bewehrten Tscheiken im September 1742 erwähnt, während im Mai vorher von zwei bayrischen Tscheiken, die mit 4 und 7 Stückeln bewaffnet waren, die Rede ist.³⁾ Die Verwendung dieser Fahrzeuge auf der oberen Donau erfolgte aber nur ausnahmsweise; bloß im Jahre 1741 finden wir noch, daß die Donau bei Wien durch 23 Tscheiken gegen die längs des Stromes vorrückenden Franzosen und Bayern gesperrt war.⁴⁾

Für die Bemannung der Tscheiken bestand in der österreichischen Armee ein eigener aus drei Schifferkompagnien gebildeter militärischer Truppenkörper, als dessen Brigadier im Jahre 1788 der General von Magdeburg aufsteht. In diesem Jahre wurden zum Ausmarsch gerüstet: 1 Doppeltscheike mit 8, 8 ganze Tscheiken mit je 6 und 11 halbe Tscheiken mit je 4 Kanonen, ferner 12 Patrouilletscheiken ohne Geschütze.⁵⁾

Das Tscheikistenbataillon, welches ursprünglich in Gran, Komorn und Raab lag, wurde im Jahre 1763 im südöstlichen Teil des Bácsér Komitats als Grenzmiliz sesshaft gemacht und es bildete die Gegend um die Stadt Titel noch bis zum Jahre 1872 einen Teil der österreichisch-ungarischen Militärgrenze, jenes eigenartig organisierten Soldatenlandes, das in einzelnen Tellen durch dreieinhalb Jahrhunderte bestand und in der Zeit seiner größten Ausdehnung den Südrand des Staates von Dalmatien bis zur Bukowina umfaßte.

Ein jeder »Gemeine Mann« erhielt Grund und Material zur Erbauung eines Hauses und dazu 12 Joch Acker und 4 Joch Wiesen, durch deren Bewirtschaftung er für sich und seine Familie den Lebensunterhalt decken sollte.

Der Distrikt der Tschaikisten war in drei Gemeinden, Kompagnien, geteilt. In einer jeden befand sich ein Hauptmann als Kommandant der Milizen und zugleich als Vorstand der Gemeinde und Leiter der Verwaltung.

Ueber den drei Kompagnien und Gemeinden, die das Bataillon bildeten, stand ein Major, der neben dem militärischen Kommando über das Bataillon die Oberleitung der Verwaltung im Distrikte zu besorgen hatte. Er unterstand dem Generalkommando in Peterwardein.

Im Frieden hatten die Tschaikisten mit ihren Schiffen auf der Danau und der Save im Vereine mit zahlreichen Wachtposten an den Ufern für die Sicherung der Grenze zu sorgen.⁶⁾

¹⁾ Angeli, II. Band der Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen, Wien 1876, Verl. d. k. k. Generalstabes, S. 85.

²⁾ Mitterwieser, a. a. O., S. 20.

³⁾ Müller, Die militärischen Wassertransporte in Kurbayern, 4. Heft der »Darstellungen aus der bayrischen Kriegs- und Heeresgeschichte«.

⁴⁾ Brinner, a. a. O., 134.

⁵⁾ Ebenda, S. 284.

⁶⁾ Mollinary, 46 Jahre im öst.-ung. Heere. Zürich 1906. Verl. Orell Füssli. S. 3.

In den Dreißigerjahren des 19. Jahrhunderts bestand diese Flottille aus ungefähr dreißig galeerenartig gebauten, ungedeckten Schiffen, die nach Größe und Bewaffnung Ganz-, Halb-, Viertelscheiken und Patrouillenboote hießen. Die erste Gattung war mit einer 18pfündigen Kanone im Bug, einer 10pfündigen Haubitze im Stern und drei Einpfündern auf jeder Seite ausgestattet. Zur Bewegung dienten hauptsächlich Ruder, ausnahmsweise auch Segel. Die Zahl der Ruder betrug bei dieser größten Gattung vierzig, wobei zwei Ruderer auf jedes Ruder kamen.

Die Manöver der Flottille, welche ein anziehendes Schauspiel boten, spielten sich in der Weise ab, daß die Tscheiken zuerst in einfacher oder in Doppelkolonne aus der Ferne herankamen, dann in eine Front- oder Staffelstellung übergingen und sich so nach vorn und rückwärts bewegten. Es wurden Angriffe gegen feindliche Schiffe markiert, ein Uferort angegriffen, ein Teil der Mannschaft gelandet und dergleichen.

Der Kommandant leitete von einem kleinen, rasch beweglichen Ruderboote aus die Bewegungen der Schiffe, wobei ihm ein Sprachrohr zur Uebermittlung der Kommandoworte diente. ¹⁾

Das Tschalkistenbataillon wurde gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts, noch vor der Auflassung der Militärgrenze aufgelöst.

Heute noch werden auf der unteren Donau hölzerne Ruderschiffe als Tscheiken bezeichnet und auf der unteren Drau gab es noch im 20. Jahrhundert Fahrzeuge, die gleichfalls Tscheiken oder auch Schaiken hießen, 13·5 m lang, 6·5 m breit und 1 m hoch waren und Schnittware, Brennholz, Weinstecken und Schindeln beförderten. ²⁾ Auch zur Obstverfrachtung bediente man sich ihrer und an der Lände in Marburg sah man sie oft in größerer Menge.

Untersuchungen über die Entstehung von Volkssagen.

Von Dr. A. Kieslinger.

In jeder Wissenschaft herrscht das Bedürfnis, über die bloße Sammlung des Tatsachenmaterials hinaus den tieferen Zusammenhängen, vor allem aber der Entstehung verschiedener Gruppen von Erscheinungen nachzuforschen. Dieser Wunsch hat in der Sagenkunde zur Heraushebung gemeinsamer Züge, der »Motive« geführt und die Verbreitung und Verknüpfung dieser Motive haben Volkskundler und Sprachforscher in gleicher Weise zum näheren Studium gereizt. Es sollen in der Folge lediglich mehr minder lokale Volkssagen behandelt werden, die sich meist ganz gut von den mythenhaltigen Märchen scheiden lassen. Natürlich sind auch diese Sagen von mythischen Motiven durchtränkt. Ein äußerer Anlaß genügt oft zur erzählerischen Ausföhrung eines oder mehrerer solcher Motive, die dauernd in einer latenten Form zur Verfügung stehen. Sowohl solche Sagen als auch echte Märchen zeigen eine weite Verbreitung und in recht entfernten Gegenden eine oft verblüffende Uebereinstimmung. Während diese aber bei der oft verwickelten Motivbindung im Märchen meist die Annahme einer mündlichen Ueberlieferung

¹⁾ Ebenda, S. 18.

²⁾ Ebner, Flößerei und Schifffahrt auf Binnengewässern. Hölder, Wien und Leipzig 1912. S. 93.

erfordert, können, wie im folgenden gezeigt werden soll, Ortssagen in verschiedenen Gegenden aus gleichen oder ähnlichen Grundlagen unabhängig von einander gleiche oder mindestens sehr ähnliche Gestaltung erlangen. (»Polyphyletischer« Ursprung.) Gemeinsam ist die psychische Struktur des Bauerntums,¹⁾ eine ganz bestimmte Art, die Erscheinungen miteinander zu verknüpfen. Diese besondere Ausbildung des Denkens scheint mehr an die Landschaft als an einen bestimmten Stamm oder an eine bestimmte Sprache gebunden zu sein. Auch die Zeit mag ihm wenig anhaben. Der steirische Gebirgsbauer denkt, von unwesentlichen Erweiterungen abgesehen, nicht anders als die Urbilder der Figuren Pieter Bruighels, und die zeitlose stille Größe dieses erdhaft gebundenen Daseins gibt allen Ausdrucksformen des Volksdenkens eine warmgetönte Untermalung.

Gewisse Sprachforscher, zum Beispiel Leßmann, haben die Ansicht verbreitet, die Zeit der Entstehung von mythischen und sagenhaften Erzählungen läge weit zurück. Nur Ueberlieferung hätte — und zwar meist mit grober Entstellung der Zusammenhänge — uns Reste einstigen Glaubens erhalten. Im Gegensatz dazu soll hier die Meinung vertreten werden, daß jene schöpferische Denkkraft, vielfach als »naives« Denken geschmäht, auch heute noch nicht erloschen ist, wenn auch die Zahl ihrer Träger schon sehr vermindert, durch Zeitungs-»Kultur«, mißverständliche Aufklärung von seiten einer anmaßenden Halbbildung und andere Begleiterscheinungen unserer Zivilisation täglich weiter zurückgedrängt wird. Gerade Leßmann hat gelegentlich recht gekünstelte und kleinliche Ableitungen gebracht, um alles auf die Formel von uralten »gemeinhardtischen« Ueberlieferungen zu bringen. So sagt er zum Beispiel (Aufgaben und Ziele der vergleichenden Mythenforschung, Seite 43):

»...In Verbindung mit der Menschenfresserin tritt das Motiv der Versteinering auf, und das legt den Gedanken nahe, daß auch die Versteinering im Mythos mit dem Monde zu tun habe. Bezeichnenderweise wird der Stein öfter schwarz genannt, zu Steine werden bedeutet also schwarz werden, d. h. ein weißer verwandelt sich in einen schwarzen. ...« u. s. w.²⁾

Es wird im Abschnitt »Geologische Sagen« versucht werden, zu zeigen, wie leicht auffällige Felstürme, Tropfsteinbildungen u. s. w. die Einbildungskraft anregen, und wie in unseren Gegenden derartige auffallende Naturformen ohne begleitende Sagen den anderen gegenüber in der Minderzahl sein dürften. Es gibt kaum eine Ruine, Höhle oder wilde Schlucht in den Alpen welche nicht den Schauplatz für die verschiedensten Sagen böte, kaum einen Gletscher, der nicht eine »übergossene Alm« unter sich bärge.

¹⁾ Dieses ist ja heute so ziemlich allein der Träger und Fortbildner unseres ganzen Volkstums. Immerhin wurzeln die Spuren urtümlichen Denkens so tief, daß sie auch bei »sozialem Aufstieg« nicht so leicht verschwinden. Natürlich bedarf es dann um so mehr einer Veranlassung, eines Auslösens von außen her. So war der Verfasser im Jahre 1924 Zeuge der Entstehung einer Gespenstergeschichte im Gebäude der Wiener Universität.

²⁾ Uebrigens bringt L. an anderen Stellen unfreiwillige Beweise für die gegenteilige Ansicht, zum Beispiel sagt er (Der deutsche Volksmund im Lichte der Sage, S. 152) über das Grimm'sche Märchen (54) »Der Ranzen, das Hütlein und das Hörnlein« »...ein merkwürdiges Gegenstück zu den Posaunen von Jericho, das so recht die Unabhängigkeit der deutschen Volksüberlieferung von der Bibel vor Augen führt.«

Ohne also das Vorhandensein zweifellos sehr alter Ueberlieferungen, besonders wo sie rein mythischen Inhalts sind, irgendwie bestreiten zu wollen, soll hier versucht werden, für einige Gruppen der »Vollskliteratur« die lokale Gebundenheit ¹⁾ und Bedingtheit aufzuzeigen, geformt durch ein, weiten Landschaftsräumen gemeinsames, auch heute noch lebendiges naturhaftes Denken, veranlaßt vielfach durch ein ängstliches Staunen über manche Unbegreiflichkeiten der Natur, verursacht letzten Endes durch den Drang nach einem einheitlichen, lücken- und widerspruchslosen Weltbild. ²⁾

Wir warnen hier ausdrücklich vor einem naheliegenden Mißverständnis: Die Naturerlebnisse sind nur die äußere Veranlassung zur Sagenbildung. Die wirklichen Ursachen liegen tief in der Seele. Es ist das Bedürfnis und die Methode mythisch zu denken, die sich von altersher vererbt haben und — vielen unbewußt — unbemerkt da ist, bis ein Erlebnis, das die Seele des einzelnen tiefer aufrüttelt, auch sie wieder an die Oberfläche bringt.

»Früher war man geneigt zu glauben«, sagt der Psychologe S. Ferenczi, »daß man Dinge verwechselt, weil sie ähnlich sind; heute wissen wir, daß man ein Ding mit einem anderen nur verwechselt, weil gewisse Motive dazu vorhanden sind; die Aehnlichkeit schafft nur die Gelegenheit zur Betätigung jener Motive.«

Wie so oft im Geistesleben zeigen sich auch hier die Gesetze der Biologie. Vererbt wird nicht ein bestimmtes Merkmal (in unserem Fall eine bestimmte Sage), sondern die Anlage zu einem solchen. Das Merkmal muß also nicht in jeder Generation tatsächlich ausgebildet werden, da ja dazu auch gewisse äußere Einflüsse nötig sind.

Es wäre unsinnig, Tradition überhaupt leugnen zu wollen. Wir wollen aber doch ihren Bereich einschränken. Wir glauben an eine fortwährende Neuschöpfung, allerdings in traditioneller Form.

Wir brauchen ja nur die Augen zu öffnen. Der Tod eines lieben Freundes wird seine Angehörigen gewiß in eine Stimmung bringen, die sie zum Erleben von Gespenstergeschichten befähigt. Ein solches Beispiel habe ich mitten in der Großstadt vor zwei Jahren selber erlebt. Große Wetterkatastrophen, anhaltende Dürre und Hagelschlag werden jeden Bauern an Hexerei denken lassen.

Im Juni 1925 sind gleichzeitig in Ragusa und in Nagyszakacsi, Komitat Somogy, zwei Marienlegenden entstanden, die weite Kreise in die größte Erregung versetzt haben.

Wir wollen nun versuchen, einige Hauptgruppen der Volkssagen von unserem Standpunkte aus zu betrachten, und zwar ziehen wir aus der unendlichen Menge besonders steirische Heimatsagen heraus.

(Fortsetzung folgt.)

¹⁾ Gerade diese zeigt, wenn auch durch Weitererzählen verbreitert und durch das Kontagium städtischen Besserwissens durchlöchert, noch deutlich den ursprünglichen Nährboden. So sind zum Beispiel in Mittelsteiermark die Sagen von gewissen Wassergeistern ziemlich genau an das untere Stromgebiet der größeren Zuflüsse der Mur gebunden (Sulm, Lafnitz . . .) und fehlen weiter im Gebirge gegen die Koralpe hin, echte Bergsagen hingegen, etwa Venedigermannl oder Seemannl, sind wieder in der Ebene draußen nicht bekannt.

²⁾ Vergl. meine Buchbesprechung »Paläontologie und Volkskunde«, Oesterr. Monatsschrift f. d. öffentl. Baudienst u. d. Berg- und Hüttenwesen, Jahrgang 1924, Heft 3.

Literatur der Volkskunde.

(Die Besprechungen rühren, sofern nicht ein anderer Referent genannt ist, von der Schriftleitung her.)

S. Greiderer: Haus und Hof in Salzburg. Wien 1925. Oesterreichischer Bundesverlag.

Auf Grund vielfältiger eigener Beobachtungen auf Wanderungen im Lande sowie der einschlägigen Literatur, in welcher die Namen Josef Eigl, Fr. Zillner, A. Dachler, E. Goldstern vor allen aufscheinen, gibt der verdiente Verfasser ein sehr zutreffendes Bild des volkstümlichen Salzburger Hauses als eines volkskundlich bedeutungsvollen Stückes seiner Heimat. Das Buch wendet sich vor allem an die Lehrerschaft, deren Aufmerksamkeit ja in allen Stücken auf das Bodenständige gelenkt werden soll. Das Hauptaugenmerk der Darstellung ist auf die Entwicklung des Salzburger Hauses in seinen verschiedenen Formen und auf den Zusammenhang mit den wirtschaftlichen Verhältnissen gerichtet. Auch den Zierformen des Bauernhauses ist außer der bautechnischen Seite die verdiente Aufmerksamkeit geschenkt, auch der typische Hausrat findet Behandlung. Ein reicher Bilderschmuck kommt der Anschauung zu Hilfe.

Prof. Josef Heitzenberger: Erarbeitete Heimatkunde. Arbeiten auf dem Gebiete praktischer Heimatkunde. Wien—Leipzig. Deutscher Verlag für Jugend und Volk. 1925.

»Wahre, echte Heimatkunde kann nicht aus Büchern gelernt, Heimatkunde muß täglich, stündlich erarbeitet werden.« An der Hand vortrefflicher Vorarbeiten (namentlich »Der Heimatforscher« von J. Blau) wird hier jedem Heimatfreunde, besonders aber der Lehrerschaft auf dem Lande, ein in alle Fächer der Heimatkunde weisender Führer zur Seite gegeben, dessen geistige Einstellung auch vom volkskundlichen Standpunkt warm zu begrüßen ist.

Franz Kopp: Alpenländische Bauernspiele bei besonderer Berücksichtigung der Kraft- und Geschicklichkeitsspiele. Mit einem Geleitwort von Dr. Karl Gauthofer. Wien. Deutscher Verlag für Jugend und Volk. 1925.

Die in dem schön ausgestatteten und mit erwünschter Bebilderung bereicherten Büchlein geschilderten Kraft- und Geschicklichkeitsspiele und die angeschlossenen Scherzspiele der bäuerlichen Bevölkerung unserer Alpenländer sind gewiß ein sehr erhaltenswertes Volksgut. Auf Grund der Darstellungen von K. Mautner, Karl Adrian, R. Weissenhofer, W. Tschinkel u. a. hat der Herausgeber des Büchleins über hundert solcher Spiele, wie sie in entlegenen Bergwinkeln der Alpen zur harmlosen Unterhaltung einfacher Menschen dienen oder einst gedient haben, getreulich aufgezeichnet. Sicher läßt sich vieles davon im Sinne gesunder Turnererneuerung verwenden.

Bauernmusi: Oesterreichische Volksmusik. 2. Teil. Herausgegeben von Raimund Zoder und Rudolf Preiß. Verlag Friedrich Hofmeister, Leipzig.

Der im Jahre 1919 erschienene erste Teil dieser Sammlung wurde seinerzeit in weiten Kreisen freudig aufgenommen; es ist zu erwarten, daß auch die vorliegende Fortsetzung, welche 50 Volksmelodien vor der Vergessen-

heit bewahrt und denen als erstmalige Veröffentlichung Quellenwert zukommt, ihren Weg zu der immer mehr anwachsenden Gemeinde der volksmäßigen Musik finden wird.

Alte Lieder aus dem Innviertel mit ihren Singweisen, gesammelt von Ernst Jungwirth, mit Lautenbaß nach dem Satze von Aug. Falk. (Oesterr. Volksliedunternehmen. Kleine Quellenausgabe, Arbeitsausschuß für Oberösterreich, Band I.) Wien 1925. Oesterreichischer Bundesverlag für Unterricht, Wissenschaft und Kunst.

Jungwirths Sammlung gibt einen charakteristischen Ausschnitt aus dem Ueberlieferungsgute einer geschlossenen Landschaft, wie sie das lange Zeit bayrisch gewesene Innviertel darstellt. Zu jedem der mitgeteilten Lieder sind erwünschterweise erläuternde sachkundige Anmerkungen beigegeben. Die Ausstattung des Werkchens ist vortrefflich.

Dr. Georg Graber: *Der Kärntner Totentanz*. Komödie von dem grimmigen Tod. Im Anhang: Lieder vom Tod und den letzten Dingen. (Deutsche Hausbücherei, Band 129.) Oesterreichischer Schulbuchverlag, 1924.

Der bekannte verdienstvolle Herausgeber dieser herben, kraftvollen Dichtung, die in der Moosburger Gegend ursprünglich entstanden, auch sonst in Kärnten weit verbreitet war und gegenwärtig wieder eine Auferstehung durch eindrucksvolle Aufführungen an verschiedenen Orten in Kärnten erlebt, schickt dem Texte eine sehr gehaltvolle Würdigung der Totentanzspiele im allgemeinen voraus. Als Anhang erscheinen Lieder aus Kärnten vom Tod und den letzten Dingen, durchaus wohl aus geistlichen Kreisen stammend. So eindrucksvoll alle diese auf das Todesthema gestimmten volkstümlichen Spiele und Dichtungen sein mögen, es wäre an der Zeit, auch wieder die Lebensbejahung in den praktisch volkskundlichen Bemühungen stärker zum Worte kommen zu lassen.

Dr. Karl Spieß: *Bauernkunst, ihre Art und ihr Sinn*. Grundlinien einer Geschichte der unpersönlichen Kunst. Mit 149 Abbildungen. Wien 1925. Österreichischer Bundesverlag.

Durchgängig und in schärfster Weise wird in der vorliegenden Darstellung unserer Volkskunst der Gegensatz zwischen der persönlichen Stadt- und der unpersönlichen Bauernkunst herausgearbeitet. Der Verfasser breitet zunächst den Volkskunststoff (Holzarbeiten, Gewebe, Töpferarbeiten, Glas- und Metallarbeiten) vor uns aus, wobei er sich inhaltlich zumeist auf die in meiner »Österreichischen Volkskunst« gelieferten Grundlagen stützt. Als kenntnisreicher Forscher weiß Spieß aber auch stofflich die Darstellung in interessanter Art zu erweitern. Nicht zu folgen vermag Referent der geistigen Einstellung des Verfassers zur mythologischen Grundlage der Bauernkunst. Bereits der ersten Schrift von Spieß über den »Mythos als Grundlage der Bauernkunst« bin ich in meiner Anzeige in dieser Zeitschrift, XVII, S. 179, grundsätzlich entgegengetreten und mit verstärkten Bedenken auf der ganzen Linie stehe ich vollends der Auffassung des Verfassers von der Kreislaufidee und der mythischen Weltanschauung als Grundlage und Gedankeninhalt der Bauernkunst gegenüber. Das hindert aber nicht, in vielen Einzelheiten manchen Verknüpfungen und Ausdeutungen, wie sie Spieß bei-

bringt, beizupflichten. Die warme, tiefe Empfindung, mit der der Verfasser seinen Gegenstand behandelt, berührt auf jeden Fall besonders wohlthuend. Ein reicher Bilderschmuck, zumeist aus dem Material des Wiener Museums für Volkskunde stammend, unterstützt den Text in willkommener Weise.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

Karl Adrian: Von Salzburger Sitte und Brauch. (Deutsche Hausbücherei. Bd. 135—138). Schulbücherverlag, Wien 1924.

Freunde der Volkskunde wie Forscher werden von der vorliegenden Schrift guten Gebrauch machen können. Ist sie doch wohl die vollständigste Darstellung von Bräuchen, Festen, Spielen eines verhältnismäßig kleinen Alpengebietes, die wir besitzen. In lebendiger Frische reichen sie zum Teil in die Gegenwart hinein und dem Verfasser gebührt für die umsichtige Sammelarbeit und kluge Auswahl, die er geleistet hat, aller Dank. Auch die alten Schriftsteller Koch-Sternfeld, Kürsinger u. s. w. kommen, angemessen und einwandfrei nachgewiesen, zu Wort.

A. Haberlandt.

Währing. Ein Heimatbuch des 18. Wiener Gemeindebezirkes. Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft »Währinger Heimatkunde«. (Im Selbstverlag der Arbeitsgemeinschaft. Wien 1923—1925.) 3 Bände.

Ottakring. Ein Heimatbuch des 16. Wiener Gemeindebezirkes. Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft für Heimatkunde in Ottakring. Wien, Oesterreichischer Schulbücherverlag 1924.

Hernals. Ein Heimatbuch für den 17. Wiener Gemeindebezirk. Herausgegeben von Hernalser Lehrern. Wien, Oesterreichischer Schulbücherverlag, 1924.

In rascher Folge erschienen in den letzten Jahren eine stattliche Reihe Heimatbücher der Wiener Bezirke, die dem Streben nach kulturgeschichtlicher Vertiefung der Lehrerbildung und des Unterrichts durch die Lehrarbeitsgemeinschaften alle Ehre machen. Der Volksforscher findet Sitte und Brauch im heimatlichen Dasein der Vorstädte, dem sie ja erfreulicherweise oft bis in die Gegenwart treu geblieben sind, in jedem Band berücksichtigt. Es wäre allerdings dankenswert gewesen, die stets beigegebenen Quellenverzeichnisse mit dem Text besser zu verknüpfen. Wenn durch diese Bücher die Schlagwörter von der »breiten Masse« und dergleichen in der Bildung der Intellektuellen allgemach wieder vom Gedanken des »Volkes von Wien« abgelöst werden, so wird die Wiener Lehrerschaft mit Genugtuung dies als ihre Leistung ansehen können.

A. Haberlandt.

Deutsche Volkskunst. Herausgegeben von Edwin Redslob. II: Mark Brandenburg. Text und Bildersammlung von Werner Lindner. Mit 245 Bildern.

III: Die Rheinlande. Text und Bildersammlung von Max Creutz. Mit 174 Bildern. Delphin-Verlag, München.

Dem in dieser Zeitschrift, Band XXX, Seite 23, angezeigten I. Bande der vom Delphin-Verlag in dankenswert reicher Ausstattung herausgegebenen Reihe von Werken zur Darstellung der deutschen Volkskunst, welcher, von Dr. W. Peßler dargeboten, Niedersachsen gewidmet war, sind in rascher Folge zunächst die oben genannten zwei Bände sowie in jüngster Zeit zwei neue Publikationen, die die bayrische und schwäbische Volkskunst behandeln,

gefolgt. Naturgemäß hat sich die Entwicklung der Volkskunst in der Mark Brandenburg in sehr bescheidenen Grenzen gehalten, es ist fast ausschließlich in spärlichen Ueberresten kleinbürgerliche Kunstbetätigung, die hier dargeboten wird. Nur die Töpfereien der Mark und die wendischen Volkserzeugnisse beanspruchen größeres Interesse. Von den Hausformen haben das niedersächsische und wendische Haus volksmäßigen Charakter.

Reichere Entfaltung ist der rheinischen Volkskunst beschieden gewesen, erklärlich aus den geschichtlichen und ethnographischen Verhältnissen der Rheinlande, mit der beweglichen Geistigkeit ihrer Bevölkerung, die sich ja auch sonst auf allen anderen Lebensgebieten deutlich kundgegeben hat. Wenn auch, wie A. Wrede in seiner vorzüglichen »Rheinischen Volkskunde« ausführt, die gewerbliche Geschicklichkeit und überhaupt die wirtschaftlichen Fähigkeiten das künstlerische Schaffungsvermögen des Rheinländers überwiegen, so ist dieses doch auch recht beachtenswert. So lange die rheinischen Bauern noch ihre eigenen Maurer, Schreiner, Schmiede, Korbflechter waren, haben die volkstümlichen Kunstäußerungen unter ihnen sich lebhaft gerührt, und namentlich ist die Töpferei am Niederrhein und im Kreise Rheinbach zu wirklicher Blüte gediehen. (Abb. 85—163.) Reiche Entwicklung hat bekanntlich auch das volkskünstlerisch ausgebildete Mobiliar in den Rheinlanden erfahren. (Schränke und Truhen, Abb. 53—66.) Die beigegebenen Textausführungen hätten wir uns etwas schlichter und sachlicher gewünscht.

Deutsche Volkskunst. IV: Bayern. Text und Bildersammlung von Hans Karlinger. Mit 223 Bildern.

Unter allen Kunstbüchern dieser Reihe wird sich der österreichische Leser von dem der bayrischen Volkskunst gewidmeten Bande wohl am meisten angesprochen fühlen. Ist doch das bayrische Volkswesen stammhaft und kulturgeschichtlich dem österreichischen Volkswesen am nächsten verwandt und verbunden, Dazu kommt, daß gerade dieser bayrische Band einen ausgezeichneten Bearbeiter gefunden hat, der mit großer Sachkenntnis und liebevollem Verständnis für die seelischen Grundlagen alles Volksschaffens den Gegenstand behandelt. Ganz ausgezeichnet ist bereits der einleitende Aufsatz »zur Psychologie der altbayrischen Volkskunst«, worin mit Recht auf den vorwiegend agrarischen Charakter und die kultische Einstellung des bayrischen Volkswesens in älterer Zeit, in der eben die Volkskunst blühte, hingewiesen wird. Die reiche und sorgfältig ausgewählte Bebilderung, die mit dem Text in wirklichem geistigen Zusammenhang steht, ist allein schon Genuß und Gewinn.

Deutsche Volkskunst. V: Schwaben: Text und Bildersammlung von Karl Gröber. Mit 222 Bildern.

Die Volkskunst des schwäbischen Stammesgebietes ist nach der ganzen wirtschaftlichen Struktur der schwäbischen Bevölkerung vorwiegend Handwerkskunst, und nur im Schwarzwald, dem Allgäu und den schwäbischen Alb zeigen sich stärkere ländliche Züge zugemischt. Die süddeutsche Sinnesfreudigkeit und die speziell schwäbische Geistesart mit ihren munteren, derben, oft schnurrigen Zügen hat sich in mancherlei Erzeugnissen der schwäbischen Volkskunst deutlichen Ausdruck gegeben. Text und Bebilderung stehen ganz auf der Höhe, welche fast die gesamte Volkskunst-Serie des Delphin-Verlages auszeichnet.

Dr. Emil Lohmann: *Sudetendeutsche Volkskunde*. Mit 38 Abbildungen auf 24 Tafeln. 1926. Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig.

Unter Förderung durch die Anstalt für sudetendeutsche Heimatforschung in Reichenberg unternimmt im vorliegenden schönen und anziehend geschriebenen Buch ein durch zahlreiche gediegene heimatkundliche Vorarbeiten Berufener den Versuch einer zusammenfassenden und übersichtlichen Volkskunde der vier in Deutschböhmen sesshaften deutschen Stämme, die eigentlich als vorgeschobene Grenzglieder großer deutscher Nachbarstämme zu gelten haben. Es sind die Bayern und Oberpfälzer, die Sachsen und die Schlesier, die der Reihe nach im Böhmerwald und Egerland, in Nordwest- und in Nordostböhmen die böhmischen Randgebiete kolonisiert haben, wie denn auch in den deutschen Volksinseln Mährens und im vormaligen Oesterreichisch-Schlesien verschiedenes deutsches Stammestum zusammengefloßen ist. Die Aufgabe des Verfassers war insofern eine besonders schwierige, als doch die besondere Stammesart aller dieser Volksgruppen in vielen Stücken noch deutlich fortbesteht und einer zusammenfassenden Schilderung zu widerstreben schien; wo es anging, hat die Darstellung auf solche Unterschiede, die besonders im Siedlungs- und Hauswesen, in den Volkstrachten und der volkstümlichen Arbeit zutage treten, auch tatsächlich Rücksicht genommen. In den Anmerkungen ist das reiche Schrifttum, auf das sich die Darstellung überall stützt, gewissenhaft angeführt. Das Buch ist mit Recht dem verdienstvollen Begründer der deutschböhmischen Volkskunde Prof. Dr. Adolf Hauffen in Prag gewidmet, von dessen Werk »Grundzüge der deutschböhmischen Volkskunde« (Prag 1896) die große volkskundliche Arbeit für Deutschböhmen ausgegangen ist, die von einer großen Zahl begeisterter Arbeiter unter der zielbewußten Leitung Hauffens in einem Zeitraum eines Menschenalters geleistet wurde.

O. Menghin und V. Wanschura: *Urgeschichte Wiens*. Urgeschichtliche Volksbücher, Bd. 2. Burgverlag, Wien 1924.

Immer ringt Ref. persönlich zunächst beim Titel die Vorstellung von den Uranfängen Wiens als Gemeinwesen nieder — man darf ihn nicht so auslegen — tritt aber gern dann in die weit ausgreifende, klug interpretierende Darstellung O. Menghins von den kulturgeschichtlichen Zuständen auf dem Boden Wiens ein. Wird hier die Einordnung der bisherigen Funde in die Kulturlandschaft und Kulturbewegungen jener Zeiten geboten, so ergibt andererseits eine bezirksweise Übersicht von V. Wanschura und O. Menghin die hiehergehörigen Daten, die durch reichliche Bildbeigaben (7 Tafeln) verlebendigt werden. Der unvergängliche Sinn des Wiener Gemeinwesens tut sich dem, der solchermaßen das Wirken anthropogeographischer Gesetze weit über die geschichtliche Zeit hinweg verfolgt, höchst lehrreich auf, und der Titel hält somit, was er im landläufigen Sinne verspricht.

A. Haberlandt.

Friedr. Pfister: *Schwäbische Volksbräuche, Feste und Sagen*. Dr. B. Filser Verlag, Augsburg 1924. (Veröffentlichungen d. Urgeschichtl. Forsch. Instit. in Tübingen. Volkstümliche Reihe.)

Das hübsche, mit Zeichnungen geschmückte Büchlein erzählt von manchem (auch dem Oesterreicher gut bekannten) Brauch und Glauben im schwäbischen Volk. An der Hand von Parallelen aus Heimat und Fremde,

Gegenwart und Vergangenheit, erläutert der Verfasser den ursprünglich zaubrischen oder religiösen Sinn mancher, nunmehr als reine Belustigung empfundenen Handlungen (zum Beispiel der Fastnachtbräuche). Die ihnen zugrunde liegenden, über die ganze Erde verbreiteten Anschauungen lassen sich auf bestimmte Grundformen des religiösen Denkens und Fühlens zurückführen. So hebt sich das anmutige Büchlein über das Niveau isolierender Einzelbetrachtung hinaus.

Dr. A. d. Perkmann.

Ignaz Kaup: Süddeutsches Germanentum und Leibes-
zucht der Jugend. Verlag der Gesundheitswacht, München 1925.

Dem stark fatalistischen und äußerlichen Rassenrationalismus, wie er leider in den neuesten anthropologischen Arbeiten volkstümlicher Richtung vertreten wird, bietet das vorzüglich geschriebene Buch Ignaz Kaups in dankenswertester Weise einen Widerpart, der nicht den an sich gesunden Trieb nach rassenhygienischer Erkenntnis bekämpft, sondern im Gegenteil seine Betätigung im individuellen Leben zu steigern und wissenschaftlich zu vertiefen bemüht ist. Der Mensch lebt nicht bloß für die Zukunft und neben seinem Keimplasma, sondern auch für sich und sein Volk. Ignaz Kaup hat in der Erkenntnis des »Deutschen Antlitzes« eine jedem ernsthaft geschulten Anthropologen untersuchungstechnisch bekannte Erscheinung ans Licht gestellt, an der der Rassen- und Völkerpsychologe auch erkenntnismäßig nicht achtlos vorübergehen darf. Auch das Problem der individuellen und geselligen körperlichen Ertüchtigung ist, von prächtigen Turnerbildern unterstützt, volkstümlich und lebensfrisch gestaltet. Die Einführung in die anthropologische Problemstellung ist wissenschaftlich einwandfrei.

A. Haberlandt.

Albert Becker: Pfälzer Volkskunde. (Volkskunde Rheinischer
Landschaften, herausgegeben von A. Wrede) Verlag Kurt Schroeder. Bonn 1925.

»Eigenart« der Pfalz als Teil deutschen Landes und Volkes schwer zu umschreiben — die Eigenart der Pfälzer ist seit W. H. Riehl unvergänglich geprägt — diesen Gegensatz bringt A. Beckers Buch zur glücklichsten Lösung. Es ist ein persönliches Werk, und dies hält die Fülle von Einzelheiten zusammen, die von dem Volkstum dieser Landschaft Zeugnis ablegen sollen, ohne ihr allein eigen zu sein. Mit Recht hält Becker an topographischen Unterschieden in der Volkskultur fest und hütet sich vor Verallgemeinerungen, so im Siedlungswesen, im Hausbau, der Tracht. Dem nun schon Land um Land stereotyp geschilderten Ablauf von Sitte und Brauch gewinnt er dankenswerte geschichtliche Vertiefung ab, so dem Gebrauch des Weihnachtsgrüns und Lichterbaumes. Auch das Wirtschaftsleben ist mit den Augen des Historikers gesehen. Der Oesterreicher gewinnt zum erstenmal Vergleichspunkte für den Weinbau und wird sich auch sonst einer gewissen Wesensverwandtschaft zwischen Ost und West erfreuen.

A. Haberlandt.

F. R. Uebe: Deutsche Bauernmöbel. Bibliothek für Kunst-
und Antiquitätensammler. Bd. 23. (R. C. Schmidt & Co.) Berlin 1924.

Das vorliegende Buch wird auch der österreichische Forscher gern zur Hand nehmen, ist es doch die erste größere Darstellung der Bauernmöbel auf deutschem Boden. Der Verfasser hat österreichische Beispiele (meist aus dem Wiener Museum für Volkskunde) ausgiebig mit herangezogen und gliedert

seinen Stoff vortrefflich unter dem Gesichtspunkt der Zweckform, um die es dem Bauer zu tun war, und die vergleichende Darstellung kommt vor allem dem Problem der daran geknüpften Kunstleistungen zugute. Nicht weniger als 241 Abbildungen erläutern den Stoff, darunter vortreffliche Innenaufnahmen. Man wollte nur wünschen, daß manche der zur Abbildung herangezogenen Innenräume in Oesterreich besser »aufgeräumt« worden wären, das heißt von überflüssigem Ausstellungströdel gereinigt. Es wäre eine Kulturleistung des Buches, würde es die kleineren Museen allenthalben dazu ermuntern.

A. Haberlandt.

Josef Klapper: Schlesische Volkskunde auf kulturgeschichtlicher Grundlage. (Quellen und Arbeiten der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, herausgegeben von Th. Siebs Bd. I.) Ferd. Hirt, Breslau 1925.

Zahlreiche volkskundliche Darstellungen deutscher Landschaften bezeugen die Zunahme des Interesses an der Aufarbeitung und Gliederung des volkskundlichen Stoffes, der für das deutsche Volkstum in schwer überschaubarer Fülle bereits ausgebreitet ist. Wir nennen nur die Reihe »Deutsche Stämme — Deutsche Lande«, herausgegeben von Fr. v. d. Leyen, der auch die Sudetendeutschen bereits einbezogen hat und die zweite »Rheinischen Volkskunde« von A. Wrede. Josef Klappers Schlesische Volkskunde wurzelt ganz im Heimatboden, bildet aber auch sonst ein Buch für sich, in der unglaublich fleißigen Verlebendigung geschichtlicher archivalischer Ueberlieferung, die dem Autor reiche Früchte getragen hat. Kaum irgendwo ist das Bild geschichtlichen Werdens der Volkskultur im Lande so sorgfältig gezeichnet wie hier. Das Hauswesen ist vielleicht etwas weniger bedacht, doch entschädigt ungeheure Vielseitigkeit und mustergiltige Anordnung des sonst Gebotenen hiefür reichlich. Dem im Titel ausgesprochenen Grundsatz »Volkskunde auf kulturgeschichtlicher Grundlage zu treiben«, die hoffentlich mehr und mehr um sich greifen wird, hat der Verfasser mit seinem Buch einen großen Dienst geleistet.

A. Haberlandt.

Dr. Hans Günther: Rassenkunde des deutschen Volkes. 6.—8. Aufl. Mit 27 Karten und 539 Abbildungen. J. F. Lehmanns Verlag, München 1925.

— Kleine Rassenkunde Europas. Mit 353 Abbildungen und 20 Karten. Lehmanns Verlag, München 1904.

Madison Grant: Der Untergang der großen Rasse. Die Rassen als Grundlage der Geschichte Europas. Ins Deutsche übertragen von Dr. Rudolf Polland. J. F. Lehmanns Verlag, München 1925.

Lothrop Stoddard: Der Kulturumsturz. Die Drohung der Untermenschen. Einzige berechtigte Uebersetzung von: The Revolt against Civilization, durch Dr. Wilhelm Heise. J. F. Lehmanns Verlag, München 1925.

In der mächtigen Bewegung der Geister, die in der Gegenwart durch das Rassenproblem entfesselt worden ist, spielen die angeführten, in hohem Grade fesselnden und anregenden Werke unstreitig eine bedeutende Rolle. Sie haben, im Geiste der Gobineau'schen Lehre von der anthropologischen

Bestimmtheit der Völkerschicksale, diese Bewegung nach der Richtung der Rassenpsychologie gelenkt und dabei den biologischen Vorrang der nordischen Rasse, ihre schöpferische Kraft und ihren kulturellen Hochwert zu ihrem Leitgedanken gemacht. Was schon früher (nach Gobineau), Woltmann, Schallmayer, Ploetz, Lenz und andere lehrten, hat Günther in seinen bekannten Büchern in klarer, faßlicher und vielfach bestechender Form für das deutsche gebildete Publikum zusammengefaßt, während Madison Grant und Lothrop Stoddard die gleichen Grundgedanken und die gleichen Folgerungen für die Bevölkerung der amerikanischen Union in rückhaltloser Weise darlegen, wobei bei Stoddard der Begriff der schöpferischen Nordrasse mehr und mehr in den Begriff der Höherbegabten und Wohlgeratenen als der Träger glücklicher Erbanlagen überhaupt hinüberspielt, und seine »Untermenschen«, die gegen die höhere Kultur sich auflehnenen Minderwertigen, nicht gerade auf bestimmte europäische Rassen oder Rassenteile bezogen werden.

Es erhebt sich nun, gegen Günther und Grant zumal, die ernste Frage, ob die in ihren Darstellungen ausgesprochene Rassenwertung mit ihrer summarischen Beurteilung der seelischen Eigenschaften der verschiedenen europäischen Rassen zu Recht bestehe. In solcher Bestimmtheit und Schärfe, wie das Urteil Günthers lautet, gewiß nicht. Was die seelischen Rassenmerkmale betrifft, so handelt es sich dabei um einen Teil der Rassenkunde, der mehr noch wie alle anderen Teile in den allerersten Anfängen steckt. (Vergl. Scheidt, Rassenkunde, I, 435.) Ja, es wird von manchen Anthropologen die Ansicht vertreten, es sei doch überhaupt erst die Frage, inwieweit sich bei den Rassen auch die seelischen und geistigen Eigenschaften rassenhaft gefestigt haben. Die hohe Bedeutung, welche Volkskunde und Völkerkunde, Geschichte und Vorgeschichte für die Erforschung der seelischen und geistigen Rasseigenschaften haben, muß sich erst durch gründliche und unvoreingenommene Untersuchungen auswirken. Man darf die Untersuchung der psychischen Eigenart der verschiedenen Rassen und ihrer kulturschöpferischen Kräfte nicht vorwiegend auf das uns in ihren Ursachen noch recht unbekannt Auftreten der Hoch- und Höchstbegabten, der Genies und deren Verteilung in einer bestimmten Volksmasse gründen wollen, wie dies seit Woltmann so häufig geschieht. Für Deutschland und Oesterreich scheint übrigens die Anthropologie seiner großen schöpferischen Geister den Vorrang der nordischen Rasse durchaus nicht zu bestätigen.

Es muß ferner gesagt werden, daß die völlige Ignorierung des Einflusses, den Volkstum und Volkszugehörigkeit auf die seelische Haltung eines jeden von uns von Geburt an durch Sprache, Beispiel und Sitte ausüben, einen schweren Mangel aller Rassenpsychologie bedeutet. Wir alle sind mindestens ebensowehr wie durch unsere Rasse durch unser Volkstum und im weiteren durch individuelle Momente: Begabung, Erziehung, Familienumgebung, Bildung und Beruf u. s. w. bedingt und bestimmt. Nicht allein das Rassenverhältnis waltet über uns, sondern ebensowehr der große geistige Faktor von Volkstum und Kultur. Schon Goethe hat in seinen herrlichen «Orphischen Urworten» und den von ihm dazu gegebenen Erläuterungen außerordentlich Treffendes zu diesen Fragen gesagt. — Es wird, abgesehen von solchen grundsätzlichen Bedenken, die sich gegen die Ausführungen der oben angezeigten Schriften erheben lassen, indessen rückhaltlos anerkannt, wie viel Wahres und Beachtens-

wertes hier gesagt ist und wie wichtig es für unsere ganze Kulturentwicklung erscheint, auf alle die Probleme hingewiesen zu werden, die in diesen Büchern aufgerollt sind.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

Franz Baron Nopcsa: Albanien. Bauten, Trachten und Geräte Nordalbaniens. (Walter de Gruyter & Co.) Berlin und Leipzig 1925.

An der albanischen Volkskunde wird durch F. Nopcsa rüstig weitergebaut. Der vorliegende Band ist als 1. Teil einer auch Sitte und Brauch umfassenden Monographie gedacht und zeigt, welcher Vertiefung das Studium auch der materiellen Kultur in diesem Gebiet noch fähig ist, an Hand einer vortrefflichen vergleichenden und geschichtlich weitausgreifenden Darstellung. Für Einzelheiten und gewisse Einwände sei auf eine ausführliche Kritik des Referenten im »Albanischen Archiv«, herausgegeben von Prof. H. Barić in Belgrad 1926, verwiesen.

A. Haberlandt.

N. Jokl: Linguistisch - kulturhistorische Untersuchungen aus dem Bereiche des Albanischen. Untersuchungen zur indogermanischen Sprach- und Kulturwissenschaft. Herausgegeben von W. Streitberg und F. Sommer. Nr. 8. (Walter de Gruyter, 1923.)

Wenn es der Verfasser als Ziel des Buches bezeichnet, grammatisch-ethnologische Forschung mit der sachgeschichtlichen zu vereinigen, so muß gesagt werden, daß ihm dies mit einer seltenen wissenschaftlichen Konzentration gelungen ist.

Das Problem »Wörter und Sachen« ist hier in einer auch der Sachforschung vollauf zugute kommenden Ausgeglichenheit befriedigt und man kann namentlich aus der historischen Vertiefung des Stoffes reichen Gewinn ziehen. Hiezu nur eine Probe des Inhaltsverzeichnisses, etwa bezüglich der Vegetation. Es verzeichnet: Die Eiche als Nährbaum, Erbse, Lolch, ein weiterer albanischer Eichename, Ahorn, Wacholder, Ulme, Haselstaude, Sperberbaum (Mispel), Rainweide, Salbei, Traube, Schilf, Klette, Distel, Getreide, Waldrebe, Kopfhobl und andere Gemüseamen, Sträucher.

Auch die Landschaft wird berücksichtigt, Viehzucht, Tiernamen, Haus und Hausrat, Recht, Sitte, Glaube, wobei in letzterem Kapitel dem Verfasser für die schärfere Begriffsbildung namentlich betreffs des Gewohnheitsrechtes seine Vorbildung als Dr. juris zugute kommt. Besonders hervorgehoben sei, daß Jokl aus dem Wörterbuch von Kristoforiti für die Landschaften Dumre und Spat in dem Namen merkóš einen Beleg für das Männerkindbett ans Tageslicht gezogen hat. »So nennt man jenen Mann, dessen Frau geboren hat und der wie eine Wöchnerin im Bett liegt, die Besucher empfängt und geleitet.« Es ist eine pejorative Bildung, die etwa »Männchen« bedeutet. Es ist damit wohl unmöglich geworden, die Convade der Basken, die uns fast mit den gleichen Worten beschrieben wird, in das Reich des Märchens zu verweisen, wobei die albanische Wortbildung die Einstellung auch der heutigen Basken gegenüber dem Vorgang psychologisch beleuchten mag. Daß es sich hier um einen ganz bestimmten Ritus handelt, geht vor allem aus dem Empfang der Wochenbettbesuche durch den Mann hervor, denen in ganz Europa altüberlieferte zeremoniöse Bedeutung zukommt. Alles in allem ist das Buch ein der Balkanforschung unentbehrlicher Leitfaden.

A. Haberlandt.

Folkloristiska och etnografiska Studier. Herausgegeben von K. Rob. V. Wikman. III. Helsingfors 1922. (In schwedischer Sprache.)

1. Gunnar Landtmann: Die Verwandtschaft und Abstammung des Hausgeistes (Tomte). Hauptsächlich aus Schwedisch-Finnland wird ein großes, an interessanten Einzelheiten reiches Material über die vielen verschiedenen Gestalten, die Sinnesart, Aufenthaltsorte des Tomtes mitgeteilt. Sein an sich schon schillerndes Wesen wird mit anderen Gestalten des Volksglaubens mit den Unterirdischen, der Bjära, Wald-Berg-Korngeistern, Gewitter- und Feurdämonen, den Seelen Verstorbener vermischt. Er ist im Grunde ein Naturgeist, das Wesen, das über dem Bauplatz waltet. Der Seelenglaube kann nicht, wie so oft angenommen wird, die alleinige Quelle für den Tomte sein.

2. Sune Ambrosiani: Ueber den Stahl als Macht- und Schutzmittel. Unter Stahl versteht das schwedische Volk sehr verschiedene Eisengeräte, wesentlich ist, daß sie eine Schneide oder Spitze haben, die vor Gespenstern und allen möglichen Schäden schützen. Diese »Kraft« legt man solchen Geräten bei, weil sie seit alters als Donnerwaffen aufgefaßt werden. Zunächst bezog sich das auf Steingeräte, doch wurde derselbe Glaube im Norden schon früh (vorrömische Eisenzeit) auf Eisengeräte übertragen.

3. F. Burjam: Útburdr-utbor. In Skandinavien, wie auch sonst, ist der Glaube, daß die Nachgeburt vernichtet werden muß, damit sie weder Mutter noch Kind schade, weit verbreitet. Im mittlersten Norwegen hat sich wahrscheinlich kurz nach Einführung des Christentums die Vorstellung, daß sich aus der Nachgeburt ein Geist, »utbor« genannt, der die Mutter mit Haß verfolgt, entwickelt. Dieses Gespenst ist in seinem Wesen und Namen dem Geist, der aus dem ausgesetzten Kind, altnordisch »útburdr«, entsteht, sehr ähnlich. Sonst steht es in keiner direkten Beziehung zu den Geistern, die der skandinavische Volksglaube mit der Placenta verbindet.

4. Walter W. Forsblom: Wie Kinder von »Kråsa« geheilt werden. Kråsa ist eine gefährliche Kinderkrankheit, wie Gichten oder Fraisen. Ihre Ursachen sind das »Versehen« der Mutter, hauptsächlich aber böse Geister und übelgesinnte Menschen. Es gibt sehr vielgestaltige Verfahren wie man die Krankheit erkennen, hauptsächlich wie man sie heilen kann, durch Einwirken auf Geister, durch Durchziehen, durch Feuer, Wasser, Wägen, Messen, durch verschiedene Handlungen auf der Handmühle und andere Praktiken; schließlich wie man sie anwünschen kann. (Abbildungen.)

5. Emil Kråkström: Magische Bräuche und Vorstellungen in den isländischen Geschlechtersagen. Ein Teil dieser Vorstellungen ist fremdes Gut. Vor allem waren die Finnen und Lappen Lehrmeister der alten Skandinavier in der Zauberei. In den Sagas ist hauptsächlich das gesprochene Wort (Fluch), der Zaubergesang, die Runen, der böse Blick, die Neidstange als Zaubermittel gebräuchlich.

6. Johnny Hackmann: Die Geschichte von der Ernteteilung. Die Vergleichung der weitverbreiteten Varianten ergibt, daß die Geschichte der Ernteteilung als ausgesprochene Erzählung vom betrogenen Teufel im Abendlande zu Hause ist und wahrscheinlich zuerst in einem der

mitteleuropäischen Kulturländer auftritt. Von hier hat sie sich im Volk nach allen Richtungen hin verbreitet, wesentlich gefördert durch literarische Werke. Nach dem Norden ist sie in zwei Varianten auf einem westlichen und östlichen Wege gewandert; beide treffen und beeinflussen sich in Finnland.

7. Jakob Tegengren: *Fastnachtsbräuche und Vorzeichen in Vörå*. Am Fastnachtstag werden Feuer im Freien abgebrannt, man fährt Schlitten, damit der Lein lang wird, es wird gespielt und getanzt, eine reiche Mahlzeit mit vorgeschriebenen Gerichten wird eingenommen. Es gibt eine Menge von *Verhaltensmaßregeln*, zum Beispiel *Arbeitsverbot* am Nachmittag, und zahlreiche Vorzeichen für den Sommer. (Abbildungen.)

8. K. Rob. V. Wikman: *Volkstümliche Omina für Liebe und Ehe*. Sie alle zerfallen in zwei Teile: in einen objektiven, der das Omen, und einen subjektiven, der die Deutung enthält. Zum Beispiel ein Mädchen soll nach dem Dunkelwerden nicht mehr in den Spiegel sehen, sonst verliert sie die Gunst der Männer; in den Spiegelsehen-Omen, Verlieren der Gunst-Deutung. Die Omina werden nach folgenden Gesichtspunkten zusammengestellt: solche, die an die Macht und die Seele des Menschen, an die Kleidung, an das Essen, an Taufe, Hochzeit, Begräbnis, an Wachstum und Jahresfeste, an das häusliche Leben, an Tiere und Naturverhältnisse anknüpfen. Bei der Erklärung werden drei Typen unterschieden: 1. Zeichen, die übernatürlich gedeutet werden, alles was zur Physiognomik gehört. 2. Eigentliche Omina, bei denen magische Handlungen vorkommen, zum Beispiel das Treten in die Fußspur. 3. Pädagogische Omina, wobei das Pädagogische ursprünglich oder sekundär sein kann, zum Beispiel Wasser verschütten — Trunkenbold als Mann.

9. Otto Andersson: *Plan zur Herausgabe der Sammlungen von Volks- und Kinderkleidern, Tanzspielen und Tanzweisen der schwedischen Literaturgesellschaft*.

Dr. Lily Weiser.

Etnoğrafibne sõnastix. Eesti asjalise vanavara põhjal kokkei seadnud I. Manninen. 131 pildiga. K./ü. »Loodus«, Tartus, 1925.

(Ethnographisches Wörterbuch. Auf Grund des estnischen ethnographischen Materials zusammengestellt von I. Manninen. Mit 131 Abbildungen. Verlag »Loodus«, Dorpat, 1925). 84 Seiten.

Dieses Wörterbuch, zusammengestellt vom Dr. I. Manninen, Direktor des Estnischen Nationalmuseums zu Dorpat, ist vor allem zu praktischem Zwecke bestimmt, um die Schwankungen der estnischen ethnographischen Terminologie zu beseitigen und für jedes Objekt und seine Einzelteile eine bestimmte Benennung zu fixieren.

Dabei hat der Verfasser sich noch eine andere Aufgabe gestellt: die Bedeutung jedes Fachausdruckes nach seinem ethnographischen Inhalt zu erklären. So wird eine mehr oder weniger ausführliche Beschreibung jedes Objektes, oft auch seiner Anwendung und seiner in Estland vorhandenen Typen gegeben. Die zahlreichen Abbildungen treten oft ergänzend hinzu.

In einem Lande, wo die ethnographische Forschung noch in ihren Anfängen steht, wie es in Estland der Fall ist, läßt sich ein solches Fachwörterbuch mit gutem Erfolg verwerten. Der Mangel an einer Systematisierung

der ethnographischen Terminologie, der bei den Museumsarbeiten und Universitätsstudien in den letzten Jahren besonders fühlbar war, wird jetzt mit dem Erscheinen dieses Idiotikons beseitigt. So lange wir noch keine zusammenfassende Darstellung des ganzen estnischen ethnographischen Materials besitzen, kann dieses fachmännisch verfasste Büchlein eine solche gewissermassen ersetzen und für Studierende, Lehrer und andere eine vorläufige Orientierung auf diesem Gebiete geben.

F. L e i n b o c k.

E. Stemplinger: Antike und moderne Volksmedizin. (Das Erbe der Alten, 2. Reihe, Heft 10.) Dietrichsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig, 1925. Preis R.-M. 4.—, geb. 5.50.

Stemplingers jüngstes Buch behandelt babylonische und griechisch-römische volkstümliche Heilmethoden zaubrischer Natur, deren Ueberreste sich noch heute im Glauben des Volkes nachweisen lassen. Wie die Krankheiten durch Dämonen hervorgerufen werden — der böse Blick, Schlag, Hauch, Speisen u. a. ermöglichen diesen den Eintritt in den Körper — so können auch nur Dämonen, beziehungsweise höhere Mächte, ihnen Einhalt gebieten. Heroen- und Heiligenverehrung, letzten Endes auch der Reliquienkult sowie das Tragen von Amuletten gehen auf diese Vorstellung zurück. Wie so oft übernahm auch hier die christliche Kirche altheidnische, tief im Gemüt des Volkes verankerte und daher unausrottbare Bräuche, um sie in ihrem Sinne umzugestalten. Der Verfasser bespricht im Einzelnen nun die kultische Heilung (zum Beispiel den Tempelschlaf) und die okkultistische Heilung. Zu letzterer rechnet er Besprechen, Anhauchen, Transplantation (die auf der Wirkung des Magnetismus beruhende Uebertragung von Krankheiten auf lebende und leblose Körper), Einpflöcken, Durchziehen und ähnliches mehr. Ein eigener Abschnitt ist der Sympathetik (Homöopathie, Zauber durch Messen, Zählen, wunderkräftige Steine etc.) gewidmet. Schließlich beschäftigt sich Stemplinger mit dem weitverzweigten Gebiet der *Jatromathematik*, deren Heimat im Mutterland der Astrologie, bei den Chaldäern, zu suchen ist. Neben dem Einfluß von Sonne, Mond, Jahreszeiten auf den menschlichen Körper und seine Krankheiten werden unter anderem die mystische Bedeutung der Zahlen in der Volksmedizin und die Theorien der Klimaktere im Leben des Menschen besprochen.

Hoffentlich gibt die dankenswerte Arbeit, die eine Fülle von mitunter zum ersten Mal herangezogenem Material antiker und mittelalterlicher Provenienz bequem zugänglich macht, bald Anlaß zu weiteren Untersuchungen auf diesem interessanten, vielfach noch unbegangenen Gebiet volkskundlicher Forschung. Ueber dem »was« darf freilich auch das »warum« nicht zu kurz kommen. Denn jetzt steht der Leser den zahlreich aneinandergereihten Einzelberichten, die ihm ohne näheres Eingehen auf die Wurzeln jedes Brauches fremd und unverständlich bleiben, etwas hilflos gegenüber. Wünschenswert wären kurze Zusammenfassungen am Ende jedes Abschnitts, um den Stoff noch einmal überblicken zu können. Die lebendige Darstellung, welche die Schrift auch weiteren Kreisen anziehend und verständlich macht, braucht bei einem Buch Stemplingers nicht erst eigens hervorgehoben zu werden.

Dr. A d. P e r k m a n n.

E. Samter: Volkskunde im altsprachlichen Unterricht. Ein Handbuch. I. Teil: Homer. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1923. Grz. M. 2:40.

Auf erstaunlich geringem Raum ist eine Fülle wertvollsten Materials zusammengedrängt, ohne daß die knappe Formulierung der Klarheit der Darstellung irgendwo Eintrag getan hätte. In 35 Kapiteln (181 Seiten) behandelt der Verfasser, ein Führer volkskundlicher Forschung — insbesondere auf dem Gebiet der Antike — jene Stellen aus Ilias und Odyssee, die, um richtig verstanden und damit für uns erst anziehend und wertvoll zu werden, einer Erklärung durch die Volkskunde bedürfen.

Das erste Kapitel bringt ein rein literarisches Thema: Märchenmotive der Odyssee. Die Erkenntnis, daß Homer die Stoffe für sein Epos nicht frei erfunden, sondern aus dem Erzählungsschatz seiner Zeit übernommen und für sein Werk verwendet hat, verdanken wir Prof. L. Radermacher, der in der bekannten grundlegenden Abhandlung: »Erzählungen der Odyssee« (Sitz.-Ber. d. Wiener Akad. d. Wissensch., phil.-hist. Kl., 178. Bd., 1. Abh.) alle in diesem Epos enthaltenen Erzählungen eingehend untersucht und auf Grund motivischer Analysen eine »reiche und vielseitig gegliederte Erzählungsliteratur, die hinter dem Epos gestanden haben muß«, aufgedeckt hat. — E. Samter beschäftigt sich, auf diese Abhandlung gestützt, hier nur mit den Märchen. Aus ihrer großen Zahl hebt er die drei bekanntesten: die Geschichte von Polyphem, Aiolos und der Kirke heraus und untersucht ihre sogenannte Deszendenz, eine Fülle jüngerer Varianten aus dem Orient, Mittelmeergebiet, Frankreich, Schweden und Deutschland, die entweder in ihrem ganzen Verlauf oder in einzelnen Zügen eine mitunter verblüffende Uebereinstimmung mit der homerischen Erzählung aufweisen, oder aber ein einzelnes Motiv daraus bringen und dieses in einem ganz ursprünglich anmutenden und in keiner Weise an Homer erinnernden Zusammenhang. Woher stammen alle diese Märchen? Während der Verfasser in den beiden ersten Fällen teils direkte, zum größten Teile aber indirekte Abhängigkeit annimmt, das heißt meint, daß schon in sehr früher Zeit diese Erzählungen aus der Odyssee in den Schatz volkstümlicher Märchenerzählung anderer Völker übergegangen und von diesen dann frei weiter gestaltet und nach verschiedenen Richtungen abgeändert worden sind, denkt er bei der dritten Gruppe an Unabhängigkeit von Homer, an uraltes Völkergut, das sich selbständig erhalten und fortgepflanzt hat.

Es folgen Kapitel wie: »Brautkauf und Mitgift«, in dem die Entwicklung der ursprünglichen Sitte zur späteren aus der veränderten wirtschaftlichen und sozialen Stellung der Frau erklärt wird; früher eine geschätzte Arbeitskraft, für die der Vater, der sie verliert, vom Bräutigam, der sie gewinnt, entschädigt werden muß — noch heute ist bei den Primitiven die Frau die eigentliche Arbeiterin — verursacht sie später durch ihre gesteigerten Lebensbedürfnisse dem Manne Kosten und tritt andererseits selbst berechtigt an seine Seite. — »Der Eid« — ursprünglich Selbstverfluchung, die der Schwörende im Falle eines Meineids über sich ausspricht, »Das Szepter«, das als Sitz göttlicher Kraft oder gar eines Gottes selbst — man denke an die Tabustäbe — zum Abzeichen hoher Würdenträger wird, »Krankheiten durch Dämonen verursacht«, wozu neuerdings: J. Manninen, »Die

dämonischen Krankheiten im finnischen Volksaberglauben«, Helsingf. 1922, heranzuziehen ist, »Handauflegen«, »Heilung durch Besprechung«, »Niesen«, »Ohnmacht« u. a. m. — Vielleicht der interessanteste Abschnitt des Buches sind die Kapitel 22 — 35, in denen allerlei Glauben und Aberglauben behandelt wird, der sich an Tod, Bestattung, Leichenfeierlichkeiten sowie die grausige Sitte des $\mu\alpha\sigma\gamma\lambda\lambda\iota\kappa\epsilon\iota\nu$ — der Leichenverstümmelung — knüpft. Wie alles zum Totenkult Gehörige sind diese Vorstellungen und daraus erwachsenen Bräuche uralt und durchaus nicht auf das griechische Volk allein beschränkt, sondern über die ganze Welt verbreitet und noch jetzt bei den Primitiven, ja sogar in unserer eigenen Heimat — wenn auch hier in ihrer ursprünglichen Bedeutung meist verblaßt und daher umgedeutet — anzutreffen.

Der Hauptwert des Buches liegt — von der reichen Materialsammlung abgesehen — vor allem im Methodologischen, in der Art der Behandlung des gesammelten Stoffes. E. Samter geht in jedem Kapitel von einer Homerstelle aus und führt dann zu ihrer Erläuterung Parallelen aus der übrigen griechisch-römischen und orientalischen Literatur sowie modernem primitiven, aber auch deutschem Volksglauben der Gegenwart an. Aus dieser Nebeneinanderstellung und stofflichen Analyse geht nun hervor, daß »nicht immer das literarisch früher Bezeugte auch wirklich älter« ist, sondern oft »viel jüngere Quellen das Aeltere, Ursprüngliche bewahrt« haben. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit einer strengsachlichen Prüfung einerseits und — da ja der Blick für Alter und Ursprünglichkeit einer Sache erst durch umfassende Betrachtung der Dinge geschärft wird — der vergleichenden Betrachtungsweise andererseits. Auch moderne Bräuche sollen zur Erklärung antiker Vorstellungen herangezogen werden, so zum Beispiel die Bräuche der Primitiven, bei denen sich viel altes Völkergut lebendig und in voller Ursprünglichkeit erhalten hat, wodurch uns oft die richtige Deutung einer Erscheinung erst möglich wird.

Ein Musterbeispiel solcher vergleichenden und tief schürfenden Philologenarbeit stellt Kapitel 22, Μήνυμα Θέων , dar, in dem der Verfasser an der Hand von Beispielen aus griechischem, alttestamentarischem sowie modernem Glauben zeigt, wie ein dänisches Märchen des 19. Jahrhunderts, Andersens »Reisekameraden«, treuer als Homer den uralten Volksglauben an den »dankbaren Toten« bewahrt hat, treuer als die um 2000 Jahre zurückliegende älteste literarische Aufzeichnung des Märchens im Buch »Tobit« des Alten Testaments. Für die aufgeklärte ionische Welt Homers ist der Tote ein kraftloser Schatten; läßt man ihn unbestattet liegen, wird er ein $\mu\acute{\gamma}\nu\mu\alpha \theta\epsilon\omega\nu$: Grund zu rächendem Einschreiten der Gottheit gegen den Schuldigen. Nicht so im Volksglauben: dort sind die Toten selbst unheimlich-mächtige Wesen, furchtbar für diejenigen, der ihnen ein Leid getan, Glück und Segen bringend für ihre Wohltäter. Und auch heute noch leben diese alten Vorstellungen weiter und lassen sich in den vielen Totenkultriten (vergl. Kap. 23—35) deutlich erkennen.

Das so ungemein inhaltreiche und anziehend geschriebene Buch sei jedem, der sich von der Schule her die Liebe zu Homer hewahrt hat oder dessen Neigung volkstümlicher Literatur überhaupt zugewendet ist, wärmstens empfohlen.

Dr. Adelgard Perkmann.

Jahresbericht des Vereines und Museums für Volkskunde 1925.

Mit der fortschreitenden Erstarkung des heimat- und volkskundlichen Interesses in unserer Bevölkerung zeigt sich erfreulicherweise auch von Jahr zu Jahr ein weiterer bemerkenswerter Fortschritt in den Verhältnissen und Erfolgen unseres Vereines und seines Museums, die nunmehr volle dreißig Jahre ihres arbeitsreichen und mit ungewöhnlichen Erfolgen belohnten Bestandes hinter sich haben. Die im Frühjahr 1925 zur Gänze durchgeführte Neugestaltung der Vereinsorganisation, derzufolge die Obsorge für die Erhaltung und Weiterentwicklung des Museums für Volkskunde in gleichem Maße von der Bundesverwaltung und der Stadt Wien wie vom Verein für Volkskunde zu tragen ist, konnte sich in der verhältnismäßig sehr kurzen Zeit seit ihrer Verwirklichung naturgemäß vorerst nur in beschränktem Maße auswirken, hat aber doch in manchem Belangen eine ühlbare Entspannung der vielfach recht kritischen Lage des Institutes mit sich gebracht. Die Vereinsleitung fühlt sich angenehm verpflichtet, den beiden Herren Vertretern des Ministeriums für Unterricht im neu gebildeten Museumsausschuß Ministerialräten Dr. L. Petrin und Professor Dr. H. Tietze, wie gleicherweise den Herren Vertretern der Stadt Wien Präsident des Stadtschulrates Otto Glöckel und Prof. Dr. E. Zellweger sowie Herrn Ausschußrat Kammerrat Hermann Kandl den wärmsten Dank für ihre von voller Einsicht und stetem Wohlwollen getragene Mühewaltung auszusprechen. Angesichts der geradezu verhängnisvollen Gebundenheit der staatlichen Mittel war die allerdings keineswegs ausreichende Erhöhung der Bundessubvention für die Personallasten des Museums immerhin sehr dankenswert; desgleichen hat die Stadt Wien nicht nur durch eine Erhöhung der bisher gewährten Subvention, sondern besonders auch durch bauliche Herrichtungen am Museumsgebäude sowie durch Beschaffung von besseren Heizmöglichkeiten ihr dankenswertes Interesse für die Museumszwecke an den Tag gelegt. Besonders aber hat die Wiener Kammer für Handel, Gewerbe und Industrie dank der hochsinnigen Initiative des Herrn Kammerrates Hermann Kandl als Obmann des Unterrichtsausschusses der Kammer durch die Widmung einer bedeutenden Spende aus Anlaß des dreißigjährigen Vereinsbestandes sowie mit der Gewährung einer namhaften Jahressubvention die finanzielle Lage des Museums wenigstens vorläufig in einem Ausmaße gesichert, das die dringendsten Erfordernisse, namentlich für die Besserstellung des Personals, sowie die durchgängige Konservierung der Museumssammlungen und den Ausbau der Vortrags- und Führungstätigkeit zu bestreiten ermöglichte.

Aus Anlaß des dreißigjährigen Vereinsbestandes sind uns auch von verschiedenen Gönnern und Freunden sehr willkommene Spenden für die Museumszwecke zugekommen. Es widmeten je S 100: Dr. A. Rothschild, M. Gutmann, W. Ofenheim, O. Trebitsch, S. Wolf, Gräfin Nandine Berchtold, Vereinigung der Antiquitätenhändler; je S 50: Kommerzialrat E. Pollack, R. Drasche, Generaldirektor R. Hammer; Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft S 40, Frau M. Landesberger S 30, R. Gallois S 20. Der Verein der Banken und Bankiers überwies S 200.

Die Vereinsleitung spricht allen Spendern den wärmsten Dank für ihre so sehr willkommenen Zuwendungen aus.

Der Kostenhaushalt des Museums erfuhr in allen Belangen, namentlich aber bezüglich der Bezüge des Personals, die bis Ostern 1925 unhaltbar niedrig gewesen waren, entsprechende Erhöhungen, für welche über das Ausmaß der vom Bund beigestellten Beträge vom Verein rund S 2800— zugesprochen worden sind. Ebenso steigerten sich die Ausgaben für Krankenkasse und Pensionsversicherung der Angestellten auf S 739·91 gegenüber S 389·34 im Vorjahre.

Aus Anlaß des dreißigjährigen Bestandes unserer Zeitschrift hat der wissenschaftliche Ausschuß beschlossen, zugleich als Ehrung für ihren Begründer und vieljährigen Schriftleiter Hofrat Prof. Dr. Michael Haberlandt eine Festschrift herauszugeben, deren Beiträge zugleich den Abonnenten des 30. Jahrganges der Zeitschrift zugemittelt wurden. Wir sind den Autoren: E. Frieß, V. Geramb, A. Haberlandt, I. Leisching, E. Oberhammer, L. Radermacher, R. Meringer, R. Schömer, M. Schmidl, E. Schneeweis, J. Strzygowski, H. Wopfner, N. Zegga für ihre wertvollen Beiträge, dem Verlag Strecker & Schröder für die kostenlose Beistellung der Hausformenkarte (zum Aufsatz von A. Haberlandt), wie der Kartographischen Anstalt Freytag & Berndt für die Herstellung der Verbreitungskarte der Rauchstuben (zur Abhandlung von V. Geramb), endlich Herrn Direktor Zegga für die Ueberlassung von fünf Tafelklichs zu seinem Aufsatz zu bestem Dank verpflichtet. Von Dr. E. Schneeweis, N. Zegga, S. Wolf, M. Schmidl wurden durch freundliche Spenden die sonstigen Kosten der Bebilderung der Zeitschrift bestritten. Wie im Vorjahre gewährte die Emergency Society for German and Austrian Art and Science über freundliche Befürwortung durch Herrn Hofrat Prof. Dr. R. Wettstein einen Unterstützungsbeitrag von 75 Dollar für den 30. Jahrgang der Zeitschrift und einen weiteren Beitrag von 125 Dollar zur Herausgabe des XV. Ergänzungsbandes, enthaltend: »Die Weihnachtsbräuche der Serbokroaten« von Prof. Dr. Edmund Schneeweis. Wir sind Herrn Prof. Dr. Fr. Boas in New-York für diese weitgehende Förderung unserer wissenschaftlichen Publikationstätigkeit zu wärmstem Dank verpflichtet. Wir konnten damit die früher seit vielen Jahren innegehabte angesehene Stellung und fruchtbare Tätigkeit auf dem Gebiete der heimischen Volkskunde aufs neue bewähren.

Was die sachlichen Erfordernisse betrifft, so erfuhr die Sammlungen in verschiedenen Abteilungen eine durchgreifende Neuaufstellung und namentlich auch eine entsprechende Konservierung, so besonders die metallischen Objekte und das bäuerliche Mobiliar. Die sachkundige und eifrige Tätigkeit des Präparators Robert Mučnjak sei hier mit besonderer Anerkennung hervorgehoben. Die Beschriftung der Ausstellung wurde bis ins einzelne fortgesetzt, wobei Herr Rudolf Gallois (†) wie im Vorjahre in selbstlosester Weise seine wertvolle Hilfe lieh. Durch geschenkwise Widmungen, Tausch und Ankauf erhielten die Sammlungen einen allerdings bescheidenen, aber immerhin bemerkenswerten Zuwachs, worunter eine interessante Kollektion von Frau Dr. M. Schmidl beschaffter volkskundlicher Objekte aus Bulgarien, eine obersteirische Männertracht (durch Vermittlung von Dr. Kotek), ein prächtiger Zunftzeichenträger aus Schmiede-

Rechnungsabschluß des Vereines

Einnahmen.

für das

	Schilling
Kassasaldo ex 1924	1.665 47
<i>Verein:</i>	
Mitglieder- und Bezugsbeiträge S 1.218·90	
Verkauf von älteren Zeitschriften und Sonder- abdrucken » 1.271·75	
Verkauf des Ergänzungsbandes XV » 1.401·72	
Subvention des Unterrichts-Ministeriums » 400·—	
Subventionen der Emergency Society for German and Austrian Art and Science » 1.581·98	
Beiträge für Klischees » 155·39	
Zinsen » 115·25	6.144·99
<i>Museum:</i>	
Bundesministerium für Unterricht S 7.190·—	
Subvention der Stadt Wien » 2.500·—	
Subvention der Handelskammer » 1.000·—	
Jubiläumsspende der Handelskammer » 5.000·—	
Verein der Banken und Bankiers » 200·—	
Sonstige Spenden » 981·—	
Filmleihgebühren » 207·40	
Eintrittsgelder, Verkauf von Führern » 1.153·10	
Gebühren für Kurse und Führungen » 261·—	
Krankenkassabeiträge des Personals » 306·60	
Versicherungsbeiträge » 19·60	
Refundierungen » 37·18	
Zinsen » 158·72	19.014·60
Summe der Einnahmen	26.825·06

Geprüft und in

Dr. Leonhard Franz.

und Museums für Volkskunde

Jahr 1925.

Ausgaben.

		Schilling
<i>Verein</i>		
Druckkosten der Zeitschrift und Sonderabdrucke	S 2.193·80	
Versendung der Zeitschrift	» 100·09	
Klischees	» 238·77	
Redaktionshonorar	» 300·—	
Druckkosten des Ergänzungsbandes XV	» 1.868·40	
Versendung von Ergänzungsband XV	» 57·38	
Rückkauf älterer Zeitschriften	» 163·—	
Kanzleikosten	» 87·13	
Refundierung	» 63·—	
Reisekosten	» 247·15	5.318·72
<i>Museum:</i>		
Personale (Gehälter und Remunerationen)	S 9.914·—	
Krankenkasse	» 736·15	
Pensionsversicherung	» 79·20	
Kanzleikosten	» 128·19	
Stempelabzüge	» 126·50	
Porti und Transporte	» 468·73	
Fahrten	» 103·36	
Sammlungsankäufe	» 329·80	
Bibliothek	» 630·77	
Restaurierung der Sammlungen	» 384·81	
Installation und Anschaffungen für das Haus	» 1.056·12	
Telephon	» 300·90	
Reinigung	» 256·23	
Bewachung	» 12·60	
Beheizung	» 648·29	
Beleuchtung	» 299·56	
Vorträge und Führungen	» 288·—	
Mietzins	» 1.334·48	
Gartenpflege	» 90·59	17.198·28
Summe der Ausgaben		22.517·—
Saldo		4.308·06
		26.825·06

Ordnung befunden:

Richard Fischer.

eisen sowie ein mit bäuerlichen Figuren ausgestattetes prächtiges Schachspiel (Arbeit eines Schnitzers aus Wildalpen) als Geschenk des (Grafen) Hans Wilczek, hervorgehoben seien.

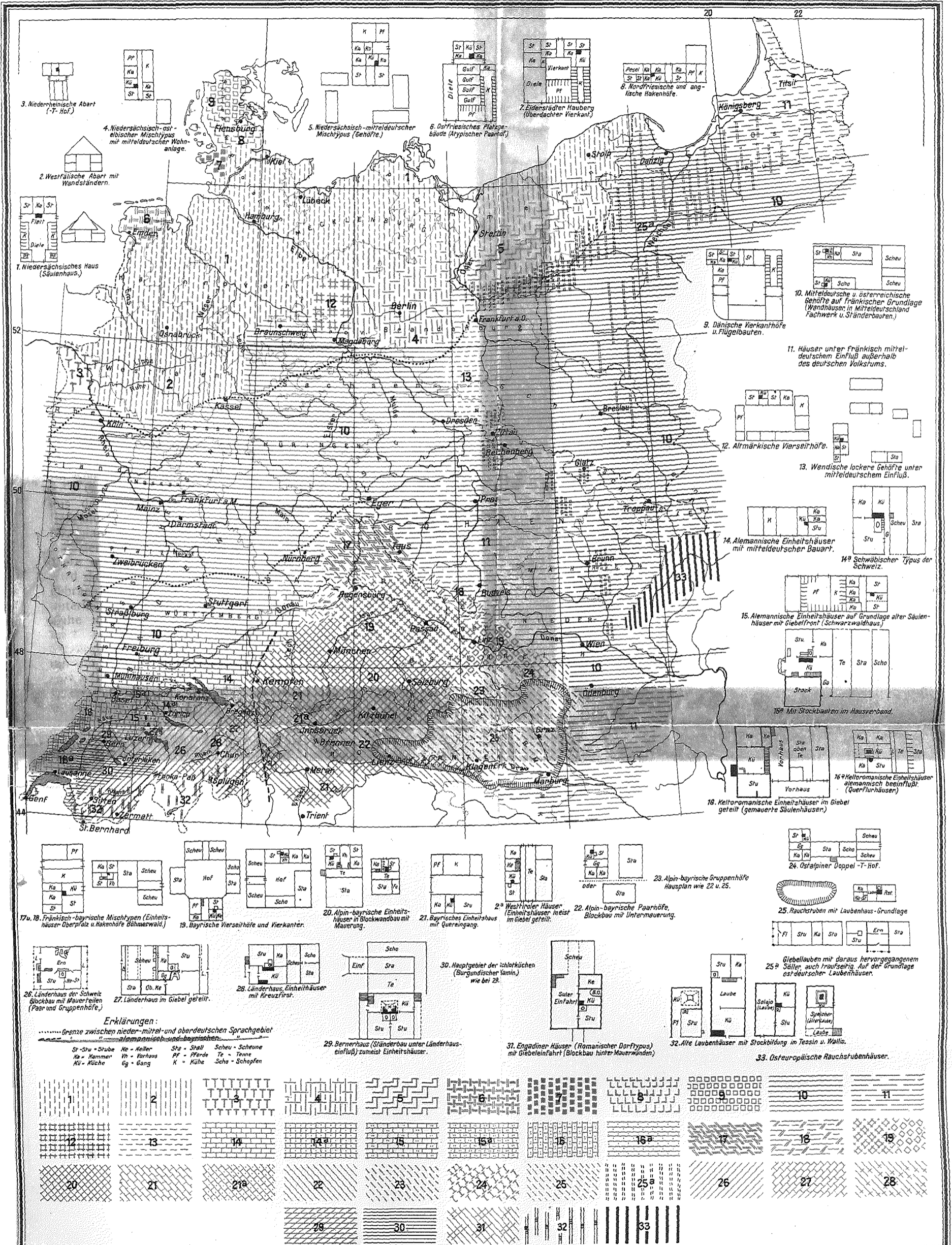
In der Hygiene-Ausstellung (Frühling 1925) richtete das Museum eine Abteilung für Familienforschung ein, in der Allgemeinen Bienenzucht-Ausstellung wurde eine Gruppe von volkstümlichen Bienenzuchtgeräten, die großes Interesse fand, zur Ausstellung gebracht.

Der Bibliotheksbestand erweiterte sich in sehr erwünschter Art dank dem Entgegenkommen zahlreicher Verleger, unter welchen der Oesterreichische Bundesverlag, die Firmen E. Wasmuth (Berlin), Strecker & Schröder (Stuttgart), der Delphin-Verlag, F. Lehmann (München), Diederich (Jena), mit bestem Dank hervorgehoben seien. Aus Schweden, Norwegen, Finnland, Estland und Rußland erfuhr die Bibliothek widmungsweise und im Tauschwege eine besonders vielseitige erfreuliche Bereicherung. Der Zuwachs an Einzelwerken betrug 138 Bände, der Zeitschriftentausch erweiterte sich um 6 deutsche, 3 schwedische, 1 jugoslawische und 1 estnische Zeitschrift. An Diapositiven wuchsen zu 95 Nummern, an Photographien 129 Stück, an Abbildungen 108 Nummern. Die sehr angewachsenen Bibliotheksgeschäfte wurden von Dr. Adelgard Perkmann in musterhafter Weise geführt.

Was den Besuch des Museums betrifft, so ist ein erfreuliches Ansteigen der Besucherziffern zu verzeichnen; 235 Schulklassen in Begleitung von je 2 Lehrpersonen mit der Gesamtzahl von 6758 Schülern sowie 4364 zahlende Besucher (darunter 161 Ausländer) sind im Besuchsbuche ausgewiesen. Für eine größere Zahl von Arbeitsgemeinschaften, Vereinen, Trachtenverbänden u. s. w. wurden Führungen durch die Sammlungen veranstaltet. Ein sehr gut besuchter achtstündiger Lehrerkurs wurde von Hofrat Prof. Dr. M. Haberlandt und Prof. Arthur Haberlandt gemeinsam im Frühjahr 1925 abgehalten und in den Volkshochschulen Landstraße und Margareten je 6 stündige Kurse zur Einführung in die Volkskunde von der Bibliothekarin Dr. A. Perkmann veranstaltet. In der Urania sprach Prof. Michael Haberlandt in einem 6 stündigen Kurs über die »Völker Europas«, während Prof. Arthur Haberlandt daselbst eine Vortragsreihe über Volkstum und Volkskunde abhielt. Bei der Tagung der deutschen Geschichtsvereine in Regensburg (Sektion Volkskunde) zu Anfang September 1925 vertrat Prof. Arthur Haberlandt unseren Verein und hielt in der volkskundlichen Sektion einen vielbemerkten Vortrag »über das fränkische Haus«. Ueber das fränkische Haus in Niederösterreich sprach Prof. A. Haberlandt am 19. Dezember im Verein für niederösterreichische Landeskunde. Bei der Tagung der deutschen Vereine für Volkskunde in Stuttgart (September 1925) wurde unser Verein durch Dr. V. Geramb (Graz) und Dr. L. Weiser vertreten

Karte der Hausformen im deutschen Volksgebiet und den angrenzenden Ländern

Nach A. Dachler, V. Geramb, J. Hunziker, W. Peßler — Entworfen von A. Haberlandt — Gezeichnet von E. Monzert



3. Niederheinische Abart (-T. Hof.)

4. Niedersächsisch-ostelbischer Mischtypus mit mitteldeutscher Wohnanlage.

2. Westfälische Abart mit Wandständern.

7. Niedersächsisches Haus (Säulenhaus.)

5. Niedersächsisch-mitteldeutscher Mischtypus (Gehöfte.)

6. Ostfriesisches Platzgebäude (Arypischer Paarthof.)

7. Eidsräder Hauberg (Überdachter Vierkant.)

8. Nordfriesische und englische Hakenhöfe.

9. Dänische Vierkanthöfe u. Flügelbauten.

10. Mitteleuropäische u. österreichische Gehöfte auf fränkischer Grundlage (Wandhäuser in Mitteleuschland Fachwerk u. Ständerbauten.)

11. Häuser unter fränkisch-mitteldeutschem Einfluß außerhalb des deutschen Volksraums.

12. Allmärkische Vierseithöfe.

13. Wendische lockere Gehöfte unter mitteleuropäischem Einfluß.

14. Alemannische Einheitshäuser mit mitteleuropäischer Bauart.

14^a Schwäbischer Typus der Schweiz.

15. Alemannische Einheitshäuser auf Grundlage alter Säulenhäuser mit Giebelfront (Schwarzwaldhaus.)

16^a Mit Stockbauten im Hausverband.

16^b Keltoromanische Einheitshäuser alternierend beeinflusst (Querflurhäuser.)

18. Keltoromanische Einheitshäuser im Giebel geteilt (gemauerte Säulenhäuser.)

24. Ostalpiner Doppel-T-Hof.

17 u. 18. Fränkisch-bayrische Mischtypen (Einheitshäuser Überplatz u. Hakenhöfe Böhmerwald.)

19. Bayrische Vierseithöfe und Vierkanter.

20. Alpin-bayrische Einheitshäuser in Blockwandbau mit Mauerung.

21. Bayrisches Einheitshaus mit Quereingang.

22. Alpin-bayrische Paarthöfe, Blockbau mit Untermauerung.

23. Alpin-bayrische Gruppenthöfe Hausplan wie 22 u. 25.

26. Ländlerhaus der Schweiz Blockbau mit Mauerfeilen (Paar und Gruppenthöfe.)

27. Ländlerhaus im Giebel geteilt.

28. Ländlerhaus, Einheitshäuser mit Kreuzriss.

29. Bernerhaus (Ständerbau unter Ländlerhauseinfluß) zumeist Einheitshäuser.

30. Hauptgebiet der Ischlofächer (Burgundischer Lamin.) wie bei 29.

31. Engadiner Häuser (Romanischer Dorftypus) mit Giebeleinfahrt (Blockbau hinter Mauerwänden.)

32. Alte Laubenhäuser mit Stockbildung im Tessin u. Wallis.

33. Osteuropäische Rauchstübchenhäuser.

25. Rauchstübchen mit Laubehaus-Grundlage

25^a Giebellauben mit daraus hervorgegangenem Säulen, auch traufseitig. Auf der Grundlage ostdeutscher Laubenhäuser.

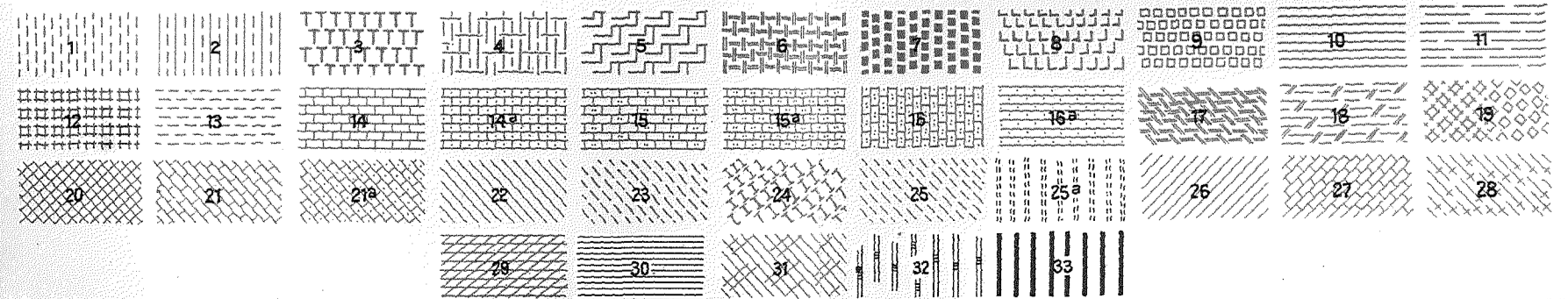
Erklärungen:

..... Grenze zwischen nieder-mittel- und oberdeutschen Sprachgebiet
 - - - - - alpmannisch-bayrischen

Sf - Stube
 Ka - Kammer
 Ku - Küche

Me - Meiler
 Vh - Vorhaus
 Pf - Pferde
 K - Kühe

Scheu - Scheune
 Te - Tenne
 Scho - Schepfen



BIBLIOTHEK DES VEREINES
FÜR ÖSTERREICHISCHE VOLKSKUNDE

Aus dem Leben unserer Bergbauernkinder.

(Groß-Arltal, Salzburg.)

Von Karl Fiala, Au bei Großarl.

a) Kinderspielzeug und Spiel.

Einsam, weitab von allem Verkehr liegen die Bergbauerngehöfte. Das Leben dort ist kaum einer Aenderung unterworfen. Es scheint durch Generationen gleich zu bleiben; ein Fortschritt ist für einen Sterblichen wenig merklich. Es dünkt, als stünde die Zeit hier stille. Die Kinder dieser Bauern empfangen immer und immer die gleichen Eindrücke aus der Umwelt, die sich naturgemäß auch in gleichgeartetem Ausdruck im tätigen Spiele äußern. Es ist daher sehr leicht begreiflich, daß in den verkehrsarmen Alpentälern ein sozusagen altes Artspielzeug im Gebrauche ist. Trotzdem das Spielgerät selbst äußerst primitiv gefertigt ist, so ist ein Gebrauch im Spiele — der tätigen Darstellung des Umweltlebens — ein sehr vielfältiger.

Bei unserem Kinderspiele sind drei Gruppen zu unterscheiden:

1. Jahreszeitenspiele mit gleichem Spielgerät,
2. Brauchspiele,
3. Winterspiele.

1. Jahreszeitenspiele mit gleichem Spielgerät.

Die Hauptrolle nehmen dabei die Gagatiere (gagan = spielen) also Spieltiere, ein. Von diesen haben die Kinder Kühe, Ochsen, Pferde, Frösche, Schweine einen Kuckuck und Hirsche im Gebrauch. An Kleintieren sind Kälber und Geißen zu nennen.

Gagakühe, beziehungsweise Rindvieh. Dieses wird aus dem Holze des Haselstrauches, der Erle und oft auch aus Bergahornholz angefertigt. Für die Kühe sind die Aststücke 5 bis 8 cm lang (mit der Länge vergrößert sich auch der Durchmesser). Auf der Unterseite werden die Aststücke abgeschabt, damit die Tiere standfest sind. Durch das teilweise Abschaben der Rinde wird das Scheckige unserer Pinzgauer Rinderrasse zum Ausdruck gebracht. Das teilweise Entrinden der Aestchen wird jedoch unterlassen, wenn für besondere Spielzwecke (siehe später) die Kühe mit allerlei Ziermotiven und Zeichen im Kerbschnitt verziert werden sollen. Dazu wird eine noch unverletzte Rinde benötigt. Vorne sind die Klötzchen von unten nach oben geschrägt, um den Hals anzudeuten. Oben — vorne — ist eine sich nach rückwärts verjüngende Längskerbe geschnitten, die von einer Querkerbe abgeschlossen wird. So wird das Gehörn angedeutet. In der Regel fehlen die Extremitäten ganz.

Kälber werden aus zirka 3 cm langen, dünnen Aststückchen angefertigt. Kuskälber, das sind Kuhkälber, werden mit keinem Horn versehen. Findet man aber Kälber mit Hörnern, so handelt es sich um besonders schöne Jungtiere.

Ochsen sind bis auf die Größe (zirka 12 cm lang) in der Ausführung gleich den Kühen, nur findet man des öfteren am Gehörn noch eine Querkerbe zum Ansetzen des Joches ausgeschnitten. Solche Ochsen werden als Zugtiere eingespannt.

Holzklötzchen mit natürlichem Astansatz ergeben die Geißen. Das aufstehende Aestchen wird gespalten und das Gehörn ist fertig. Zierkerben oder Schaben an Geißen sind selten.

Bei den Spielpferden, das sind ebenfalls runde Holzklötzchen, wird der Hals deutlich gekerbt, um ein Kummet anlegen zu können. Bisweilen bekommen Spielpferde sogar Füße.

Die Fruchtzapfen der Fichte und Tanne ergeben nach ihrer feistrunden Form die Gagasauen. Sie werden, wie sie sind, zum Spielen verwendet. Nur das schmälere Ende bedeutet die Kopfseite. Ist im Hause ein böses, wühlendes Schwein, so wird es geringelt, das heißt, durch die Rüsselscheibe werden Drahtschlingen gezogen, um es so am Wühlen zu hindern. Die Kinder ahmen das Ringeln auch bei ihren Spielsauen nach, indem sie oft kunstgerecht eine Drahtschlinge durch den Kopfteil der Zapfensau ziehen.

Frösche, hüpfende, bereiten den Bergbauernkindern einen Hauptspaß. So erlebte ich es, daß ein solcher Frosch mitten in die Suppe hüpfte. Die Mutter schimpfte so etwas, wie vadonkchts Kinnarach = verdammtes Kinderzeugs. Der Vater jedoch ging auf den Spaß seines Buben ein und ließ mit großer Geschicklichkeit den von Suppe triefenden Frosch dem Spaßmacher ins Gesicht zurückspringen. Für die Schulbänke jedoch ist es ein Glück, daß die Frösche infolge ihrer Größe nicht in die Tintengläser hüpfen können. Gemacht werden diese Wasserpatscher aus einem stärkeren noch grünen Aestchen. Dieses wird mit Spagat zu einem Halbkreis gebogen und in die Sehne wird ein Holzspan geflochten. Auf die Bogenmitte wird Harz gestrichen und der Holzspan darauf gedrückt, bis er klebt. Die Spannung überwindet schließlich das Hemmende des Harzes und der Frosch hüpfte lustig in die Höhe. Geschicktere Kinder lassen das Harz weg und dirigieren ihren Springfrosch mit den Fingern.

Holzklötzchen mit natürlichem, einem Hirschgeweih ähnlichen Astansätzen ergeben das Nachbild des Bewohners unserer Hochwälder. Der Spielhirsch ist aber mehr Schaustück in der Spielzeugschachtel, als ein Spielgerät.

Der scheue Kuckuck wird von unseren Bauernkindern auch dargestellt, und zwar aus dem Röhrenstengel des Schierling. Von dem Stengelstück wird etwa ein Drittel so weit eingeschnitten, daß es noch hängt. Durch die so gerichtete Röhre wird ein

dünner Schierlingstengel gezogen. Das Blatt steckt im angeschnittenen Teile und nun wird der Blattstengel hin- und hergezogen. Der so improvisierte Kuckuck hebt und senkt seinen Kopf. Dabei wird der Ruf des Kuckuck nachgeahmt und oft auch folgendes Sprüchlein gesagt:

Gukch, Gukch,
fi main Soukch
an Lukch!

Kuckuck, Kuckuck,
für meinen Sack
einen Luck (Deckel)

Bedeutung: Einen Sack voll Geld und einen Deckel darauf, damit es bleibt.

2. Brauchspiele.

Während Kinder im Alter von 10 Jahren ihre besondere Freude an den Spielzeugtieren haben, finden die größeren bis zu 14 Jahren und darüber daran schon weniger Interesse. Sie bedienen sich dafür des Brauchspieles, das heißt sie ahmen vieles aus dem kulturellen Nachlasse der erwachsenen Generation nach.

Auf diese Weise lebt sich unsere Jugend in Sitt' und Brauch der Vorfahren schon frühzeitig ein.

Perchtmasken (in ortsüblicher Bezeichnung Percht) oder Visiere werden von den größeren Knaben mit größtem Fleiße angefertigt. Dabei lassen die Jungen ihre rege Phantasie spielen um das Unholde, Gruselige und Dämonenhafte an der Maske darzustellen. Solche Visiere werden aus Holz mit aufgesetzten Bockhörnern und Wergbärten oder gleich aus Fell und Tierköpfen (mit Gehörn) angefertigt.

Das Perchtlaufen wird zu Heiligen Dreikönig (Dreikönigspertch) und meistens am Sebastianstage (wilde Sebastianspercht) abgehalten.

Ein typisches Brauchspiel stellt die A p e r p e i t s c h e dar. Diese ist zirka 4 m lang und wird aus gepechten Hanfschnüren gedreht. Oft auch geflochten. Der Peitschenstiel ist kurz und dick und mit netten Kerbmustern verziert. Sobald es nun sonnseitig zu apern anfängt, geht das Aperklöcken los und dauert bei den Schulkindern oft bis Sonnenwende.¹⁾ Es ist daher kein Wunder, wenn durch diese fortgesetzte Uebung im an und für sich schweren Aperklöcken eine große Fertigkeit entwickelt wird. Die Schulkinder üben schon das Zweier-, Dreier-, Vierer- und Achterklöcken. Letzteres auch Achterdreschen genannt, gehört zu den Hochzeitsbräuchen. Wird es von den Vorreitern eines Hochzeitszuges geübt, dann knallt es am Dorfplatze in Großarl wie bei einem Pöllerschießen im Takte.

Faschingwutzel. Im Fasching, wenn dem Winter schon sichtlich die Kräfte schwinden, wird er endlich davongejagt. Dies

¹⁾ Ein alter bodenständiger Brauch ist auch das Sonnwendklöcken der Hirten und Senner auf der Alm. Siehe Adrian »Von Salzburger Sitt und Brauch« Seite 152.

drückt besonders der Brauch »Faschingwutzel« aus. Dieser Brauch wird zweifach geübt. Bei den Großen und bei den Kleinen. Bei der Jugend ist der Faschingwutzel eine Rolle, die entweder vorhanden — in der Form einer runden Schachtel aus Holz gefertigt und oft bemalt, innen hohl. Oder, wenn nicht vorhanden, dient ein alter »Tuscher«, das ist ein selbstgefertigtes Familien-Nachtgefäß aus Holz — ein Milchsechter oder ein Schaff hiezu. In diese Rolle werden Steine, altes Eisen und sonstige schlechte, außer Gebrauch gesetzte Gegenstände gegeben und die Deckel fest daraufgenagelt. Ist alles fertig, so wird der sogenannte »Faschingwutzel« über eine steile Lehne oder über einen Palfen (Felswand) hinabgekugelt. Diese Talfahrt des Wutzels soll womöglich in einem Wildbach endigen, dann war es ganz richtig. Selbstverständlich geht es dabei recht lustig und laut zu. Und die Rolle wird, so sie nicht zerschellt ist, oft noch einmal geholt um sie nochmals abkugeln lassen zu können. Der Wildbach »Bockgraben« ist dabei der Aufenthaltsort der bösen Geister, wie alle Klüfte, Klammen, Wildbäche und ödes Schütterrain.¹⁾

Außer den Brauchspielen üben sich die größeren Knaben in allerlei Handfertigkeiten, deren Ergebnisse immer noch als Spielgeräte anzusehen sind; dies umso mehr, als sie meistens für die kleineren Geschwister bestimmt sind. So werden an die Abwässer der Brunnen oft recht nette Wasserräder und Flodermühlen gebaut. Der kriegerische Sinn der Jungen erzeugt allerlei Wehr und Waffen, davon die Anfertigung eines Palasterers, das ist eine kunstgerechte Armbrust, die als Glanzstück gilt. Auch das Winterspielzeug wird von den größeren Knaben geschaffen.

3. Winterspiele.

Der Winter kommt. Sein kurzer Vorgänger Herbst ist reich an Müh' und Plage. Reiche und vielseitige Eindrücke empfängt das Kind — Ernte, Erntefest, Almatrieb, Markt, Einwintern und mancherlei Brauchtum. All dieser Stoff regt das Spiel im langen, langen Winter an. Während draußen der Schneesturm tobt, ist besonders das kleinere Kind dazu verurteilt, den größten Teil des Tages in der Stube zu verbringen. Die Spinnräder der Hausmutter und die der Mägde surren freudig und die Jugend vergnügt sich mit allerlei Schalk und Spiel. Davon wäre zu nennen:

Das L a p p e n t o r. Dieses ist ein Flechtwerk aus Holzspänen. Greift man es unrichtig an, so fliegen die Späne in alle Windrichtungen davon, was stets bei den Zuschauern größte Heiterkeit hervorruft.

Die Mädchen betreuen ihre Fleckerl- oder Holzpopin, das sind Puppen aus alten Flickern oder aus Holzscheiteln mit geschnitztem Kopf. Hat etwa gar der größere Bruder einen Schalks-

¹⁾ Siehe Fiala, Faschingwutzel Museumbblätter Salzburg Jahrgang 4 Nr. 1.

narren geschnitzt, dann ist der Freude am Narrentheater keine Grenze gezogen.

Ueberlaut geht es aber zu, wenn ein Nachbarkind kommt, um einen Spielkuhhandel zu betreiben. (Siehe *b*) Die größeren Kinder sitzen in ihrer freien Zeit hinter dem großen Stubentisch über das Brettspiel gebeugt und fahren in die Mühle. Meisterhaft beherrschen sie auch das Brettspiel Wolf und Schafe. Mit großer Freude, ja Leidenschaft, wird oft Tarok gespielt, und wer den ansehnlichsten Geldhaufen in Form von Bohnen oder Knöpfen besitzt, ist der listigste und falscheste Spieler. Jeder Lehrer in unseren abgelegenen Bergdörfern kann sicher sein, daß die Kinder die römischen Ziffern bis 21 kennen, denn auf die Tarokkarten versteht sich auch der schwächste Rechner.

b) Einzeldarstellungen aus dem Spiele mit Gagatieren.

Bei den Spielzeugtieren, wovon die Kinder immer eine Vielheit gleicher Art besitzen, schafft die Phantasie innerhalb des eigenen Besitzstandes an der großen Form typische Unterscheidungszeichen, mit denen der Wert, der Name oder eine besondere Eigenschaft des Spieltieres, zum Beispiel als Nachbild einer wirklichen Kuh, die daheim im Stalle steht, gekennzeichnet wird. So schaut die Spielkuh im abgelegenen Berggehöft aus. Wo aber mehrere Teilgüter zusammen eine Weilersiedlung bilden, dort ist es auch nötig, seine Spieltiere noch besonders zu bezeichnen, um sie vom Spielviehstand der Nachbarkinder zu unterscheiden. Hauptsächlich dann, wenn man gemeinsam mit diesen ausgeht, das ist auf die Weide treibt. Analog der Wirklichkeit werden in diesem Falle die Spieltiere mit dem Hausmark versehen. Auf diese Weise fand ich bei Spieltieren oft alte Hausmärker, beziehungsweise Viehmärker, die sonst schon vergessen oder durch Metallgemärk, das sind Nummern im Ohr etc. ersetzt wurden.

Frühjahr, Mai, Almfahrt. Der Tag wächst, kräftiger wird der Sonnenschein. An der Sonnenseite leuchtet ein helles Grün und auf der Schattenseite hat der Winter mit seinen unholden Geistern nur noch kurze Herberge, aus der ihn das Geknall der Apepeitschen rasch wegtreiben soll. Es wird Mai, das Winterfutter ist zu Ende. Das Rind- und Kleinvieh wird ausgekehrt, das ist wo nur möglich, auf die Heimweide getrieben. Nach kurzer Zeit, Mitte Mai, fährt man g'en Alm. Das Almfahren ist ein großes, immer neues Erlebnis für unsere Jugend. Die Anschauung, mitunter auch das Vollerlebnis »Almtrieb« wird tage- und wochenlang verarbeitet und der Ausdruck ist ein lebiges Spiel mit den Spieltieren.

In der Folge möge ein Almtrieb mit Gagatieren dargestellt sein.

g'en Almfahren. (Aufstellung eines Almuzuges mit Spieltieren). Voran wird das Kleinvieh aufgestellt, wie Geißen, Schafe, und Schweine. Daran schließen sich die Kälber und Kalbinnen;

nach einem größeren Abstände folgt die stärkste und schönste, die Habmoakuh, mit der Fahr- oder Rumpelglocke. Hinter ihr gehen die Speis- und Weideglockenkuh. (Für die Glocken werden bei den Spieltieren nur die Riemen durch schöne breite Halskerben dargestellt.) Nach folgt der Kühe breitgestirnte Schar in zwangloser Aufstellung. Den Zug beschließt der bespannte Almkarren und oft noch Pferde. Die Almleute improvisiert das Kind beim Spiel mit seiner eigenen Person.

Sommerzeit. Das liebe Vieh ist auf der Alm; den Kindern, die in der Bodensiedlung bleiben, geht es ab. Kommt der Samer (Almproduktenträger) von der Alm, so ist er der Mittelpunkt des kindlichen Interesses. Die Unmenge Fragen, die Freude über seine Antworten und die ehrliche Trauer bei einer Unreimmeldung über den Absturz oder über Krankheit eines Tieres, alle diese Eindrücke wirken sich im kindlichen Spiel aus.

Eine Gagakuh-Alm. Ein größeres Stück Rasen wird kunstgerecht mit Hölzchen eingehagt und auch Tore gelassen. Der Hag ist zirka 15 cm hoch.

Innerhalb dieser Einfriedung wird eine primitive Almhüte mit Legschindeldach gebaut und die Spielkuhalm ist fertig. Auf diesem schönsten Fleck Erde stellt das Kind Leben dar. Richtig besehen, wirkt die ganze Anordnung der Tiere und die eigene Darstellung des Almpersonales etc. recht lebenswarm. Wie oft habe ich mich daran erfreut.

In der Heuzeit wird größtenteils mit den Spielochsen, die man an kleine Heuschloapfen anspannt, gespielt.

Je älter das Kind wird, umso mehr wird sein Spiel Wirklichkeit — nicht harte, sondern freudige. Denn am größten ist der Stolz dann, je mehr man schon die Arbeit der Erwachsenen leisten kann. Nur sollten die Großen dies nicht so sehr ausnützen und aus der Arbeitsfreude einen Zwang schaffen.

Ein Kuhhandel in der winterlichen Stube. Zu diesem Zwecke werden eigens die Gagakühe mit Kerben versehen, die den Wert des Stückes bezeichnen sollen. An noch deutbaren Zeichen finden sich: Bauernfünger, Punkte, Striche und Buchstaben. So ein Kuhhandel wird mit aller Tüchtigkeit und Schlauheit durchgeführt, als würde mit lebenden Tieren gehandelt. Da wird gefeilscht und gelogen, der Kuh, obwohl keine vorhanden ist, ins Maul geschaut und die Zeichnung, aber vorwiegend die Schönheit des Gehörns ins Auge gefaßt und der Preis darnach bestimmt. Es kann vorkommen, daß oft eine Geiß mit schön natürlich gebogenen Hörnern, zwei Spielkühe wert ist. Mancher Bauer, der zusieht, lächelt still zufrieden und denkt: »Mein Bub wird schon gerecht«, grad so gut mit allen Salben für den Viehhandel geschmiert, als wie er selber.

Zaubersprüche aus Kärnten.

Von Dr. Georg Graber, Klagenfurt.

Der Glaube an die Wirksamkeit des Zaubers ist beim kärntnerischen Landvolk noch nicht überall ausgestorben. Zauber ist jede magische Betätigung, die den Zweck hat, den natürlichen Ablauf des Geschehens, sei es durch eine bloße oder von Worten begleitete Handlung, nach eigenem Willen zu beeinflussen. Wie in altgermanischer Zeit schreiben einzelne gewissen Zauberhandlungen und Zauberworten zwingende Kraft zu. Auch das Betätigungsfeld des Zauberers ist dasselbe geblieben wie in alter Zeit, da in ganz einfachen Verhältnissen auch die menschlichen Bedürfnisse dieselben geblieben sind. Denn trotz der Bemühungen von Kirche und Schule ist der »Fortschritt« mancher Gegenden nur äußerlich im Bestehen von elektrischen Anlagen und anderer technischer Einrichtungen wahrnehmbar. Soweit es sich um zauberische Bekämpfung von Krankheiten des Menschen handelt, spielt dabei noch immer die Frau eine größere Rolle als der Mann. Es gibt aber auch Männer, die den Ruf besonderer Zauberkraft besitzen und namentlich zur Hilfeleistung beim Vieh, bei bösen Wettern oder außergewöhnlichen Anlässen, die besondere Umsicht und Kraft erfordern, herangezogen werden. Auf alter Ueberlieferung beruht ferner die feierliche Art, mit der gewisse Zauberhandlungen vollzogen werden, endlich die formelhafte, von der gewöhnlichen Rede abweichende Diktion der Zaubersprüche.

Hier haben gewisse Grundmotive allen Wechsel der Zeiten überdauert: Die der Beschwörungsformel vorangehende epische Einleitung, der Parallelismus des Ausdrucks, der Hang zur Reihenaufbildung, die formelhaften Bindungen mit zum Teil erhaltenen Resten des Stabreimes und dergleichen. Ihre Weisheit schöpfen aber die Wissenden nicht etwa nur aus mündlicher Ueberlieferung, sie verfügen vielmehr fast durchgehends über schriftliche Aufzeichnungen. Diese werden sorgsam gehütet und ebenso eifrig immer wieder vervielfältigt. Nur so erklärt sich die wunderbare Lebenskraft dieses alten Geistesgutes und die verhältnismäßig gute Ueberlieferung der Formeln, in denen die Welt des Heidentums friedlich neben christlichen Geistesgebilden fortlebt. Auf dem Umweg über lateinische Formeln der christlichen Benediktionen haben selbst antike und orientalische Zauberformeln auf diese Art der Volksüberlieferung abgefärbt, ein buntes Neben- und Durcheinander.

Für alle möglichen Fälle wird Zauber gebraucht. In den ziemlich zahlreichen volkstümlichen »Zauberbüchern« wird nicht nur angegeben, wie Geister und Dämonen aller Art zu beschwören und zu bannen sind, sondern auch die magischen Handlungen genau beschrieben und die Art und Anzahl der Gebete oder Besprechungsformeln sorgfältig verzeichnet. In einem solchen handschriftlich hergestellten Beschwörungsbuch aus dem Drautal

bekannt zum Beispiel ein reuig zu Gott bekehrter »Zauberer«, was für ein verruchtes Leben er bisher geführt, wie er »die Wolken des Himmels mit beystand des Teufels gebunden, daß sie nicht regnen könne; die schwangern Weiber nicht gebären können, die Wellen des Meeres, daß sie nicht bewegen können; die Fische im Wasser und die Vögel in der Luft habe gebunden, daß sie nicht schwimmen und fliegen können. Ich habe gebunden und verzaubert das Vieh und alle Früchte der Erde, daß alles hat müssen verderben und verdorren . . . « Und dann fährt er reumütig fort: »Ich bitte dich, mein Gott und Herr, daß du den Knopf und Band der Wolke zerbrichst, auf daß es regnen mag und die Erde wieder ewige Früchte bringen und die Fische des Wassers schwimmen mögen und die Vögel in der Luft fliegen und die schwangern Weiber gebären und die Kinder saugen an der Brust ihrer Mütter und alle Verblendung wird aufgelöst sein durch dein mächtigsten Nahmen, an der Gabe Gottes, Bergwerk oder andern Reichtümern, auf daß sie mir zu Nutze dienen mögen, im Namen Gott des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen. Durch diese Allmacht soll aufgelöst sein alle Vertuung, es sey getan, wie es wolle, von einem bösen Menschen oder Teufl, daß alls zunicht gemacht wird durch die allmächtigste Dreifaldigkeit, es sey gelegt in Eisen oder Gold oder Silber oder Kupfer und Zinn oder Blei, in Stein oder Bein oder Harn oder Glas oder andern Warn, als sey aufgetan und bleiben, es sey im Feuer oder Wasser oder Erde, im Berg oder Brunn oder Wiesen oder wie es gemacht mag werden . . . Ich binde, banne, bezwinde und bedringe und vertreibe euch böse Geister mit alln euren Helfern und euern Betrüg'nüß und Künsten, denn eure Künste müssen verschwinden, es sey im auf- oder abnehmenden Monath, bey Tag oder Nacht, in welcher Stund es will. All solches Verblendte, das banne und vertreibe ich bey Gott dem Vater, Sohn und hl. Geist . . . «

Betrifft dieses Gemisch von Bannformeln nur Zauberhandlungen, die dem Nächsten Schaden bringen, so gelangen im folgenden solche zur Darstellung, die vorbeugende und abhelfende Wirkung besitzen. Es sind die letzten Reste einer zum Glück absterbenden Geisteswelt.

I.

1. a) Feuersegen aus Zammelsberg, in die Gruppe der zweiteiligen Zaubersprüche gehörig, die aus einer epischen Einleitung und dem eigentlichen Spruch bestehen. Dieser fehlt bereits.

Foiarsög'n:

Unsar Vátar, Herr Jesas Christ geaht úbar's Lánd,
trágg a gulda Buach án seinar schneaweiß'n Hánd.

Er kánn guat les'n, er kánn guat schreib'm
und bease Wóttar und wúlde Foiar vertreib'm.

Unsar Vátar, Herr Jesas Christ, wánn er sigg a Haus ábbrinna,
wo viel Leit und kloane Kindar drina,

so tuat er wohl auf sei' schneaweiße Händ
 und gibb an Sög'n ibar Foiar und Bränd,
 daß däs Foiar niedersaß
 und daß es niamar weiterfraß.

Wird in einem Hause dieser Spruch alle Tage gebetet, so wird darin kein Mensch getötet werden, kein Feuer auskommen, kein totes Kind geboren u. s. w.

b) Der folgende Feuersegen aus dem Gurktal besteht nur mehr aus der Zauberformel; vielleicht gehörte sie einst zum vorigen Spruch.

Bis (sei) mir willekumm, du feuriger Gast!
 Greif nit weiter, dann du hast.
 Das zähl ich dir, Feuer, zu einer Bueß,
 daß du sollst legen deine Gluet.
 Ich gebiete dir, Feuer, bei Gottes Kraft,
 die alles tuet und alles schafft:
 du sollst stille stehen
 und nit weiter gehen,
 so wahr Christus stand im Jordan,
 da ihn taufte Johannes, der heilige Mann.
 Ich gebiete dir, Feuer, bei Gottes Kraft,
 so wahr Maria behielt ihr Jungfrauschaft:
 ich gebiete dir, Feuer, du sollst legen deine Gluet
 bei Jesu Christi teurem Bluet,
 das er für uns vergossen hat
 für unsre Sünd und Missetat.
 Das zähl ich dir, Feuer, zu einer Bueß im Namen
 Gottes des † Vaters und des † Sohnes und des
 heiligen † Geistes. Amen.

2. Schußsegen aus Dellach im Drautal.

Pulver und Blei, halt ein dein Schuß,
 gleichwie Jesus stand in dem Zedronfluß.
 Stachel und Eisen, halt ein dein Kraft
 gleichwie Maria ihr Jungfrauschaft.
 Stein und Stachel, behalt deine Flammen,
 so gut als Jesus seinen Namen. Im Namen
 des Vaters u. s. w.

3. Wetterbeschwörung.

Im Glan-, Gurk- und Metnitztal, aber auch im Mölltal begibt man sich beim Herannahen eines Gewitters auf einen freien Platz, macht das Kreuzzeichen gegen die Wolken und spricht den Wetterspruch. Im Gurktale warf man Rechen, Ofenkrücken, Stühle mit nach oben gekehrten Zacken und Füßen vors Haus, begann zu segnen und sprach dann den Wetterspruch:

Ziach hin, ziach hin
 in die wilde Romanei,
 wo ka Hahnle kraht,
 wo ka Mähder maht,
 wo ka Bliamle bliaht,
 wo ka Rind nit lüet! (schreit.)

In diese Gruppe gehören ferner alle Beschwörungsformeln, um krankes Vieh wieder gesund zu machen, Verhexungen aufzulösen, gestohlenes Gut wiederzubringen, Sprüche, die Liebes-

zauber bewirken, gegen ein falsches Urteil vor Gericht schützen, wie man in der Lotterie gewinnt und anderes. Da sie aber weder sprachlichen noch poetischen Wert haben, werden sie hier übergangen.

4. Morgensegen aus Dellach im Drautal. »Vor Aufgang der Sonne zu sprechen.« Die Form ist verwittert, die Reime nur noch angedeutet, alt aber die epischen Formeln mit Stäben.

»In deinem allerheiligsten Namen bin ich aufgestanden und gangen über Stauden und Graben. Darnach begegnen mir drei Gottesknaben. Der erste ist Gott der Vater, der andere ist Gott der Sohn und der dritte ist Gott der heilige Geist. Die behüten und bewahren mich heint diesen Tag und alle Zeit, mein Leib und Seel, mein Ehr und Gut, mein Fleisch und Blut, vor Hauen und Stechen, vor Schießen und Schlagen, vor Wölfen und Hunden, vor Räubern und Mördern, für aller Zauberei und Teufelskünsten und vor allen bösen Menschen, daß sie mir kein böses Urteil können sprechen. Im Namen Gottes des Vaters« u. s. w.

Diese Segenssprüche führen hinüber zu den eigentlichen Gebeten, in denen die altheidnischen Zauberformeln auch poetisch lieblich ausklingen, wie zum Beispiel in folgenden drei:

5. a) Reisesegen aus Knappenberg:

I tritt hinaus auf den greanen Wäsen
und bitt in liaben Gott,
daß er mir drei Engel schickt;
Der erste soll mi weisen,
der zweite soll mi speisen,
der dritte soll mi föhren
ins himmlische Paradeisen.
Dä steaht a guldener Tisch,
dä sitzt unsre liabe Frau und liest.
Sie betet den grean' Väterunser.
Und wer den grean' Väterunser beten känn,
dem kummt der bease Feind nit äñ,
dem steaht der Himmel offen,
die Höll is ihm verschlossen. Amen.

b) Abendgebet aus Knappenberg:

O Jesus, i leg mi schläfen;
tua mi die gånze Nächt bewächen,
breit aus dei guldnes Himmelsnetz
über's gånze Haus, über's gånze Fletz,
über unser Håb und Guet,
über all mei Fleisch und Bluet.
Låß mit nit verderben
und in Sünden sterben.

c) Morgengebet:

In Gottes Nāmen aufsteh i,
In Gottes Nāmen ausgeh i,
Af'n greanan Wäsen tritt i,
Gottes Nāmen behüat mi!

6. Schatzbeschwörung:

Auf der Stangalm befindet sich das berühmte »Freimannsloch«. Dort liegen der Sage nach ungeheure Schätze, die aber vom »Freimann Karolus« bewacht werden. Ein eigenes »Freimanns-

buch«, das in vielen handschriftlichen Stücken weit über das Land verbreitet ist, gibt genaue Anweisung über den Weg zum Freimannsloch und wie man sich dort zu verhalten hat, um ungefährdet die Schätze davontragen zu können. Die »Beschwörung gegen den Freimann« lautet:

»Ich beschwöre dich, o Geist und Freimann Karolus, kein Leid soll mir widerfahren, im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit — Gott Vater †, Sohn † und heiliger Geist †, daß du an dem Ort, wohin dich Gott geordnet hat, sitzen bleibest mauerfest. Ich beschwöre dich, o Geist und Freimann Karolus, durch die Kraft Gottes, durch die Macht Gottes, durch die Gewalt Gottes. Ich bezwinge dich mit Gott, bei Gott und durch Gott, daß du mir und den Meinigen keinen Schaden kannst zufügen noch Graus machen, weder im Angesicht, weder am Leib noch an der Seele und uns beliebe, zu tragen von diesem Schatz, so du dahinter sitztest; laß uns unbehindert vorkommen, mich und die Meinigen, uns zu Nutzen und auch den Armen zu teilen. Ich beschwöre dich durch alle Bünd und Zwang, durch die hohen Wort des heiligen Evangeliums: Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort. Ich beschwöre dich durch alle heiligen Sakrament und im Namen aller Konsekrationen und der hohen Worte, so darüber seind gesprochen worden. Ich bezwinge dich so hoch, als ie ein Zwang ist gezwungen worden, o Geist und Freimann Karolus, zu nehmen Schild und Sicherheit für mich und die Meinigen, im Namen Gottes des Vaters . . . « u. s. w.

Nach dieser Beschwörung schaut man durch einen beinernen Ring in das Loch hinein und sieht darin den Freimann Karolus an einem steinernen Tische sitzen, ein großes Schwert in der Hand. Neben ihm liegen sieben Haufen Goldes, drei in gemünztem Silber, vier in gemünztem Gold. Zu beiden Seiten hangen armdicke Gold- und Silberzapfen. Von all dem kann der Beschwörer nun nach Herzenslust nehmen und braucht den Freimann, der sein Schwert gegen ihn zückt, nicht zu fürchten. Zuletzt spricht der Schatzsucher die »A b d a n k u n g gegen den Geist«:

»Gott sei Dank und dir, o getreuer Geist. Gott sei zwischen mir und dir und zu Zeiten geh hin an das Ort und Statt, wohin dich Gott verordnet hat, ohne allen Schaden meines Leibs und der Seelen. Im Namen Gottes Vaters u. s. w. Amen.«

Endlich gibt es verschiedene »Schatzgebete«, die an jedem beliebigen Orte gesprochen werden können und bewirken, daß irgend ein Geist oder Heiliger erscheint und einen Sack mit den erbetenen Schätzen mitbringt.

II.

Die letzte Gruppe der hier behandelten Formeln betrifft das »Abbeten«. Die Landleute hielten früher fast ausnahmslos, jetzt immer seltener, jede Krankheit bei Menschen oder Haustieren für die Folgen des »Anwünschens« oder einer Hexerei. Dem Uebel konnte man nach ihrer Meinung am besten durch kräftige »Beschwörungen« abhelfen. Dazu gehörte das »Abbeten«, das vor nicht allzu langer Zeit noch eine sehr wichtige Rolle im Leben der Bauern spielte. Manches alte Weiblein oder absonderliche Männlein stand im Rufe, das Abbeten zu verstehen und wurde

daher weit und breit gesucht. Sie fanden dabei ihr gutes Auskommen und waren überall gerne gesehen.

Sämtliche nun folgende Formeln stammen aus dem Gurktal.

1. a) Gegen den Schwund, eine bei Mensch und Tier häufige Krankheit, hervorgerufen durch Atrophie der Organe. Wird das Leiden als »Schwund« erkannt, so wird sofort ein Abbeter oder eine Abbeterin herbeigerufen, um das Uebel zu bannen. Der Zauberer bedient sich eines auf dem Felde gefundenen Knochens, mit dem er allerlei Bewegungen ausführt, während er spricht:

»N. N. hät den Schwund zwisch' Haut und Boan,
N. N. hät den Schwund zwisch' Haut und Fleisch.
O Schwund, wås willst du toan?
,Bluat trinken, Boan brechen.'
O Schwund, däs terfst du nit toan.
Geah hin auf die hoache Älm!
Bei an weißn Stoan,
Durt kånnt du es toan!
Hilf dir Gott Väter †, Gott Sohn † und Gott der
heilige Geist †. Amen.«

b) Eine andere Art, den »Schwund« abzubeten, besteht darin, daß der Zauberer eine geweihte Kerze entzündet und in die Hand nimmt, während er mit der andern über die schwindende Stelle fährt und dabei spricht:

Rosanna hat geboren Anna,
Anna hat geboren unsern Herrn Jesum Christ,
Der in ällen Neaten unser bester Helfer ist.
Hilf für'n Schwund Gott der Vater †, für'n
Schwund Gott der Sohn † und für'n Schwund
Gott der heilige Geist †. Amen.

Bei den Schlußworten wird über die kranke Stelle dreimal das Kreuzzeichen gemacht.

2. Gegen das Moal (mhd. *meil*, Fleck, Mal,) eine Augenkrankheit, die sich in roten oder gelben Flecken auf der weißen Hornhaut äußert. Demnach gibt es ein »roat's und ein weißes Moal«. Eines vertreibt das andere. Der Abbeter stellt sich schräg vor den Kranken und spricht:

Steht a Bam am Paradeis,
gepflänzt mit agnan Fleiß.
Häst däs weiße Moal, so werd's dar's roate vertreib'm. *
Häst däs roate, so werd's dar's weiße vertreib'm.

Hierauf bläst er dem Kranken in Kreuzesform scharf in's Auge, als wollte er ihm daß »Moal« ausblasen. Er muß dabei die Worte denken: »Hilf dar Gott dar Väter« u. s. w. Der ganze Vorgang wiederholt sich noch einmal.

3. Gegen die Gila, eine Halskrankheit, die schweres Schlucken verursacht. Das Wort hängt nicht mit mhd. *giel*, Schlund zusammen. Es ist vielmehr ahd. *gulli*, *gulle*, porrigo, vitium porcorum, (Graff, Ahd. Sprachschatz IV, 182,) und entspricht einem nicht belegten mhd. subst. *diu gülle*, schwäb. *die Güllen*, Lache, Pfütze, Jauche. *Strophulas* (scrofulas?) »güll«. *Ethica*

»aytergüll«. »Vergiftigew dinkh, güll und ayters.« (Schmeller—Frommann I, 894.)

Es gibt zwei Arten dieser Krankheit, die »Saugila« und die »rechte« (echte) Gila. Ihre Beschwörung muß der Kranke selbst vornehmen. Glaubt er die rechte Gila zu haben, so reibt er sich mit einem alten Filzhute den Hals und spricht dazu die Worte: »Saugila, i jäg de, rechte Gila, floich! Hilf mar Gott dar Väter« u. s. w. Während der letzten Segensworte bekreuzt er sich. Alles geschieht dreimal hintereinander. Handelt es sich vermutlich um die »Saugila«, so reibt der Kranke während der Beschwörung den Hals am Futtertrog der Schweine.

4. Gegen die Warta. Wer an dieser Krankheit leidet, ist »*derwartat*«. Das Leiden verrät sich in Schmerzen um die Körpermitte, als Folge von zu schwerem Heben, Tragen und dergleichen. Das Wort scheint im bayrischen Wortschatz noch nicht belegt, obgleich es alten deutschen Ursprungs ist. Ahd. *arwartian* »laedere, corrumpere«; *irwartan, irwertan, violare*' (Graff, I, 957.). Das kärntnerische *Warta* entspricht sonach lautgetreu einem erschlossenen mhd. subst. *werte*, ahd. *wartida* ‚corruptio‘ (Graff, I, 959.) und bedeutet wörtlich »Ermüdung, Ueberanstrengung«. Im Windischen heißt dieselbe Krankheit *urład*, das ist slowenisch *vred* (von *vreti* »sieden«.) Und in der Tat wird zur Behebung des Uebels das *Wartasieden* angewendet.

Während der Kranke im Bette liegt, wird von der Heilkundigen — es kann auch eine Angehörige des Kranken sein — ein Töpfchen mit Wasser an's Feuer gestellt. Sie macht darüber das Kreuzzeichen und summt die Beschwörungsformel:

Warta sönd nit neine, sönd nar ächte,
 sönd nit ächte, sönd nar sieme,
 sönd nit sieme, sönd nar sechse,
 sönd nit sechse, sönd nar fimfe,
 sönd nit fimfe, sönd nar viere,
 sönd nit viere, sönd nar dreie,
 sönd nit dreie, sönd nar zwoa,
 sönd nit zwoa, is nar oane,
 is nit oane, is nar koane. Aman.

Bei diesen Worten zieht sie das Töpfchen mit Wasser, das mittlerweile zu sieden begonnen hat, langsam vom Feuer weg, bekreuzt das Wasser und spricht: »Hilf far de Warta Gott der Väter, Gott der Suhn und Gott dar heilige Geist.« Dann betet sie ein Vaterunser, stellt das Wasser wieder an's Feuer und es beginnt die zweite Beschwörung. Beim dritten Vaterunser nimmt sie das Wasser und geht damit zum Bett des Kranken. Dort stürzt sie das Wassertöpfchen in eine Schüssel, in die sie vorher kleine Stückchen des »Abwaschkrazels« oder des Ofenbesens in Kreuzform hineingelegt hatte und stülpt den Topf rasch um. Die Schüssel wird unter das Bett gestellt. Das Wasser steigt allmählich von der Schüssel in den Topf. Ist dies der Fall, so muß die Warta schwinden. Gelingt das Kunststück nicht, so wird

es wiederholt. Steigt das Wasser dann trotzdem nicht in den Topf, so hat der Kranke eben nicht die Warta, sondern ein anderes Leiden, das wieder anders behandelt werden muß.

5. Gegen die Heineng, den Heining. Es ist dies eine Krankheit der Kühe, die darin besteht, daß sie blaue oder gelbe, aber bittere Milch geben. Man unterscheidet einen blauen oder gelben Heining. Die Kuhmagd betet das Uebel mit folgendem Spruche ab: Heineng seind nit neine, seind nar ächte u. s. w. wie oben unter 4 bei der Warta.

Während sie die Formel murmelt, hält sie in der einen Hand eine brennende geweihte Kerze, mit der andern streicht sie das kranke Rind von den Hörnern bis zur Schwanzspitze. Nach dem »Amen« bekreuzt sie das Vieh und spricht: »Hilf far'n Heining Gott dar Väter †« u. s. w.

Kärntnerisch *Heineng* oder *Heining* entspricht lautlich einem mhd. subst. mäs. *hiununc* oder *hiuninc*. Nach Ausweis von *Heynische Blattern* oder *bubon* und der im Kurhessischen belegten Euterkrankheit der Kühe: *die Hüensche* (Schmeller-Frommann, I, 1119 und 1135) ist es von mhd. *Hiune*, Heune, Hunne' abzuleiten. Es bezeichnet also »die heunische«, das heißt eine aus dem Osten eingeschleppte Krankheit.

Modelle alter Donauschiffe im oberösterreichischen Landesmuseum.

Von E. Neweklowsky, Linz a. D.

Das Linzer Museum beherbergte bereits in der Vorkriegszeit eine ganze Reihe wertvoller Erinnerungen an die alte Ruderschiffahrt: Schifferkrüge, die Zunftfahne der Urfahrer Schifflente und einige Modelle von Fahrzeugen, wie sie die Schifflente gerne in den Wirtshäusern, in denen sie verkehrten, aufzuhängen pflegten. Da finden wir mehr oder weniger gut nachgebildete Kehlheimer und Gamsen, die hauptsächlich zum Gegenfahren üblich gewesenen schweren Donauschiffe, sowie eine prächtige Kobelzille, wie sie zur Salzverföhrung von Hallstatt, Ischl und Ebensee bis nach Gmunden üblich gewesen ist. Zu diesen zerstreut in verschiedenen Abteilungen des Museums aufgestellten Gegenständen gesellten sich in der Nachkriegszeit einige Modelle typischer Fahrzeuge unserer Donau: 1921 ein Schiffzug, 1923 eine Schiffmöhle und im Vorjahre eine Flierstein.

Die Schiff- oder Gegenzüge, auch Hohenauzüge genannt, brachten Waren stromauf, auf der Donau und am Inn hauptsächlich Getreide und Wein, auf der bayrischen Donau auch Salz. Sie bestanden meist aus drei Schiffen, die von einer großen Zahl von Pferden gegenwärts gezogen wurden. Auch das Modell stellt einen derartigen Zug dar, der aus Hohenau, Nebenbei und Schwemmer besteht, wie die drei Fahrzeuge der Reihe nach damals hießen, den nötigen

Hilfsfahrzeugen, Einstellplätten, Seilmutzen, Waidzillen, dem Seilzeug und der ganzen sonstigen Ausrüstung, den Schiffpferden und den Schiffleuten. Die Schiffe sind maßstabrichtig dargestellt und es weist nur das Zugseil und die Bespannung eine Verkürzung auf, damit man überhaupt alles hat unterbringen können, beträgt doch die Länge des ganzen Modells 11·5 Meter. Wir sehen die von Künstlerhand geschnitzten Pferde mit ihren Reitern, den Buben oder Jodeln. Die Zugtiere sind an die Zwiesel gespannt, von der das Zugseil, oder wie es gewöhnlich hieß, der Buesen, zu den Schiffen führt. Das erste Fahrzeug trägt eine Zurichtung, das heißt, es ist fast vollständig eingedeckt. Das Getreide, zu dessen Verführung solche Schiffe dienten, war darin lose geschüttet. Das zweite Fahrzeug ist mit Fässern beladen, es ist also eine Weinzille, während das dritte wieder Frucht als Ladung trägt, die mit Plachen zugedeckt ist. Die Schiffleute, der Seßtaler, der Seiltrager, der Bruckknecht, der Stoierer, der Hilfsruderer und wie sie alle heißen, sind jeder ein kleines Kunstwerk. Der ganze Zug ist bis in die kleinste Einzelheit richtig ausgeführt, das Wasser und das Ufergelände außerordentlich naturgetreu zur Darstellung gebracht.

Das zweite Modell stellt eine Schiffmühle dar, wie sie bis ins 20. Jahrhundert an der österreichischen Donau anzutreffen waren. Ein paar Schiffmühlen gibts sogar heute noch, wenn auch in abgeänderter Form. Man hat nämlich das Mühlwerk aufs Land gestellt und überträgt dorthin die mit dem Mühlrad gewonnene Kraft. Früher aber war in der größeren der beiden Mühlzillen, dem dem Lande näher gelegenen Hausschiff, das Mühlwerk in einem Häuschen untergebracht und eine solche Schiffmühle stellt das Modell dar. Zwischen dem Hausschiff und dem etwas kleineren, das Grindel tragenden Weitschiff, dreht sich das Mühlrad. Mit schweren Ketten sind die Zillen an den Hefistecken am Ufer verheftet.

Das dritte Modell ist jenes einer Flierstein. Das waren Botenzillen, die in einzelnen Strecken der österreichischen und bayerischen Donau und im untersten Teil des Inns verkehrten. Ueber ihren merkwürdigen Namen ist schon viel geschrieben worden; am ehesten dürfte Schmeller recht haben, daß ihm irgend ein Orts- oder Personennamen zugrunde liegt.

Bei der Naufahrt fuhr das Pferd in der Flierstein mit, die es dann wieder gegenwärts zog. Das Fahrzeug trug ein Hüttchen, in dem die Fahrgäste für ein paar Kreuzer, gegen Sonne und Regen geschützt, langsam aber sicher nau- oder gegenwärts fahren konnten. Das Treibleinell, wie ein solches Zugseil für kleine Fahrzeuge hieß, war nicht an der Schwinge im Gransel befestigt, wie dies beim Schiffzug der Fall war, sondern oben am Storz, einer im Gransel aufgestellten Stange, die es über alle Hindernisse hinwegführte. Eine solche Flierstein verkehrte bis zum Jahre 1908 zwischen Linz und Wilfering, jene in der Umgebung von Passau, wo es eine Menge Fliersteinereien gab, hatten schon lange vorher zu fahren aufgehört.

Auch die Modelle der Schiffmühle und der Flierstein stehen in naturgetreuer Umgebung, sind bis in die kleinsten Einzelheiten technisch richtig ausgeführt und durch ein paar prächtige Figuren von Künstlerhand belebt.

Bemerkungen zu A. Haberlandts Arbeit über den Hornputz.¹⁾

Von Dr. Franz Baron Nopcsa, Wien.

In einer äußerst interessanten Arbeit, in der Haberlandt den mir sehr richtig erscheinenden Satz ausspricht, daß sich in den Volkstrachten der Balkanvölker noch uralte (um nicht geradeaus zu sagen »prähistorische«) Elemente finden, bespricht er in recht ausführlicher Weise jene Typen des Kopfputzes, bei denen ein Tuch oder eine Haube durch eine unpaarige, bisweilen aber paarige Hornunterlage geschützt wird. — Von dem unpaarigen derartigen Hornputz, welcher der phrygischen Mütze entspricht, will ich an dieser Stelle nur soviel sagen, daß er als Brautschmuck bei den Malisorinnen Nordalbaniens vorkommt. —

Eine eingehendere Erwähnung bedarf der paarige Kopfputz, denn es ist Haberlandt entgangen, daß sich der paarige Hornputz bis vor kurzem bei den Rumäninnen im Hátszegez Tale in den Südkarpathen vorfand. Ich halte ihn für slawisch und glaube, daß er vom unpaaren zu trennen wäre.

Der paarige Hornputz des Hátszegez Tales bestand aus drei Teilen, einen ersten, cornele (= Hörner) genannten Horngestell, das aus zwei nebeneinander stehenden Bockshörnchen erzeugt war, einem aus zwei nebeneinander befindlichen Kegeln bestehenden Leinwandkämpchen, das reich gestickt war und über die Hörner gezogen wurde, und endlich einem langen, weißen Kopftuch, das um Kämpchen, Kopf und Gesicht geschlungen wurde. — Manchmal konnte man im Sommer Frauen bloß mit Hörnern und Kämpchen treffen. Ein Kinnband oder Zopfband fehlte.

Die Hörner waren an das aufgesteckte Haar mit groben Hanffäden sehr fest angenäht und wurden, weil sich die Frau dieselben ohne fremde Beihilfe nicht befestigen konnte, tage-, ja wochenlang nicht abgelegt, das reich gestickte, aber waschbare Doppelkämpchen wechselte man öfters. Seit etwa zehn Jahren ist dieser Kopfputz auch im Hátszegez Tale verschwunden.

In dem, dem Hátszegez Tale benachbarten Zslytale, dessen Tracht von fremden Einflüssen womöglich noch weniger durchdrungen war, als die des Hátszegez Tales, waren Cornele auch seinerzeit nicht üblich: Hier benützten die Frauen zwar auch das lange, weiße Kopftuch, machten sich aber, so wie die Rumäninnen bei Szászváros und Szászsebes (die »neuen«, rumänischen Namen vermeide ich absichtlich, denn es kennt sie ja ohnehin niemand!) unter dem Kopftuche einen dicken, runden, von Ohr zu Ohr, quer über den Kopf reichenden Wulst. — So ein Wulst ist, zusammen mit einem großen Kopftuche schon von den »pannonischen« Trachtenfiguren der Römerzeit Ungarns bekannt geworden; zum Ausdrucke »pannonisch« ist aber gleich an dieser Stelle zu bemerken, daß er von mir nur deshalb verwendet wird, weil Hampel diesen barbarischen Trachtentypus zuerst aus Pannonien beschrieb und daß ein ähnlicher Trachtentypus zur Römerzeit auch bei Herkulesfürdő (in den Südkarpathen), (Reinach, Report des Reliefs. Vol. II. pag. 15), ja sogar bei Ulmetum in der Dobrudscha vorkam. Andererseits ist der grundverschiedene Trachtentypus der »Leute von Adam Klisse« durch Heikel auch aus

¹⁾ Zeitschrift »Slavia« II, Prag 1924, S. 680 ff.

Pannonien bekannt geworden. Der Ausdruck pannonisch deckt sich also in diesem Falle nicht mit dem geographischen Begriff.

Das derzeitige Zusammenvorkommen eines weißen Frauenkopftuches mit verschiedenartigen Substrukturen und sein Vorkommen auch ohne Substrukturen (Nordalbanien) weist, wie mir scheint, ziemlich klar darauf, daß hier eine eventuell schon im Altertum erfolgte Ueberschichtung von, genetisch verschiedenen, Kopfputzgegenständen nämlich verschiedenen, Käppchen, bedeckten Untergestellen und Kopftüchern vorliegt. Das so eine Ueberschichtung zuweilen eintritt, glaube ich durch die Beobachtung belegen zu können, daß die männliche, kutzowalachische Bevölkerung Bulgariens in den Sommerdörfern normaler Weise weite Hosen (Šarval) trägt, bei festlichen Gelegenheiten aber unter diese in der Frühe einen Fustan anzieht und die Šarval erst beim Beginne der eigentlichen Festlichkeiten (Mittags- oder Nachmittags) ablegt. Sogar enganliegende Wollhosen habe ich normaler Weise bei den Kutzowalachen unter den Šarval getroffen, sodaß jeder einzelne dieser Nomaden hiedurch zu einer wahren Musterkarte der Volkstrachten des Balkans wird.

Wegen weiterer Details muß ich auf meine Monographie Nordalbaniens verweisen.

Literatur der Volkskunde.

(Die Besprechungen rühren, sofern nicht ein anderer Referent genannt ist, von der Schriftleitung her.)

Michael Haberlandt: Die indogermanischen Völker Europas.

Bei Strecker & Schröder in Stuttgart ist der II. Band der bekannten, von Georg Buschan herausgegebenen »Illustrierten Völkerkunde« in völlig neuer, gänzlich umgearbeiteter und wesentlich vermehrter Auflage, man darf wohl sagen als ein völlig neues Werk, vor kurzem erschienen.

Der gewaltige Umfang dieses Bandes läßt sich schon aus folgenden Ziffern absehen: XXIV und 1154 Seiten Text, 43 Tafeln, 708 Abbildungen und 6 Völker-, Sprachen- und Hausformenkarten. In der Tat enthält der umfangreiche Band — den man leichter »handhaben« würde, wenn er in mehrere Bände gebunden wäre — eigentlich vier gesonderte, selbständige Werke. Sie sind unter der Gesamtüberschrift »Europa und seine Randgebiete« zusammengefaßt und behandeln: 1. die indogermanischen Völker des Erdteiles (S. 1—303) durch Michael Haberlandt, 2. die volkstümliche Kultur Europas in ihrer geschichtlichen Entwicklung (S. 305—658) durch Arthur Haberlandt, 3. Kaukasien, Ost- und Nordrußland sowie Finnland (S. 659—1022) durch Arthur Byhan und 4. die Mittelmeerlandschaften Nordafrikas und die Kanarischen Inseln (S. 1023—1059) durch Arthur Haberlandt. Ein ausführliches Literaturverzeichnis, Namen- und Sachregister (S. 1060—1154) beschließt das Werk.

Umfang, Ausstattung (ein vorzüglich ausgewähltes, zum Teil sehr wertvolles Bildmaterial, Karten, die an sich bedeutende Neuerscheinungen darstellen, und eine sehr wohlgelungene Reproduktion), vor allem aber die Namen der Verfasser künden auf den ersten Blick ein »Standard Work« an. Genauere Einsichtnahme bestätigt diesen ersten Eindruck auch sachlich. Ohne einer

weiteren Würdigung der übrigen Teile des Werkes vorgreifen zu wollen, glaube ich doch heute schon sagen zu dürfen: Es ist ein gewaltiges Wissen, das hier in packender Darstellung, in methodischer Feinheit und gewissenhafter Verarbeitung dargelegt wird. Kein Ethnologe und kein Volkskundler wird in Hinkunft an diesem Werk vorübergehen können, keiner wird es ohne reichen Gewinn studieren, keiner ohne aufrichtigen Dank aus der Hand legen.

Fürs erste soll hier zunächst nur der erste Teil des Bandes, das Werk *Michael Haberlands*, zu würdigen versucht werden. Die Ueberschrift »Die indogermanischen Völker Europas« sagt weniger als gegeben wird. In Wahrheit werden außer den indogermanischen auch alle die Reste vorindogermanischer Menschengruppen, dann die ural-altaischen und die aus Asien eingewanderten Völker behandelt.

»Die großen, sich übereinander bauenden Lebenskomplexe«, die gleichen, verwandten und von Anfang an verschiedenen Kulturerbschaften, die Ausbreitungs- und Rückzugsgebiete der Kulturwellen, die Verkehrslinien und Flächen, die Ueberlagerungen und Mischungen der verschiedenen Kulturen auf europäischem Boden werden zunächst einleitend (S. 1—22) in klaren, großen Strichen aufgezeigt. Eine europäische Sprachenkarte von A. Haberlandt und eine litauische nach F. Tetzner erleichtern dem Leser noch weiter den Ueberblick.

Die eigentliche Darstellung der einzelnen Völker- und Kulturgruppen erfolgt in fünf großen Abschnitten: Ost- und Ost-Mitteleuropa (Balten, Russen, Westslawen), Südosteuropa (Südslawen, Bulgaren und eingeborene Balkanvölker), Mittel- und Nordeuropa (Germanen), Westeuropa und die südwestlichen Halbinseln (Großbritannien und die romanischen Nationen) und endlich die aus Asien eingewanderten Völker (Armenier, Zigeuner, Juden).

Die Anordnung in der Darstellung ist dann die, daß zuerst immer ein allgemeiner Ausblick auf die betreffende Völkergruppe gegeben und die Geschichte der Volkwerdung durch die Darlegung der am frühesten erfassbaren vorindogermanischen Bewohnerschaft und deren Ueberschichtung durch einwandernde jüngere Völker aufgezeigt wird. Mit absichtlicher Ausschließung aller (zum Beispiel rassenkundlicher) »Spekulationen« wird das gesamte bis in unsere Tage herauf als gesichert er Wissensbesitz eroberte Erkenntnis-material hier zu völlig neuer, weiter Ueberschau verarbeitet, wobei manch überraschender Tiefblick auch auf Einzelercheinungen prähistorischer und historischer Epochen — soweit sie eben für das Werden der Völker wesentlich sind — abfällt. Der großzügigen, ethnologischen Ueberblickszeichnung folgt dann jeweils die rein volkskundliche Feinmalerei der einzelnen Volksbilder. Sie zeigt die anthropologischen, rassenkundlichen sowie anthropogeographischen Grundlagen ins Kleinbild projiziert, ferner Stammesgeschichte, Wirtschafts- und Nahrungsverhältnisse, Siedlungs- und Wohnweise, Tracht und Volkskunst, Mythos und Volksglaube, Kult, Festbrauch und Lebenssitten sowie einen Blick auf die Volksdichtung; alles in mehr oder weniger ausführlicher Detailschilderung, immer aber mit voller Beherrschung und Verarbeitung des gesamten einschlägigen Fachschrifttums.

Diese nebeneinander gestellten, in wohlgedachter und methodisch vorzüglicher Anordnung durchgeführten volkskundlichen Darstellungen der Einzelvölker Europas geben schon durch ihr Nebeneinanderstehen jedem

Leser — und wohl auch dem geschultesten Fachmann — eine solche Fülle von Vergleichsmaterial und Einzelanregungen, daß ich mir recht wohl vorstellen kann, wie dieses Buch aus seiner Synthese heraus zur Quelle zahlreicher Weiterverarbeitungen werden wird.

Da es natürlich hier unmöglich ist — denn wir wollen das Buch ja nicht ausschreiben, sondern würdigen — da es also hier nicht möglich ist, auf die unendliche Fülle von Einzelheiten einzugehen, sei es gestattet, einige Beispiele herauszugreifen und dabei — um der Sache auch unsererseits einen kleinen Dienst zu erweisen — gerade auch das Wenige anzuführen, wo unserem Dafürhalten nach vielleicht Berichtigungen angebracht wären. Eine solche Berichtigung ist gleich für die Unterschrift des Titelbildes »Bauernhochzeitsleute aus der oberen Steiermark« nötig. Das Bild ist nämlich nicht von M. Loder, sondern von J. v. Lederwasch und nicht nach, sondern spätestens um, wahrscheinlich aber vor 1800 gemalt. Die darauf dargestellten Trachten gehören gewiß noch dem 18. Jahrhundert an.

Dem Verfasser ist es gerade wegen seiner strengen Vermeidung jeder einseitigen Haltung zu Gunsten des einen oder anderen Volkes vorzüglich gelungen, mit der eindringlichen Ueberzeugungskraft ernster Sachlichkeit darzulegen, wie hoch zum Beispiel die Hauskultur, das »Hausen und Heimen«, auch das primitive, bei den germanischen Völkern über dem der meisten anderen steht; doch wüßte ich nicht, daß etwa die Frage, ob wir in den umlaufenden Bänken mit dem festen Tisch (wie auch schon K. Rhamm vermutete) eine ursprünglich »nordische Sitte« zu sehen haben (S. 28), schon restlos geklärt ist. Bei der Darstellung der Innengestaltung des südslawischen Hauses (S. 96 f.) fehlt die *pe ě* (der Kochofen). Den Innenraum des skandinavischen Hauses, »bei dem der offene Herd in der Mitte des Fußbodens errichtet ist« (S. 162), würde ich bitten, nicht als »Rauchstubentyp« zu bezeichnen, da wir den Namen »Stube« — wie es ja auch das Volk selbst tut — doch nur für den Ofenraum (Rauchstube also zum Beispiel in Skandinavien für den Rauchofenraum) anwenden sollten. — Die Siedlungsform des Einzelhofes möchte ich — wenngleich die Meitzenske Ansicht von der ausschließlich keltischen Herkunft nicht völlig haltbar ist — dennoch nicht als »gemeindeutsch« bezeichnen (S. 176) und vor allem die bekannte Tacitusstelle mit mehreren Forschern (Mielke, Naumann) doch eher auf das lockere Haufendorf als auf den Einzelhof bezogen wissen. In einer Sache sei es mir auch erlaubt »pro domo« zu reden: ich meine, selbst wenn man meine Auffassung von der »Kulturgeschichte der Rauchstuben« ablehnt, geht es doch keinesfalls an, diese Wohnform als »arme Rauchhäuser der Oststeiermark« und als »Behausungen rückständiger Striche« (S. 182 f.) zu bezeichnen. Mindestens den einen Nachweis, daß wir es hier mit einer noch um 1800 über fast ganz Kärnten und Steiermark bei armen wie bei reichen Bauern gleichmäßig verbreiteten und sehr alten ausgesprochenen Wohn type zu tun haben, glaube ich doch einwandfrei erbracht zu haben.¹⁾

Auch bezüglich der Auffassung vom »gesunkenen Kulturgut« ließe sich wohl streiten. Daß es sich »dem kundigen Blick leicht verrät«, ist gewiß in vielen Fällen richtig, aber nicht in allen — man denke zum Beispiel an

¹⁾ Besonders durch die letzte Arbeit »Die geographische Verbreitung der ostalpinen Rauchstuben« (Zeitschrift für Volkskunde 1925).

gewisse Gangschnitzereien, denen man lange nicht ihre Herkunft aus den gewundenen, barocken Balustradensäulen anmerkte. Gerade in dieser umgestalteten Form aber hat das »gesunkene Kulturgut«, wie ich meine, schon auch für die Erkenntnis des »Wesentlichen im Volkstum« (S. 186) seine Bedeutung.

Daß in Kärnten »Straßendörfer vorherrschen« (S. 205), erlaube ich mir zu bezweifeln, auch hat das freistehende »Backhaus« in den Alpen (S. 190), besonders in den Ostalpen gewiß nicht die Bedeutung wie etwa in der Eifel oder in Franken. Mißverstanden könnte auch der Satz (S. 205) werden, nach dem der oberösterreichische Vierkant als eine Abart des »bayrischen« Hofes erscheinen könnte. Zu den Gebieten Oesterreichs, in denen sich Volkstrachten erhalten haben (S. 207), gehören auch einzelne steirische Landesteile (Aussee, Judenburg, Murau, Hirscheck), wie bei der Romanisierung bestimmter mitteleuropäischer Gebiete (S. 233) natürlich auch Norikum und Pannonien mitzuzählen sind.

Außer diesen wenigen kritischen Anmerkungen, die gewiß keine kleintlichen Nörgeleien sein wollen und über deren einzelne sich wohl auch noch streiten lassen mag, konnte ich, bei gewissenhafter Durcharbeitung des ganzen Werkes, nicht eine einzige Stelle finden, an der nach dem heutigen Stande der Wissenschaft und freilich auch nach meinem bescheidenen Wissen etwas auszusetzen wäre. Bei der Vielgestaltigkeit und überreichen Mannigfaltigkeit des Stoffes, die sich schon aus diesen paar Einzelheiten ersehen lassen, zeugt das wohl für die ganz besondere Sorgfalt und Sachkenntnis, mit der hier das ungeheure Material wissenschaftlich verarbeitet ist.

Dabei ist das reiche, zum Teil sehr kostbare und seltene Bildmaterial und die Beigabe der Karten (darunter A. Haberlandts, den Lesern dieser Zeitschrift schon bekannte Hausformenkarte) gar nicht mitberücksichtigt, weil das alles zu weit führen würde.

Wohl aber scheint es mir nötig, auf zwei Umstände noch besonders aufmerksam zu machen, die für die Würdigung dieses Werkes wesentlich sind.

Einmal auf die Art der Darstellung. Sie hat mich wahrhaft gefesselt: die meisterhafte Führung und Beherrschung der sprachlichen Ausdrucksweise, die packende Gestaltung und bildhaft anschauliche Aufrollung des Stoffes. Hier spürt man deutlich, daß nicht nur ein Mann der Wissenschaft, sondern auch ein Meister künstlerischer Darstellung am Werke war. Wie ein Kunstwerk rollt diese Völkerkunde Europas ab und ihre Lektüre bedeutet nicht nur wissenschaftlichen, sondern auch ästhetischen Fein- und Hochgenuß.

Und das zweite ist folgende Tatsache:

Selten dürfte einem mit solch ruhiger und klarer Eindringlichkeit die Ueberzeugung beigebracht werden, als bei der Lektüre dieses Werkes, die Ueberzeugung, daß tatsächlich alles, was wir an heutigen europäischen Kulturen und auch an Kulturstaaten haben, erst dann ganz ganz erfaßt und verstanden werden kann, wenn es, wie dies hier geschieht, aus dem großen urgeschichtlichen und völkerkundlichen Urgrund herausentwickelt wird. Wir wünschten nur, daß wenigstens einige der Menschen, die heute im großen europäischen »Konzert« mitspielen, dieses Buch in die Hände bekämen. Man würde dann nicht nur an maßgebendsten Stellen inne werden, welche unermeßliche — und bisher wohl auch nur von recht Wenigen geahnte — Bedeutung der

wissenschaftlichen Ethnologie wie auch der wissenschaftlichen Volkskunde für das tätige Leben zukommt, sondern man würde auch so manches verzerrte Vor- oder Falsch-Urteil in politischer wie in kultureller Hinsicht daran zurechtrichten können.

Man würde dann einsehen, wie tatsächlich alles, was wir Kultur nennen, auch dort, wo es längst über die primitiven Entwicklungszustände hinausgewachsen ist, letzten Endes auf dem Mutterboden der eigentlichen »Volkskulturen« beruht, so daß — wie Haberlandt (S. 16) sagt — »selbst die größte und mächtigste Persönlichkeit voll Eigenart überall nur die Geheimnisse ihrer Rasse, ihrer Nation zu entschleiern, ihre höchste Blüte in sich zu entfalten, ihr feinstes Aroma zu verstreuen scheint«.

Gewiß fällt dieser Teil des Entwicklungsganges der Menschen und der Völker, also die höhere Kultur- und Geistesentfaltung in das Betrachtungsbereich anderer, reichlich ausgebauter und wohlausgereifter Wissensgebiete (Geschichte, Religions-, Kultur-, Kunstgeschichte, Sprach- und Literaturwissenschaften). Aber man sollte nie vergessen, daß alle diese Wissensgebiete, sowie alle von ihnen erworbenen und verarbeiteten Erkenntnisse, buchstäblich erst Boden unter die Füße bekommen, Boden im Sinne von Urgrund, sobald auch die ersten, die anfänglichen und — viel, viel längeren Teilstrecken jenes menschlichen Entwicklungsganges, eben die Primitiv-, die Volkskulturen, ebenso gründliche wissenschaftliche Erforschung und ebenso hohe Beachtung finden werden, wie sie die Zeiten und Entwicklungsepochen höherer Kulturen in so erfreulichem Umfange gefunden haben. Daß Haberlandts Werk in weiten und maßgebenden Kreisen zu dieser Beachtung gewaltig mithelfen wird, scheint uns außer Frage zu stehen. Viktor Geramb, Graz.

Oberösterreich. Ein Heimatbuch für Schule und Haus
Herausgegeben von Dr. Franz Berger. Oesterreichischer Bundesverlag.
Wien 1925.

Der verdienstvolle und eifrige Verfechter einer zeitgemäßen Lehrer- und Schulbildung im Land Oberösterreich, Dr. F. Berger, hat in Aufsammlung älteren und neueren Schrifttums, auch besonderer Originalbeiträge, ein wohl gerundetes Buch zustande gebracht, das wieder einen soliden Grundstein zu kulturgeschichtlicher Heimatkunde vorstellt. Seine lebendigen und anschaulichen Schilderungen werden bei Schülern und Lehrern in der Zukunft zu wirken haben, um die wissenschaftliche Erschließung des Landes zu vollenden, das sich schon heute uns so sympatisch in seiner Landschaft entrollt.

A. Haberlandt.

Kärntner Helmatlas von Dr. Martin Wutte, Dr. Viktor Paschinger
und Dr. Franz Lex. Oesterreichischer Bundesverlag. Wien 1925.

Es war ein höchst dankenswertes Unternehmen, Kultur und Wirtschaftsleben des Landes Kärnten in Form eines Atlas darzustellen. Ist es doch die einprägsamste und wirkungsvollste Art den Stoff zu meistern, der um so näher lag, als durch die Abstimmungsfrage allein das kulturgeographische Interesse weiter Kreise für das Land geweckt wurde. Von besonderem volkkundlichem Belang sind die historische Karte der Landgerichte, Siedelungs- und Sprachenkarte wie auch manche Wirtschaftskarten. Es wäre hochoberwünscht, wenn sie recht bald durch Karten der Haus- und Siedlungsformen, deren Aufnahmen im Gange ist, ergänzt würden.

A. Haberlandt.

Dr. Bernhard Poll: Das Heimfallsrecht auf den Grundherrschaften Oesterreichs. (Veröffentlichungen des Seminars für Wirtschafts- und Kulturgeschichte an der Universität Wien, herausgegeben von A. Dopsch, I.) Eligius-Verlag, Wien-Budapest 1925.

Unter Heimfallsrecht versteht man das Recht des Grundherrn (ursprünglich der Gesamtheit überhaupt), erblose Güter an sich zu ziehen. Der Verfasser schildert die Entwicklung dieses Rechtes in Oesterreich vom frühen Mittelalter bis zu seiner Aufhebung im Jahre 1848. Die Zahl der Erbberechtigten war sehr gering. Denn, da es im Interesse der Grundherren lag, ihre Güter durch häufigen Heimfall vor Entfremdung zu bewahren, hatten sie das Erbrecht auf einen möglichst kleinen Kreis, in den Zeiten ihrer größten Macht; auf die eheliche männliche Deszendenz des Hintersassen, beschränkt. Zeitweilige Verzicht zugunsten von Kirche oder Gemeinde ändern an dieser Rechtslage nichts.

Zum Heimfall bei Erblosigkeit tritt der Heimfall als Strafe bei verschiedenen Urbarvergehen, so bei Zinsversäumnis, Nichtansuchen der Gewere (Ansuchen um »Neueinweisung« bei jeder Besitzveränderung — auch Erbschaft — von seiten des neuen Inhabers, der dadurch das Recht des Obereigentümers ausdrücklich anerkannte), Veräußerung von Grund und Boden ohne Wissen des Gutsherrn, Vernachlässigung in wirtschaftlicher Hinsicht (»Verödung«). Ein Überrest des Heimfallsrechtes waren die Erbschaftssteuern, die aus einer Quote des beweglichen Nachlasses (»Butteil«) sowie dem besten Stück jeder Viehgattung (»Fall« oder »Besthaupt«) bestanden. Dieses, die Existenz des Hintersassen mitunter schwer gefährdende Recht des Herrn wurde im Jahre 1679 im Traktat de iuribus incorporabilibus aufgehoben. Die Reformen Josef II. und die Grundentlastungsgesetze vom Jahre 1848 bilden die Schlußsteine der Bauernbefreiung.

Hoffentlich folgen im Rahmen der von Univ.-Prof. Hofrat A. Dopsch begründeten »Veröffentlichungen« bald neue, für den Historiker wie den Volkskundler gleich wertvolle Arbeiten.

Dr. Adelgard Perkmann.

Dr. Erna Patzelt: Entstehung und Charakter der Weistümer in Oesterreich. Beiträge zur Geschichte der Grundherrschaft, Urbarialreform und Bauernschutzgesetzgebung vor Maria Theresia. Eligius-Verlag, Budapest 1924.

Weistümer sind ursprünglich mündlich überlieferte, später niedergeschriebene Wahrsprüche, die alte, in einer Gemeinde geltende Gewohnheitsrechte enthalten. Zu bestimmten Zeiten öffentlich verlesen, hatten sie den Zweck, dem Bauer wie dem Gutsherrn Pflichten und Rechte ins Gedächtnis zurückzurufen und dadurch das gegenseitige Einvernehmen zu gewährleisten.

Auf die Bedeutung der deutschen Weistümer hat schon Jak. Grimm hingewiesen und im Jahre 1828 mit ihrer Veröffentlichung in den »Deutschen Rechtsaltertümern« begonnen. In Oesterreich nahm die Akademie der Wissenschaften diese Aufgabe in Angriff, der sich in der Folgezeit einzelne Gelehrte für verschiedene Länder zu widmen begannen. Doch hat der Gegenstand noch immer viel zu wenig Beachtung gefunden, wiewohl gerade bei uns in Oesterreich die Weistümer in überraschender Fülle erhalten sind.

Das Buch der durch ihre Arbeiten über die karolingische Renaissance bekannten, verdienstvollen Forscherin bringt nun zum erstenmal eine

gewissenhafte Durcharbeitung des außerordentlich umfangreichen Quellenmaterials zur Erforschung der Weistümer in Oesterreich. Diese Arbeit war um so mühevoller, als ihre Vorbedingungen vielfach fehlten; bildet doch die Agrargeschichte des 16. bis 18. Jahrhunderts ein fast unerforschtes Gebiet. Gegenüber der früheren Anschauung vom hohen Alter der Weistümer zeigt die Verfasserin, daß ihre Hauptmasse ins 15. und 16. Jahrhundert fällt, also verhältnismäßig späten Ursprungs ist. Die klar aufgebaute Untersuchung füllt eine lange schmerzlich empfundene Lücke aus und ist für den Historiker, Juristen und Volkskundler¹⁾ gleich unentbehrlich

Dr. Adelgard Perkmann.

Das Deutsche Volkslied. 28. Jahrgang. 1.—3. Heft. 1926.

In dieser führenden inhaltreichen Zeitschrift, die im laufenden Jahrgang mit einer warmen Würdigung der Leistungen des unvergeßlichen Begründers des Deutschen Volksgesangvereines und seiner Zeitschrift *Josef Pommers* eröffnet wird, finden wir, wie gewohnt, eine große Zahl von Mitteilungen aus dem Volksliederschatz Oesterreichs und seiner deutschen Grenzgebiete sowie zur Kenntnis des Volkstanzes und der Volkssage. So ist das Doppelheft 2/3 unmittelbar als »Tanzheft« erschienen, in welchem ein schönes Beispiel wissenschaftlicher Volkstanzpflege vorliegt. Ohne Sammeln, Sichten und Forschen entbehrt eine solche Bewegung, wie mit Recht hervorgehoben wird, gar bald der befruchtenden Anregung und erstarrt. Daß die rühmlichst bekannten Kenner und Forscher R. Zoder und Dr. Kotek, K. Liebleitner und andere auch in diesem Jahrgang wie in den früheren als die Träger des ganzen Unternehmens erscheinen, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden.

Albert Wesselski: Märchen des Mittelalters. Berlin 1925; Herbert Stubenreich. XXIII, 272 S. 8°.

Es sind keine Märchen im gewöhnlichen Verstand, am wenigsten Kinder- und Hausmärchen im Sinne der Gebrüder Grimm, die uns in dieser interessanten Sammlung aus mittelalterlichen, zumeist geistlichen Quellen dargeboten werden. Sie sind dem Jakob von Vitry, der *scala celi*, dem *Gesta Romanorum*, dem Erzählungsbuche der Sieben weisen Mester und anderen Novellensammlungen des Mittelalters entnommen und bieten sich zumeist als sehr kurzgeschürzte Geschichten, Schwänke, kurze Novellen und Anekdoten mit eingemischten Märchenmotiven (der verschenkten Lebensjahre, der Scharfsinnsprobe, Motiv der Fleischpfänder, des Glaubens, der Berge versetzt, u. a. m.) dar. Weil zumeist aus geistlichen Quellen stammend, besitzen sie oft eine moralisierende Tendenz. Der Herausgeber bietet in den Anmerkungen, die von seiner außerordentlichen Vertrautheit mit der gesamten Märchenforschung zeugen, ein überaus reiches Vergleichsmaterial und hat auch in der Einführung sich in sehr beachtenswerter Weise über die Frage der Klassifikation der Märchenmotive verbreitet. Das schön ausgestattete Buch wird sehr viele anregende Leser finden.

¹⁾ Auf die volkskundliche Bedeutung dieser alten heimatlichen Rechtsquellen hat schon A. Dachler in seinem anziehenden Aufsatz »Niederösterreichische Weistümer«, *Wiener Zeitschrift für Volkskunde* 1921, aufmerksam gemacht. Sie liegt darin, daß sie Denkungsart, Gewohnheiten, Wünsche und Beschwerden, kurz das gesamte Leben der Bauern jener Zeit widerspiegeln. Neuerdings hat O. H. Stowasser in seinen »Niederösterreichischen Weistumstexten« (Oesterreichische Bücherei Bd. 9) eine Auswahl für den Laien geboten.

W. Diener: Hunsrücker Volkskunde. Groß Oktav, 284 Seiten mit 84 Abbildungen im Text und auf Kunstdrucktafeln. Mark 8·50. Verlag von Kurt Schroeder, Bonn a. Rh. (Volkskunde rheinischer Landschaften herausgegeben von Dr. Adam Wrede 3. Bd.)

Der Hunsrück, die zwischen Rhein, Mosel und Nahe gelegene Landschaft, erst spät dem Verkehr erschlossen, ist auch spät Gegenstand volk-kundlicher Untersuchung und Darstellung geworden. Um so erfreulicher erscheint nun die liebevolle, in allen Belangen reich belehrende Schilderung des Volkswesens dieser Landschaft, die mit der von A. Wrede und A. Becker gegebenen Darstellung der Eifeler und Pfälzer Volkskunde stets zu vergleichen, sehr anregend und lehrreich ist. Die in der Zeitschrift des Vereines für rheinische und westphälische Volkskunde niedergelegten Vorarbeiten von J. Dillmann und E. Protsch, sowie sonstige Beiträge früherer Autoren (besonders K. Lengler) sind gewissenhaft herangezogen, wie an diesem Heimatbuch auch sonst zahlreiche Helfer beteiligt sind. Sehr schöner Bilderschmuck kommt dem gefälligen Eindruck des Werkes sehr zu statten. Die ausführlichen Anmerkungen, die den wissenschaftlichen Unterbau des Buches abgeben, werden gewiß dazu verhelfen, die Darstellung weiterhin zu vertiefen und in manchen Einzelheiten näher auszubauen.

Adam Wrede: Eifeler Volkskunde. Mit 71 Abbildungen auf Tafeln und im Text. Zweite, vermehrte Auflage. 1924. (Volkskunde rheinischer Landschaften. Herausgegeben von Dr. Adam Wrede). Kurt Schroeder, Verlag. Preis 6 Mark.

In der Sammlung: »Volkskunde rheinischer Landschaften«, die ein so ausgezeichnete warmfühlender Kenner des rheinländischen Volkstums, wie Prof. Adam Wrede herausgibt, um die Erkenntnis des Deutschtums im Rheinlande zu vertiefen und die Liebe zu diesem zu stärken, stellt neben der Pfälzer Volkskunde von Prof. Dr. Albert Becker und der Hunsrücker Volkskunde von Dr. Walter Diener die vorliegende Eifeler Volkskunde eine ganz besonders gelungene und vorzügliche Leistung dar. Wer die ausgezeichnete zusammenfassende »Rheinische Volkskunde« desselben Verfassers (erschienen 1922) kennt, wird auch nichts anderes erwartet haben. Das Werk ist allmählig zu seinem jetzigen Umfang und zu seinem allseitig reichen Inhalt aufgewachsen; aus einer bereits 1912 herausgegebenen Abhandlung über »Eifeler Bauernleben in Sitte und Brauch« erwuchs 1922 als Heft 3—4 der Sammlung aus Natur und Kultur der Eifel Wrede's erste Fassung einer vollständigen Eifeler Volkskunde, die nun in jeder Beziehung bereichert und mit einem wissenschaftlichen Apparat von fast 500 Anmerkungen versehen, als stattlicher schmucker Band vorliegt. Das Werk ist eben so sehr als ein Heimatbuch für den Rheinländer, wie als ein gewichtiger und nicht zu missender Beitrag zur allgemeinen deutschen Volkskunde zu werten.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

Dr. Kurt Hekscher: Die Volkskunde des germanischen Kulturkreises. Verlag Martin Riegel. Hamburg 1925.

Das vorliegende Buch wird man unbedenklich als die Bibel des deutschen Volksforschers bezeichnen dürfen, die er nur aufzuschlagen braucht, um an dem frisch lebendigen Quell des Volkstums Stärkung zu finden. Das

Werk Ernst Moritz Arndts ist es, eines Mannes, der wie kein zweiter zu seiner Zeit in der Welt seines Volkes, im Reiche germanischer Völker überhaupt daheim war, das ein behutsamer Bearbeiter zunächst mit zurückhaltendster Sachlichkeit uns vorführt, um als Exeget dieses reichen Stoffes in einem wissenschaftlich voll gelasteten zweiten Teil das eindrucksvolle Bild weiter auszugestalten. Die Fülle des Inhalts, der stoffliche, gesellschaftliche und geistige Kultur in schönem Gleichmaß umfaßt, kann hier nicht im einzelnen aufgezeigt werden, schon die Gliederung besagt voll genug. Etwas veraltet und unausgeglichen erscheinen wohl Arndts Ueberlegungen über Volksart und Umwelt, namentlich für den skandinavischen Norden fehlt es nicht an Widersprüchen; gut beobachtet sind wieder Volks- und Stammescharakter einzelner Landschaften; alle Wesenszüge eines solchen Volkstums in ihrer vollen Schwankungsbreite im positiven und negativen Sinn zu erfassen, die Brücke zwischen Typischem und Individuellem zu schlagen, vermag auch hier treffliche Intuition nicht oder selten. Der Abschnitt **Volksglaube** führt uns dem Geist seiner Zeit gemäß vorwiegend in die Welt personifizierter Naturgeister, hervorzuheben sind gute vergleichende Einblicke in das Wesen der Zwerge und Hausgeister (auch die Anmerkungen des Herausgebers dazu). Beziehungen zur Tierwelt, Magie und Zauber erhalten Gestalt vorwiegend durch die ordnende Hand des wohlbewanderten Interpreten. Bei den Volks-sitten sind Tänze und Spiele auch aus Skandinavien und Schottland ausgiebig herangezogen, nicht minder beim Weihnachtsbrauch, weitgesteckt ist der Rahmen des Rechtslebens (Botschaftszeichen, Symbole u. s. w.). Volkssprache und -Dichtung kommen mit allerhand Eigentümlichkeiten zu Wort. Die volkstümlichen Sachgüter beschließen den Band, wobei das Arbeitsleben (Anbau, Viehwirtschaft, Fischerei) als vielseitig beobachtet angemerkt sei. Der geographische Umkreis der Beobachtungen läßt das Wort von einer germanischen Volkskunde als wohl berechtigt erscheinen, die auch hierin voll auf der Höhe stehenden Anmerkungen erschließen auch andere ältere und vielerorts sonst wohl gar nicht zugängliche Reiseliteratur über England und Skandinavien. »Ich bin geboren aus kleinem Volke, dicht an der Erde, nicht edel, nicht hoch, aber wohl geboren und glücklich geboren . . . Schicksal, Sinn und Gemüth haben mich nun zu dem kleinen Volke gestellt und unten an der Erde festgehalten, weil es mir in den Furchen, wo die Lerchen wohnen und auffliegen, heimlicher und traulicher gedäucht hat, als in den Räumen, wo die Adler über den Hochgeborenen und Edelgeborenen und Hochedelgeborenen hinschweben . . .« Diese allerschönsten Worte eines ganzen Menschen wollen wir hier besonders festhalten, als ein Herzensbekenntnis, ohne das das Werben des Volksforschers hohler Schall bleibt.

A. Haberlandt.

Prof. Dr. Walther Schulz: Die germanische Familie in der Vorzeit. (»Vorzeit« Herausgegeben von Prof. Hans Hahne Bd. 3) 37 S. Curt Kabitzzsch, Leipzig 1925.

Den schon immerhin zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten, die die Brücke zwischen Vorgeschichte und deutscher Altertumskunde schlagen helfen, reiht sich im Vorstehenden eine knappe und übersichtliche Schrift über das gesellschaftliche Wesen der alten Germanen an, der man allerdings gerne etwas reichlicheren Umfang gewünscht hätte. Die Verdienstlichkeit einer knappen Einführung soll dabei nicht verkannt werden. Die Einstellung scheint

im ganzen auch zutreffend, so namentlich bezüglich des Mutterrechts in seiner kulturgeographischen Abgrenzung. Den alten Germanen mit Nachsicht der Kehe im allgemeinen und der Polygamie reicher Volksgenossen im besonderen die Einehe zuzuschreiben, ist schließlich auch möglich; die wahre Liebe aber ist das nicht, und hierin ihre wohl zu betonte Abtrennung von den Ostindogermanen kaum haltbar, da bei diesen die Aermeren sicher auch vielfach in Einehe lebten, ohne einen Tacitus zu finden. Für die Hausgemeinschaft und die leider nicht berücksichtigten Altersklassen wäre H. Kaufmanns Arbeit über altdeutsche Genossenschaften, Wörter und Sachen, bei einem Neuerscheinen des Schriftchens zur Abrundung gut zu verwerten.

A. Haberlandt.

Hans Prinzhorn: Bildnerei der Gefangenen. Studie zur bildnerischen Gestaltung Ungeübter. 60 S. und 176 Abb. auf Tafeln Axel Junker Verlag, Berlin 1926.

Ein wenig durchforschtes Kapitel der Kunstpsychologie schneidet H. Prinzhorn mit einer Darstellung der Kunst der Gefangenen an, die schon durch ihre vorzügliche Quellenkritik für sich einnimmt. Nehmen wir gleich vorweg, daß die auffindbaren Leistungen sich an Bedeutung mit denen der Geisteskranken, woran Prinzhorn uns großartige Tiefblicke eröffnet hat, kaum messen können, wie dies der Verfasser in einer klug besinnlichen Einleitung selbst feststellt. Dem Volksforscher eröffnen sie immerhin höchst lehrreiche Beziehungen. Wir erwähnen Krüge in Sgraffito-Technik aus italienischen Gefangenhäusern, figurliche Brotknetereien und Reliefs, welche letztere an byzantinische und frühromanische Plastiken erinnern, und eine Fülle von Tätowierungen. Einige aus dem Gedächtnis gezeichnete Bilder offenbaren hohes künstlerisches Vermögen, eine Ritzzeichnung, an einer Gefangenhautüre, die von einem erfolglosen Bettelgang berichtet, offenbart auch innere Ausdrucksgewalt: »Er streckt die Hand und schrüß nach Brot, aber das Haus war arm« lautet der Text zu einer mächtigen Hand, die wie ein Mene Tekel über einem armseligen Häuslein aufragt. Kartenspiele gleichen — technisch ähnlich primitiv hergestellt wie Drucke des 15. Jahrhunderts — diesen in einem Maße, daß man dem mit Vorstellungen von Stil und Ueberlieferung nicht mehr gerecht zu werden vermag. Hieran wird, wie an der vortrefflich vorurteilsfreien Untersuchung, die der eindringende Psychologe dem Kunstschaffen im seelischen Zwange der Hatt zuteil werden läßt, der Forscher, der noch lernen will, recht sehr dessen inne, daß alle Wissenschaft vom Schaffen der Menschheit mehr der Erkundung seelischer Kräfte, als der geschichtlich erstarrter Formen zugewendet bleiben muß.

A. Haberlandt

Ewald Banse: Rassenkarte von Europa. Verlag Georg Westermann, Braunschweig 1925.

Die vorliegende Wandkarte stellt den ersten Versuch dar, die Rassen Europas in ihrer geographischen Verbreitung augenfällig zu veranschaulichen, wobei sie sich auf die heute im allgemeinen unterscheidbaren Rassentypen bei H. Günther und G. Kraitschek stützt. Der Versuch ist willkommen zu heißen, da eine solche Wandkarte mit einem Blick mehr erfassen läßt, als die besten Beschreibungen. Zu kurz gekommen ist darstellerisch allerdings

das Problem der Rassenmischung, da Rassen nirgends so flächenhaft unvermischt auftreten oder so hart aneinander stoßen, wie die Farbflächen der Karte, denen die andeutende Punktmanier für Zumischung anderer Rassen nicht eben mit gleichem Anschauungswert zur Seite tritt. Mag das Mischungsverhältnis der Rassen Europas landschaftlich auch nur in groben Umrissen vorläufig greifbar sein, so wird es sich somit doch empfehlen, die Darstellung künftighin im Sinne der Technik von Sprachenkarten auszubauen, die ja auch mit Mischpopulationen und Verhältniszahlen zu rechnen haben. In dieser Hinsicht erscheinen die neuerdings von Dr. W. Pessler im ersten Heft der neuen Zeitschrift »Volk und Rasse« (Verlag I. F. Lehmann) beigebrachten Vorschläge sehr beachtenswert.

A. Haberlandt.

Volk und Rasse. Illustrierte Vierteljahrsschrift für deutsches Volkstum. I. Jahrg. Heft 1. Schriftleitung der Zeitschrift: Dr. Walter Scheidt; Verlag Schriftleitung der Beilage: »Volk im Wort«: Börries Freih. von Münchhausen. Verlag: I. F. Lehmann, München 1926.

Der Arbeitsplan dieser wärmstens zu begrüßenden Zeitschrift gründet sich auf der Tatsache, daß die Kultur eines Volkes (die von der Volkskunde zu erforschen ist) auch von der rassischen Beschaffenheit der Kulturträger abhängig ist. Sie soll beitragen zur Erforschung der Beziehungen zwischen Volk und Rasse, und zwar im Besonderen den Beziehungen zwischen dem deutschen Volkstum und den im deutschen Volk enthaltenen Rassen. Damit wird der neuerdings durch Günther u. a. angefachten einseitigen Rassenbewegung ein sehr erwünschtes und notwendiges Gegengewicht und Korrektiv geboten. Das erste vorliegende Heft der neuen Zeitschrift bringt nach dem gehaltvollen Einführungsaufsatz von Dr. Walter Scheidt eine Reihe gediegener Aufsätze, unter welchen Pesslers »Grundbegriffe volkstumskundlicher Landkarten« besonders hervorgehoben seien. Als regelmäßige Beilage wird der Zeitschrift eine von Börries Freiherrn von Münchhausen geleitete literarische Abteilung angegliedert sein, die den Rassegedanken in seinen Auswirkungen auf das Schrifttum und die Kunst verfolgen will. Hier wird besondere Vorsicht zu wachen haben, um nicht dem wissenschaftlichen Leitgedanken der Zeitschrift zuwider ins Unerweisliche zu geraten.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

Dr. L. F. Clauss: Rasse und Seele. Eine Einführung in die Gegenwart. Mit 155 Abbildungen im Text und 8 Tafeln. J. F. Lehmanns Verlag München. 1926.

Der wesentliche Gedankeninhalt dieses Buches wurde vom Verfasser bereits in den letzten Jahren in Vorträgen und Lehrgängen, sowie in seinem Werk: »Die nordische Seele« (1923) der Öffentlichkeit vorgelegt. Es fußt auf der von der modernen Rassenlehre ja wohl allgemein angenommenen Ansicht, daß auch die geistigen und seelischen Eigenschaften rassenhaft gefestigt sind und erbliche Artmerkmale darstellen. Die Analyse der nordischen, der mittelländischen, ostischen und orientalischen Seele, die der Verfasser weiterhin im Einzelnen versucht, bringt sehr viel zutreffende Beobachtungen bei. Clauss zeigt sich gegenüber Günther in sehr anerkennenswerter Weise frei von einseitiger Wertung der einzelnen Rassen. Jede derselben kann nur aus sich heraus und für sich

gewertet werden. Die Gedanken und die Forschungsrichtung des Buches sind im hohen Grade anregend, und wenn auch die Formulierung manchmal recht geschraubt klingt, so steckt doch meist ein guter Kern in den Ausführungen. Auch die Bebilderung des Werkes löst vielfach neue Ideen im Leser aus.

Zbirka jugoslavenskih Ornamentata, I. (Sammlung südslawischer Ornamente.) Herausgegeben von der Direktion des Ethnographischen Museums in Zagreb (Agram), 1925.

Die erste vorliegende Lieferung dieser schönen und sehr begrüßenswerten Veröffentlichung, von der jährlich vier Hefte (in Quartformat) zu je 4 Tafeln mit zirka 15 Reproduktionen südslawischer Volkskunstobjekte (zumeist textiler Art) mit besonderem Absehen auf deren Ornamentik in Aussicht gestellt sind, bringt in wirklich hervorragender Ausführung charakteristische und typische Verzierungen von kroatischen und bosnisch-herzegowinischen Frauenkopftüchern, Handtüchern und Frauenhemdärmeln. Abgesehen von dem wissenschaftlich-ethnographischen Interesse, das dieser teilweise sehr altertümlich geartete Ornamentenschatz beanspruchen darf, wird hier voraussichtlich ein erstklassiges Hilfs- und Lehrmittel für Schulen, Künstler und Gewerbler, namentlich für das jugoslawische Volksgebiet geschaffen werden. Aber auch außerhalb desselben wird man von diesem eigenartigen Ornamentenschatz, der aus den reichen Sammlungen des Agramer Museums hier zutage gefördert werden wird, mit Vergnügen und Gewinn Kenntnis nehmen. Wir werden auf dieses Werk in seinem weiteren Fortschreiten noch öfter zurückkommen.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

Max Tilke: Studien zu der Entwicklungsgeschichte des orientalischen Kostüms. — Orientalische Kostüme in Schnitt und Farbe (128 farbige Tafeln). — Osteuropäische Volkstrachten in Schnitt und Farbe (96 farbige Tafeln). E. Wasmuth-A. G., Berlin 1923 und 1925.

Die Volkstrachten, wie alle Trachten schlechtweg, sind bisher kunst- und sit tengeschichtlich ästhetisch und sozial, auch kulturgeographisch untersucht und gewertet worden; die wenigsten Forscher haben die Arbeit dort angepackt, von wo aus die Darlegung zuvörderst wissenschaftlichen Sinn und Gestaltung zu gewinnen hat, von der Zurichtung, vom Schnitt. Längst schon forderten Praktiker, namentlich des Kunstgewerbes, diese Grundlegung. Außer für die finnischen Trachten und ältere Trachttypen des Westens ist sie aber noch kaum in nennenswertem Umfang oder mit der entsprechenden Anschaulichkeit bereitgestellt worden. Ein Mann mit Intuition, Forschungseifer, technologischem Verständnis und der künstlerischen Fähigkeit der Wiedergabe des Bearbeitenden ausgestattet, hat nunmehr in zwei prachtvollen Publikationen das orientalische Kostüm in alter und neuer Zeit und die osteuropäischen Volkstrachten nach ihren Haupttypen durchgearbeitet. Gezeigt sind mit geradezu verschwenderischer Ausstattung Schnitte und Farbbild der Trachten, die Auszier wurde in Bild und Text allerdings in der Regel mehr kursorisch angedeutet.

Der Fachmann wird einzelne Bestimmungen — es wurden die Ausgaben der Museumsinventare über die reproduzierten Stücke beibehalten — leicht

besser determinieren können, auch das Vergleichsmaterial für die südost-europäischen Trachten etwa läßt sich nach dem Westen hin erweitern, der gebotene Stoff ist jedoch durchaus gediegen, auch nach der archäologischen Seite hin dargestellt, wobei sich der Verfasser auch in der Literatur als wohl beschlagen erweist. Die vorwiegend für Praktiker der Kostümkunde bestimmten Bücher werden solchermaßen auch dem wissenschaftlichen Forscher unentbehrliche Dienste leisten.

A. Haberlandt.

E. Stemplinger: Antiker Aberglaube in modernen Ausstrahlungen. (Aus O. Immisch, Das Erbe d. Alten, 2. Reihe, Heft VII.) Verlag Dieterich, Leipzig 1922.

Das neue Buch des durch seine Forschungen über das Nachleben der Antike bekannten Verfassers enthält eine reichhaltige, durch viele Dichtersitate geschmückte Sammlung der verschiedenen Aeußerungen antiken Aberglaubens, deren Fortleben vom Mittelalter bis auf unsere Tage verfolgt wird.

Eine Einführung in das Wesen des Aberglaubens und seiner Erscheinungen bietet der erste Abschnitt. Er zerfällt in drei Kapitel: 1. »Uebergang vom Heidentum zum Christentum«, eine Darstellung des Assimilationsprozesses, der sich zwischen den alten paganistischen, von orientalischer Mystik durchsetzten Vorstellungen und der neuen erstarkenden christlichen Lehre vollzog. Mit den alten Kultstätten übernahm bekanntlich die christliche Kirche auch die heidnischen Heroen mit ihren, im Volksglauben festgewurzeltten Eigenschaften, den Formen ihrer Verehrung und ähnlichem mehr, wodurch sich die enge Verwandtschaft zwischen Heroenkult und Heiligenverehrung erklärt.¹⁾ 2. »Sympathie des Alls«, der Glaube an das $\epsilon\nu\ \kappa\alpha\iota\ \pi\acute{\alpha}\nu$, die Einheit, Beseeltheit und beständige gegenseitige Beeinflussung der gesamten Materie, vor der Stoa noch als materielle Wechselwirkung gedacht, vom Neuplatonismus als mystische actio in distans und somit der Magie gleichgesetzt, deren Macht das All unterworfen erscheint. 3. »Dämonenglaube«, der die gesamte Antike beherrschte und durch die, nach Einführung des Christentums erfolgte Verwandlung der heidnischen Götter in Dämonen reichliche Nahrung erhielt.

Den Hauptteil bilden die Abschnitte: »Mantik«, — wobei der Verfasser zwischen natürlichen, von selbst sich darbietenden und künstlich herbeigeführten Zeichen scheidet. Die Vorstellung, daß die Gottheit durch Zeichen dem Menschen Zukünftiges offenbart, setzt den Glauben an eine, die Geschichte der Menschen leitende starre Notwendigkeit (fatum) voraus. — »Magie« — Stemplinger handelt hier 1. über das Wesen der Dämonen, die dem gewöhnlichen Menschen feindlich gesinnt, von Zauberkundigen in ihren Dienst gezwungen werden können, 2. über den Schadenzauber — zum Beispiel die Verfluchung, die in der Exkommunikation der katholischen Kirche fortlebt, den bösen Blick, Bild- (vor allem Liebes-) zauber.²⁾ 3. Schutzzauber, zum Beispiel die verschiedenen Formen

¹⁾ Einen Spezialfall aus dieser reichen, vielverzweigten Entwicklung hat H. Usener in den »Legenden der heiligen Pelagia« in mustergültiger Weise erläutert.

²⁾ Vergl. vor allem noch R. Wunsch, Antike Fluchtafeln.

der Dämonenbannung, wie: Verpflöcken, Verpflanzen (israelitischer Sündenbock, griechische *φαρμακoi*), Apotropaica, Zauberhomöopathie und ähnliches — »Chaldäer Kunst« (Astrologie, Tagwählerei, Chiromantie, Physiognomik) und schließlich »Alchemie«.

Durch die Vielfältigkeit des in hübschem Plauderton dargebotenen Stoffes regt das Buch zu tieferer Beschäftigung mit dem einen oder anderen Spezialgebiet an. Die Quellen- und Literaturangaben am Schlusse des Buches bieten hierfür eine wesentliche Stütze.

Dr. A. Perkmann.

Dr. Viktor Geramb: Volkskunde der Steiermark. Ein Grundriß mit 4 Karten und 46 Abbildungen. (Heimatkunde der Steiermark, herausgegeben unter Mitwirkung einer Reihe von Fachleuten von Dr. Walter Semetkowski, Heft 10.) Schulwissenschaftlicher Verlag Haase, Wien 1926.

In der Reihe heimatkundlicher, der Steiermark gewidmeter Veröffentlichungen nimmt das schlanke, schmucke Bändchen, in welchem ein Berufenster, der Gründer und Vorstand des steirischen volkskundlichen Museums, Dr. Viktor Geramb, einen Grundriß der steirischen Volkskunde darbietet, den ehrenvollsten Platz ein. Von seinem warmen, echten Gefühl für Wesen und Seele des steirischen Volkes und überhaupt jedes Volkstums, das V. Geramb in so hohem Maße auszeichnet und zu solcher Darstellung befähigt, ist das Büchlein voll von der ersten bis zur letzten Seite. Dabei ist es sachlich im besten Sinne des Wortes, getragen von tiefgründigster Kenntnis aller Volksgüter, der materiellen Kultur wie des geistigen Volksschatzes, wie sie eben einem so vorzüglichen Kenner des steirischen Volkslebens, als welcher der Verfasser weithin bekannt ist, eigen ist. Die sorgfältig gewählten, meist vom Verfasser herrührenden Aufnahmen beleben die Darstellung in sehr erwünschter Art; und besonders bilden auch die beigegebenen Siedlungs- und Flurkarten von Dr. Marian Sidaritsch eine überaus wertvolle Bereicherung des Buchinhalts.

Daß die gegenständliche Volkskultur — Siedlungs- und Hausformen, Hausrat, Arbeit und Wirtschaft, Tracht, Volkskunst — in dem Buche zu breiterer Darstellung gelangt ist, soll besonders rühmend hervorgehoben werden; wir würden nur dabei dem Schlagwort vom »gesunkenen Kulturgut« gern eine etwas eingeschränktere Geltung zugestanden sehen. Die schöne Schrift wendet sich mit Recht vorwiegend an die Lehrerschaft, die in wirkungsvollster Art zur Mitwirkung aufgerufen wird; aber auch jeder Heimatfreund überhaupt und jeder Volksgenosse möge vom Inhalt und Geist des Buches sich bereichern und erbauen lassen.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

Dr. Ed. Weinkopf: Naturgeschichte auf dem Dorfe. Zwölf Aufsätze über volkstümliche Tier- und Pflanzenkunde mit Anmerkungen. Wien 1926. Oesterreichischer Bundesverlag.

Das Büchlein ist das Ergebnis vieljähriger Studien über das Verhältnis des Bauern zu Tier und Pflanze. Beobachtungen, die der Verfasser — ein gebürtiger Waldviertler — selbst gemacht hat, werden durch Verwertung der einschlägigen Literatur aus anderen Gegenden ergänzt, wobei er auch außerdeutschen Brauch, so auch Spanien und Nordeuropa, heranzieht. Daß gerade unsere engere Heimat, Niederösterreich, zum Gegenstand der Forschung

gemacht wurde, darf mit besonderer Freude, vor allem von der Lehrerschaft, begrüßt werden, die hier sehr viel gesammelt und erklärt findet, was man sich sonst erst mühsam zusammensuchen muß. Einzelne Kapitelüberschriften lauten: Wie der Bauer sein Vieh kuriert, Volkstümliche Tier- und Pflanzennamen, Volksheilpflanzen, Im Waldviertler Bauerngärtchen, Vom Flachs (behandelt die Vorgänge und Bräuche beim Flachsbau bis zu seiner Verwertung in der Industrie), Von Pilzen und ihren Namen u. ä. m. Hervorgehoben seien noch die ausführlichen Anmerkungen der zweiten Buchhälfte, die wissenschaftliche Erläuterungen sowie Literaturbelege bringen. Ein Literaturverzeichnis zu Beginn und Sachverzeichnis am Schluß erleichtert die Benützung des Büchleins, das gewissenhafte Arbeit mit angenehmer Darstellung zu vereinen weiß.

Dr. A. d. Perkmann.

„Juchheissa Juchheil!“ Lieder für die Jugend, herausgegeben von Hans Enders und Gustav Moissl unter Mitwirkung von Dr. Kurt Rotter. (In Verbindung mit Karl Liebleitner, Heinrich Martinek, Rudolf Beiß und Raimund Zoder.) Buchschmuck von Erich Schulz. Wien. Deutscher Verlag für Jugend und Volk. 1925.

In reizender Groß und Klein erfreuender Aufmachung wird hier eine sorgfältig ausgewählte, zumeist aus dem Volksgutschatz geholte Reihe ansprechendster Kinderliedchen dargeboten. Sitte und Brauch des häuslichen Lebens, das Kinderspiel der verschiedenen Jahreszeiten, alles, was sich in Natur und Wirtschaft dem fröhlichen Kindersinn darbietet, findet sich hier in volkstümlichen Liedweisen eingefangen; und diese Liedchen werden alle lebendig, denn sie sind vielfach die Seele und der Kern eines spielerischen Zeremoniells, mit welchem die Kinderschar herkömmlicherweise es meist sehr genau nimmt. Die Namen der verdienten Schulmänner, die sich zur Herausgabe dieses reizenden Liederbuches zusammengetan haben, bürgen allein schon für seine fehlerlose Trefflichkeit. Auch das Auge findet in dem reichen und lieblichen Bilderschmuck des Werkes Genuß und Befriedigung.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

Wiener Kindersprache.

Sammelaufwurf.

Während in der Schweiz und in Schwaben, in Preußen, Schlesien und am Rhein über Spielsprache und Brauch des Kindes größere Sammlungen vorliegen, ist Wien über kleine Anfänge nicht hinausgekommen, obwohl die Wiener Kinder an Sprachgewalt und Erfindungsgabe vor keiner Kindergruppe zurückstehen.

Wer hilft? — Wer ist bereit, über die Spiele seiner Jugendzeit oder der heutigen Wiener Kinder Auskunft zu geben? Auch einzelne Ausdrücke können wertvolle Zusammenhänge erschließen!

(Wer hat zum Beispiel schon gehört, daß in Wien das Fangsteinchenspiel »Steinerwerfen«, die Steine »Spielwerk«, das Fangen »Rösseln« oder »Schöpfen« heißt? Wer kennt Spielnamen wie »Beutelschneiden«, »Fleckerl aufsetzen«, »Desn«, »jumper«, »Spirifankerln« und »Spiritustreib'n«?)

Ort und Zeit des Fundes erbeten; jeder Beitrag wird unter dem Namen des Einsenders gebucht.

Zuschriften an die Arbeitsgemeinschaft für Wortkunde XVII., Parhamerplatz 19 erbeten.

Kammerkurse für wirtschaftliche Weiterbildung.

Die Kammer für Handel, Gewerbe und Industrie in Wien veranstaltet mit Beginn vom 15. Februar dieses Jahres eine in drei Abteilungen zerfallende Reihe von Kursen über allgemein wirtschaftliche, verkaufstechnische, Buchhaltungs- und Steuerfragen, ferner technische und warenkundliche Vorträge an verschiedenen Lehranstalten. Das Programm dieser Kurse enthaltend alle Details der Vorträge, Beginn, Dauer und Ort der Abhaltung wird im Bureau der Kammer, I., Stubenring 8, II. Stock, unentgeltlich ausgefolgt.

Mitteilungen aus dem Museum für Volkskunde 1926.

Als Geschenke liefen ein: von Prof. M. Powolny 5 Wachsbossierungen, von A. Walcher-Molthein 1 Majolikakrug, reich bemalt, 1905, Wischau; 5 Kultgebäcke und zahlreiche Spieltiere aus Großarl von Oberlehrer K. Fiala; angekauft wurden 3 Trachtenstücke aus Brixen und 4 gestickte Kopftücher, Jugoslawien.

Der Bibliothek wuchsen 56 Nummern zu, darunter als Geschenke: Dr. Kurt Heckscher: Die Volkskunde des germanischen Kulturkreises, Hamburg 1925.

W. Diener: Hunsrücker Volkskunde, Bonn und Leipzig 1925.

A. Wrede: Eifeler Volkskunde, Bonn und Leipzig 1924.

M. Tilke: Orientalische Kostüme in Schnitt und Farbe, Berlin 1923.

A. Schullerus: Siebenbürgisch-sächsische Volkskunde, Leipzig 1926.

K. Brunner: Ostdeutsche Volkskunde, Leipzig 1925.

F. Krüger: Die Gegenstandskultur Sanabrias und seiner Nachbargebiete, Hamburg 1925.

A. Dopsch: Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung, 2. Auflage, Wien 1923 und 1924.

Sigurd Erixon: Möbler I. Nordiska Museets Förlag, Stockholm 1925.

Zur Stellung der Volkskunde im akademischen Unterricht.

Von Prof. Dr. M. Haberlandt.

In meiner Schrift: »Einführung in die Volkskunde« habe ich das große Arbeitsgebiet und die umfassenden Aufgaben der Volkskunde umrissen, Aufgaben, die von jeder Kulturnation auf ihrem Volksboden zu lösen sind. Ueberall ist Volkskunde nationale Lebenskunde, eine Sache nicht nur der Wissenschaft, sondern des ganzen Volkes, dessen Bildung und Erziehung nur aus dieser Tiefe heraus gestaltet werden können. Für jeden Volksgenossen bedeutet Vertrautsein mit den Tatsachen der Volkskunde eine unvergleichliche Wirklichkeitserziehung, eine feste Verwurzelung im eigenen Heimatboden, wie sie sonst von keiner wissenschaftlichen Disziplin dargeboten wird. Und wie für Geist und Seele des Einzelnen wirkt die Volkskunde entscheidend mit zur Schulung und Hebung des Volksganzen, zur inneren Festigung des Volkstums.

Ueber jeder nationalen Volkskunde, wie sie von den einzelnen Nationen Europas, insbesondere aber in führender und vorbildlicher Art von der deutschen Wissenschaft erarbeitet wurde und gegenwärtig mit stets wachsendem Eifer gepflegt wird, baut sich nun aber erst durch Vergleichung und Zusammenfassung die reine und umfassende wissenschaftliche Volkskunde auf, welche uns erst zur Erkenntnis des eigentlichen Wesens jedes Volkstums verhilft. Diese vergleichende europäische Volkskunde erscheint besonders der intensiven Pflege der akademischen Kreise und vielseitigster wissenschaftlicher Pflege würdig.

Aus all dem leuchtet ein, welch tiefbegründetes, vielseitiges Anrecht die Wissenschaft der Volkskunde besitzt, im Unterrichtsbetrieb unseres Volkes durch alle Stufen hindurch, vom akademischen Boden bis zur Volksschule herab ihre ständige, eifrige und gesicherte Pflege zu finden. Volkskundliche Kenntnisse werden in der Tat ja stets eifriger von der Lehrerschaft, die auf Bodenständigkeit des Unterrichtes hinarbeitet, von der studierenden Jugend, die den seelischen Anschluß an ihr Volkstum sucht, von den Vertretern der verwandten Geisteswissenschaften, den Alt- und Neuphilologen, den Historikern und der gebildeten Bevölkerung überhaupt, zumal den fortschaffenden Elementen, die auf den überkommenen Volksgütern fortzubauen sich bestreben, zu gewinnen gewünscht.

Aber trotz dieses starken und umfassenden Interesses weitestgezogener Kreise hat es bisher noch in befremdendem Maße an einer gesicherten Pflege der Volkskunde an den berufenen Stellen, zumal an unseren Hochschulen gefehlt. Erst in den letzten Jahren ist überall, besonders auch angeeifert durch die umfassende volkskundliche Betätigung in den nordischen Ländern, zumal in Deutschland, wo die Volkskunde im Anschluß an die Völkerkunde, Vorgeschichte und Altertumskunde sowie die Germanistik seit jeher stärkere Förderung erfuhr, eine stärkere Bewegung im Gange, welche der Volkskunde den ihr längst gebührenden Platz neben den anderen Geisteswissenschaften im akademischen Unterricht erringen will. Der Reihe nach haben sich aufstrebende Wissenschaften in den letzten Dezennien ihre gleichberechtigte Stellung im System der akademisch vertretenen Disziplinen zu erzwingen vermocht; so die indische, die orientalische Philologie, so die Prähistorie und allgemeine Völkerkunde.

Es ist hoch an der Zeit, der Volkskunde, dieser nunmehr längst vollreif gewordenen jungen Wissenschaft den akademischen Boden zu erschließen. In der Tat beginnt sich diese Forderung in den europäischen Kulturstaaten erfreulich durchzusetzen. Die skandinavischen Länder, Finnland, Lettland stehen hierin an der Spitze, Deutschland folgt nunmehr mit anerkennenswertem Eifer. Lehraufträge und Lehrstühle für deutsche und vergleichende Volkskunde bestehen an den Universitäten Köln, Marburg, Breslau, Heidelberg, Würzburg, Hamburg, Frankfurt a. M., Jena, Königsberg, andernorts bereiten sich solche vor. In Basel, Prag, in Belgrad sind Lehraufträge für Volkskunde erteilt worden. Nur in Oesterreich haben die Universitäten, hat der Staat seit Jahren es bisher den Dozenten verwandter Fächer, den Ethnographen und Historikern überlassen, die Volkskunde in hochschulmäßigem Betrieb zu pflegen (in Wien die ao. Professoren Michael und Arthur Haberlandt, in Graz Privatdozent Dr. V. Geramb, in Innsbruck Professor Dr. A. Helbok, Prof. Dr. H. Wopfner).

Die Leitung des Vereines für Volkskunde in Wien, der seit mehr als dreißig Jahren in einer ebenso im Heimatgedanken verwurzelten wie in vergleichender wissenschaftlicher Methode vertieften Arbeitsleistung die Grundlagen der wissenschaftlichen Volkskunde für Oesterreich geschaffen hat, erachtete im Vorjahre den Zeitpunkt für gekommen, um an die Wiener Universität mit dem Wunsche heranzutreten, durch Erteilung eines Lehrauftrages für Volkskunde diese Arbeit und insbesondere das Museum für Volkskunde dem Hochschulunterricht dauernd nutzbar zu machen. Die Wiener philosophische Fakultät hat, dieser Anregung Folge gebend, bereits im Vorjahr dem Unterrichtsministerium den Antrag auf Erteilung eines dreistündigen Lehrauftrages für Volkskunde mit besonderer Berücksichtigung der Realien an Prof. Arthur Haberlandt vorgelegt und hat, als gegen die aufrechte Stattgebung

dieses Antrages von Seite der Unterrichtsverwaltung finanzielle Gründe vorgebracht wurden, diesen Antrag im Frühsommer dieses Jahres in modifizierter Form erneuert. Die Fakultät hat aber daneben, um der »auch von ihr als sehr wichtig erachteten Vertretung der Hauptgebiete der deutschen Volkskunde« Rechnung zu tragen, gleichzeitig einen zweiten Antrag eingebracht, welcher auf die Erteilung eines weiteren Lehrauftrages »für deutsche Mundarten und deutsche Volkskunde« an tit. ao. Professor Dr. Anton Pfalz, Privatdozenten für Geschichte der deutschen Sprache und der älteren deutschen Literatur, abzielte. Wie aus einer Zuschrift der philosophischen Fakultät an den Vorsitzenden des Verbandes der deutschen und österreichischen Vereine für Volkskunde Professor Dr. John Meier in Freiberg (verlautbart bei der Kieler Tagung dieses Verbandes im August dieses Jahres) hervorgeht, ist diesem letzteren Antrag von Seite der Unterrichtsverwaltung auch bereits umgehend entsprochen worden, während gemäß erteilter Zusagen derselben der nun von der Fakultät neu formulierte Lehrauftrag »für europäische Volkskunde auf dem Gebiete der materiellen Kultur« erst mit Beginn des Jahres 1927 verwirklicht werden soll.

Es muß dazu nun allerdings zunächst festgestellt werden, daß Prof. Dr. Anton Pfalz im eigentlichen Arbeitsbereich der wissenschaftlichen Volkskunde überhaupt und so auch der deutschen Volkskunde (siehe über diesen Arbeitsbereich zuletzt die Ausführungen von Prof. Adam Wrede, Köln, in seinem Aufsatz: Errichtung von Instituten für Volkskunde an deutschen Hochschulen¹⁾) bisher mit keinerlei Leistung hervorgetreten ist. Und war bisher davon öffentlich abzusehen, daß der genannte Vertreter der Wiener Germanistik in einer ganz auffälligen Oratio pro domo (im Rahmen eines am 24. Februar d. J. im Verein der Germanisten an der Universität Wien gehaltenen Vortrages) nicht ohne persönlich verletzendes Bemerkungen — das wissenschaftliche Zusammenarbeiten mit dem Kreise um das Wiener Museum für Volkskunde abgetan hat, sofern er sich zu der Behauptung verstieg, nur der Germanist könne in wissenschaftlichem Sinne Volkskunde betreiben, so muß nun doch allen Ernstes die Frage erhoben werden, ob Laut- und Wortforschung auf dem Gebiete der österreichischen Mundarten, wie sie dieser Forscher vertritt, als ein »Hauptgebiet der Volkskunde« angesehen werden kann. Der persönliche Fall ist ja hier von prinzipieller Bedeutung: deckt sich denn das Arbeitsgebiet der germanischen Philologie auch nur entfernt mit dem Arbeitsgebiet selbst der deutschen Volkskunde, geschweige der Volkskunde überhaupt, die nicht nur auf dem Gebiete der materiellen Kultur *methodisch vollkommen auf eigenen Füßen* steht und darin eben ein Teil der allgemeinen Völkerkunde ist.

¹⁾ Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, Jahrgang 4, Heft 2, Juni 1926, S. 69 f.

Sie ist längst eine selbständige Fachwissenschaft geworden, welche kulturgeschichtliche, ergologische und kunstwissenschaftliche Ausbildung genau so verlangt, wie die von der Germanistik (Romanistik, Slawistik) beizustellenden literaturgeschichtlichen und sprachlich-dialektologischen Fachkenntnisse. So ist gerade in diesem Sinne in Oesterreich -- unter dem auffälligsten Beiseitestehen der jüngeren Germanistik -- namentlich von dem von Pfalz perhorreszierten Kreise um den Verein und das Museum für Volkskunde seit mehr als 30 Jahren wissenschaftlich grundlegend gearbeitet worden. Das gleiche gilt von der schöpferischen volkskundlichen Arbeit in den Bundesländern, wobei unvergessen sei, daß gerade die Historiker, Kunstforscher und Geographen sich hier an dem Ausbau der Volkskunde wesentlich beteiligt haben. Solchermaßen sind wir in Oesterreich zu jener umfassenden und methodisch fundierten Wissenschaft vom Volke in allen seinen geselligen Lebensäußerungen der Arbeit, der Kunst, des Brauchtums und der geistigen Ueberlieferungen gelangt, wie sie den allgemeinen Voraussetzungen der Volksforscher entspricht.

So hat die Volkskunde in Oesterreich wohl ein vollgiltiges Anrecht erworben, daß endlich auch die staatlichen Stellen, daß die Universitäten sich auf ihre Pflicht gegenüber dieser so lebensnotwendigen Wissenschaft besinnen und was in ihren Kräften steht, für die regelmäßige, gesicherte und berufene Pflege derselben vorsorgen. Ein sehr bescheidener Anfang ist gemacht oder doch *wenigstens in Aussicht gestellt*. Noch immer wird die bisherige freiwillige, bewährte und opferfreudige akademische Vertretung der Volkskunde durch ihre Dozenten an den österreichischen Universitäten nicht zu entbehren sein, welche ihre Wissenschaft unbeirrt von offiziellen Formulierungen und Begrenzungen, nur geleitet von ihrer Einsicht in die lebendigen wissenschaftlichen Notwendigkeiten und Bedürfnisse der Volkskunde pflegen und lehren.

Der Ruf und die Forderung an den Staat und seine Hochschulen wird aber von der Bevölkerung und der studierenden Jugend immer stärker und unabweislicher erhoben werden, des dürfen wir gewiß sein. Da darf dann die Erwartung ausgesprochen werden, daß, wenn die Volkskunde weiterhin offizielle akademische Förderung erfährt, wie sie muß, dieselbe in vollkommen sachgemäßer und die erfolgreiche Zusammenarbeit aller vorhandenen Kräfte gewährleistenden Weise erfolgen möge.

Ein alter Hochzeitsbrauch im Salzkammergut und seine Beziehungen.

Von Prof. Dr. Arthur Haberlandt, Wien.

Als einen Brauch, der der Hochzeit vorangeht, führt L. Guppenberger für das Salzkammergut die folgende Gepflogenheit an:¹⁾

»Tritt ein Holzarbeiter in den Ehestand, so wird er von seinen Kameraden am Samstag Feierabend vor seinem ‚Ehrentag‘ gekreuziget. Zieht man vom Arbeitsplatz nach einer Woche voll Mühe und Arbeit heim zu Weib und Kind, um mit ihnen Sonntag zu halten, so wird dem Ehemann in spe ein aus Stangen zusammengefügtes Kreuz, ein Symbol des anzuhoffenden Ehekreuzes, auf die Schulter gelegt, daß er es heimschleppe, wobei es an Riemen- und Peitschenhieben nicht fehlt. Geht der Weg an einem Wirtshause vorbei, so kann sich der kreuztragende Bräutigam gegen Bezahlung ‚eines Trunkes‘ von dem Kreuze loskaufen — könnte er es oft auch von dem nachfolgenden Ehekreuze!«

Ein Vergleich des Brauches mit verwandten Erscheinungen stellt den Wandel, den solche Dinge in der zivilisatorischen Entwicklung Europas durchgemacht haben, so vielseitig klar, daß es sich wohl verlohnt, auf diese Beziehungen in Kürze einzugehen.

Wir brauchen die vom Berichterstatter humorvoll betonte Anspielung auf das Ehekreuz vielleicht nicht ganz als persönliche Hinzutat ansehen, aber es ist wohl klar, daß es sich hier auf jeden Fall um eine ganz junge durch Wortspiel vermittelte Anschauung handelt. Der Ausdruck »Kreuzigen« ruft Ideenverbindungen mit kirchlichen Bußübungen wach, vielleicht sogar bis zum Leidensweg Christi hin, wenn wir der begleitenden Menge und der Riemen- und Peitschenhiebe gedenken, die das Ganze bildhaft ähnlich einer der zahlreichen volkskünstlerischen Darstellungen des Leidensweges erscheinen lassen.

Wir kennen zwar eine derartige Verschärfung der tatsächlich ja in früheren Zeiten häufig geübten Buße des Kreuztragens²⁾. Es hätte sie das in religiösen Dingen mit großem Feingefühl ausgestattete Landvolk des Salzkammergutes in diesem Zusammenhang wohl aber als Profanierung empfunden, wenn auch religiöse Ideenverbindungen bei der Gestaltung der Sitte mitgewirkt haben mögen. Die Form des zu tragenden Gegenstandes ist wohl mit Sicherheit auf eine solche zurückzuführen. Der Ausdruck »Kreuzigen« war dadurch besonders nahegelegt: wir dürfen ihn aber eher als gleichbedeutend »mit einer Marter erleiden« ansehen. Somit handelt es sich um das Tragen eines schweren Gegenstandes, verschärft durch Mißhandlungen, wie sie aus dem Vorwärtstreiben

¹⁾ Die öst.-ung. Monarchie in Wort und Bild (Oberösterreich). S. 134.

²⁾ E. K ü n ß b e r g: Rechtsgeschichte und vergleichende Volkskunde. Jahrbuch f. historische Volkskunde. I. S. 102, Anm. 247.

des Tragenden sich ergeben. Der Brauch wird von der Berufsgruppe des Betreffenden gehandhabt, wobei sie als Lösegeld einen Trunk beansprucht. Dies aber erkennen wir klärlich als einen Altersklassen- beziehungsweise Mannbarkeitsritus an, dessen charakteristische Einordnung auf dem Lebenswege des angehenden Ehemannes auch den Sinn anderer Bräuche mit zu bestimmen gestattet.

Das Heben und Tragen eines schweren Gegenstandes ist eine typische Kraftprobe für den mannbar werdenden jungen Mann und als solche weit verbreitet. Wir finden Belege dafür im skandinavischen Norden wie auch in Deutschland, wo das Heben eines Sackes Korn von bestimmtem Gewicht an Stelle eines meist ursprünglich dazu bestimmten Steines getreten ist; bei den Slowenen im Ostalpengebiet (Obernburg) hat sich aber auch noch ein solcher 150 Pfund schwerer Stein erhalten. Der Bursche mußte hieran zuerst seine Kraft erproben, ehe ihn seine älteren Kameraden als ebenbürtig betrachteten.¹⁾

Dagegen ist im Bereich des katholischen Süddeutschland einschließlich des deutschen Alpengebietes der Brauch anscheinend so gut wie zur Gänze verkirchlicht worden, in Form des Lien-Hebens und Würdingertragens, wobei derlei kultischer Zuordnung schon durch altgermanische Kultübung (Preyr-Kult) vorgebaut gewesen sein mag. Ein besonders charakteristischer Würdinger ist der von R. Andree seinerzeit in dieser Zeitschrift (VIII, S. 153 f.) beschriebene »Eiserne Mann von Villach«. Beim Heben desselben geht hier wie andernorts ein im Stillen ausgesprochener Wunsch in Erfüllung. R. Andree nennt als das charakteristische Beispiel eines solchen den Wunsch nach baldiger Ehe; er hat es sich aber leider entgehen lassen, den hier glücklich angeknüpften Faden weiter zu spinnen. Der Wunsch wird nur begreiflich, wenn wir dies Tragen als Mannbarkeitsritus und somit als herkömmliche Voraussetzung für die Ehefähigkeit ansehen. Bestätigt wird diese Auffassung durch die Einbeziehung des Hebens und Tragens schwerer Gegenstände in den Hochzeitsbrauch selber.

In Claybrook (England) wurde von jungen Leuten bisweilen zu Fuß um den Brautkuchen gekämpft (anstatt eines Wettreitens) »und dann geschah es mit schweren Eisenstangen, eine Athletenmanier, welche 'throwing the quintal' (Zentnerwerfen) genannt wurde«. »In Schottland fand am zweiten Tag nach der Hochzeit ein 'creeling' (Körben) statt, das heißt es wurden Steine in einen kleinen Korb 'creel' getan, welchen die jungen Männer der Reihe nach nehmen mußten. Beschwert mit dieser Last ließen sie sich von den jungen Mädchen jagen und haschen, das letztere wohl nicht zu ungern, da es ihnen das Vorrecht gab, die Fängerin zu küssen«. (Also auch hier eine verfeinerte letzte Beziehung zu der

¹⁾ S. Erixon: Ynglingalaget — »Fataburen« 1921, S. 107 — R. Andree, Braunschweiger Volkskunde S. 237. — Die öst.-ung. Monarchie in W. u. B. (Steiermark) S. 214.

erreichten Mannbarkeit.) Zuletzt wurde der creel dem jungen Ehemann aufgepackt und er mußte ihn länger schleppen als alle übrigen, weil keines der Mädchen ihn jagen wollte, bis endlich seine neue Gefährtin sich seiner erbarmte.¹⁾

Besonders deutlich wird die magische Bedeutung des Tragens, losgelöst von der persönlichen Leistung sogar, im Hochzeitsritus in Ägypten.²⁾ Hier erscheint im Brautzug in der Regel ein Wasserträger, der einen schweren, mit Sand und Wasser gefüllten Sack so lange er kann (bis zu 24 Stunden) an diesem Tage auf den Rücken gebunden herumschleppt »als Zeichen der Erkenntlichkeit für die Familie«. Daß hier die Mannesleistung auf eine dafür geeignete untergeordnete und durch ein Geschenk entlohnte Person übergegangen ist, darf uns nicht irre machen. Wir bewegen uns hier in einem Gebiet, das, wie etwa auch das Stillen der Kinder durch Ammen seit frühesten Zeiten beweist, offenbar zivilisationsgemäß einen nur erlebnismäßig wertvollen Volksbrauch sozusagen unter Instinktverlust abgeschwächt hat. Hat es besondere Bewandnis, etwa mutterrechtlicher Art, daß die Erkenntlichkeit der Familie der Braut gilt? Wir vermögen es nicht zu erhärten. Im Bayrischen hoben auch heiratslustige junge Mädchen den Mannalien und so wird uns auch eine Bemerkung E. H. Meyers eher verständlich, die er sich wohl aus seiner schwäbischen Umgebung geholt hat. Hebt die Braut während eines Gewitters beim Brautzug oder nach demselben etwas Schweres, so wird sie kräftig. Hier ist die Handlung dem göttlichen Walten des Thor-Donar unterstellt, wie aus dem Bezug auf das Gewitter hervorgeht.

Warum ist aber im Salzkammergut nun nicht ein Stein sondern ein Holzkreuz zu finden? Wir denken daran, daß es eben Holzarbeiter sind, die den Brauch veranstalten und es mag der Hantierung dieser Leute hier auch noch eine Ideenverbindung zugemittelt gewesen sein, wie sie etwa dem Blockziehen und Wiegenholzführen zugrunde liegt. Leider erfahren wir aus dem Bericht nichts über die Artung des Holzkreuzes, seine Herstellung und dergleichen; vielleicht läßt sich darüber durch erneutes Umfragen etwas in Erfahrung bringen; meine persönlichen Erkundigungen blieben bisher negativ.

Das Schlagen mit Riemen und Peitschen ist eine typische Standhaftigkeitsprobe, die auch beim Umzug mit dem Erbsenbären oder Kornwolf des öfteren begegnet, so unter anderem auch bei den Grasmähdern in Polen.³⁾

¹⁾ J. Reinsberg-Düringsfeld; Hochzeitsbuch, S. 243f.

²⁾ E. W. Lane: An account on the manners and customs of the modern Egyptians. London 1836. — E. H. Meyer: Mythologie der Germanen, S. 359.

³⁾ W. Bugiel: Un rite agricole en Pologne. Bulletin Soc. d'Anthropologie, X. Série 6, Paris 1919.

Das Freikaufen durch einen Trunk, wenn der Zug an einem Wirtshaus vorbeikam — in solchen Fällen steht wohl immer eines am Wege — ist ein über den bloßen Trinkgenuß weit hinausreichender alter Gemeinschaftsbrauch. Durch ihn wird bei Neueintretenden die Gemeinschaft bekräftigt, bei Austretenden bildet er eine Art Ablöse. Es wurde das schon in den altdeutschen Genossenschaften so gehandhabt.¹⁾

Es bleibt nun noch zu erklären, warum gerade die Holzarbeiter des Salzkammergutes — so viel wir wissen ganz selbstständig — die Uebung beibehalten haben. Wir erfahren leider nichts von dem Bekenntnis der Holzknechte; es wäre aber möglich, daß es sich um Protestanten handelte. Wir stünden dann vor der Tatsache, daß in diesem Bekenntnis genau so wie im protestantischen Norddeutschland und in Skandinavien, so auch hier ein alter Geselligkeitsbrauch dem Volke unmittelbar erhalten blieb, wogegen in katholischen Landen die ohnehin kultischer Entwicklung schon zuneigenden Formen — das Volk umarmt die Würdinger und küsst sie zum Fruchtbarkeitszauber²⁾ — der Brauch in Zusammenhang mit der Heiligenverehrung gebracht und der Patronanz der Kirche unterstellt wurde.

Jedenfalls wirft der Brauch auch ein interessantes Licht auf die burschenschaftliche Geschlossenheit dieser Waldarbeiter, die bei harter und gefährlicher Arbeit ihr Dasein in primitiven Waldhütten, abgeschlossen von aller Welt, führen und darin die uralten Formen und Gepflogenheiten eines Männerverbandes bewahrt haben. Es wäre sehr erwünscht, daß Kenner der Verhältnisse auch noch anderes aus dieser Waldeinsamkeit zutage fördern, ehe es zu spät ist.

Zu St. Leonhard bei Inchenhofen in Bayern waren es charakteristischerweise auch wieder Bruderschaften von oft 200 bis 300 Rinderhirten, die mit jedem jungen Jahre, sobald die ersten Lerchen schwirrten, erschienen, um bei St. Leonhards Nagel eine gewaltige Kerze zu opfern.³⁾

Wir wagen schließlich auch noch einen anderen Ausblick, und zwar auf die Strafe des Steintragens, die sich vermutlich aus dem fränkischen Reich weit über West- und Mitteleuropa verbreitet hat und auch, wenn auch in veränderter Form, in Skandinavien gehandhabt wurde.⁴⁾

Es ist eine in späterer Zeit zumeist von der Kirche verhängte Ehrenstrafe für schelt- und zanksüchtige Frauen zumal. Die Uebereinstimmung dieser Strafform mit der Buße des Hebens

¹⁾ F. Kauffmann: Altdeutsche Genossenschaften. Wörter und Sachen II (1910) S. 22 f.

²⁾ M. Höfler: Votivgaben beim St. Leonhards-Kult in Oberbayern. Beiträge zur Anthropol. und Urgesch. Bayerns. IX. (1891) S. 115.

³⁾ Höfler, a. a. O.

⁴⁾ E. Künßberg: Ueber die Strafe des Steintragens. Unters. zur Deutschen Staats- und Rechtsgeschichte. H. 91.

und Tragens sieht auch Künßberg als die wesentlichste Tatsache an, von der bei der Erklärung der Strafe auszugehen ist. (Jahrb. f. histor. Volksk. I, S. 102). Ist es nun zulässig, eine Beziehung mit der der Kirchenbuße wohl im wesentlichen zugrunde liegenden Gepflogenheit des Steinhebens und »Kreuzigens« als Mannbarkeitsritus der Männer herzustellen? Was über den Strafvollzug gesagt wird, scheint in gewissem Sinne dafür zu sprechen. Am Vollzug der Weiberstrafe beteiligte sich auf deutschem Volksboden oft die ganze Einwohnerschaft, es wurde aber besonders auf die Mitwirkung der Buben bei der Verhöhnung und sogar tätlichen Angriffen auf die Frau gerechnet. In einem Weistum aus Saubersdorf wird berichtet, daß der Richter den Buben sogar die Eier lieferte, mit denen diese die Frau zu bewerfen hatten, anderswo bekamen die Burschen Wein, den die Frau bezahlen mußte (Str. d. Steintr. 27, 28). Es erweckt das den Anschein, als ob die Obrigkeit zwar die Rechtsprechung auch in diesen Sittlichkeitsfragen an sich gezogen hätte, der Burschenschaft aber noch immer jene Gerechtsame zu übermitteln für geboten hielt, die ihr aus der ursprünglich bei ihr liegenden Ausübung des Strafrechtes erwachsen waren. Der Männer- beziehungsweise Burschenverband hat es offenbar, genau so wie bei Eselritt und Dachabdecken¹⁾, beansprucht, sofern die Autorität des Mannes, in dessen Strafgewalt die Frau stand, versagt hatte; gerade dieses Versagen wurde ja auch beim Steintragen in der Rolle des Mannes mit angeprangert (a. a. O. S. 25). Bedenkt man nun, daß die Mannbarkeitsprobe des Steinhebens just den Abschluß einer Zeit loser, ja unflätiger Redefreiheit bildete, die das Herkommen den »Buben« ebenso zugebilligt hatte, wie die Freiheit des Stehlens dessen, was sie in ihrem Burschenleben brauchten, so kann die Anwendung eines den Abschluß dieser Zeit kennzeichnenden Uebergangsritus mutatis mutandis als Strafe auf besonders zanksüchtige Frauen als nicht so ungereimt erscheinen. Die Burschenschaft sühnte an ihrer Person damit zugleich das, was dem Manne an Autorität durch dieselbe Mannbarkeitsprobe seinerseits noch nicht in ausreichendem Maße zugewachsen war, Maß und Haltung in der Gemeinschaft zu wahren.

Die Entwicklung zur Frauenstrafe ist also wohl ähnlich verlaufen, wie Künßberg dies annimmt, über das primitive Steinopfer zur Kirchenbuße und weltlichen Strafe, es ist aber an die Stelle des Steinopfers der Heberitus zu setzen und im Strafvollzug spielte die ursprüngliche Ausübung als eines Gemeinschaftsbrauches jederzeit noch eine erhebliche Rolle. So ist es auch auf der Männerseite nicht bloße Abwandlung einer weltlichen Ehrenstrafe, wenn noch vor etwa 25 Jahren in einer Kaserne in Oldenburg als militärische Kameradschaftsstrafe(!) drei schwere Steine mit Namen »Pippin der Kleine, Karl der Große, Nero der Grausame« getragen wurden, sondern der Ueberrest einer

¹⁾ Hessische Blätter für Volkskunde, I, S. 87 ff.

richtigen Burschensitte, die im militärischen Männerverband wie ähnliche andere Hänselbräuche überlebt hat.¹⁾ Die Benennungen zeigen, daß selbst noch in so später Zeit der Gedanke, es handle sich um Ueberlieferung aus »heroischer« Vorzeit des Volkes, noch lebendig war, wobei das Volk dabei ja vielfach in der Erinnerung auf die fränkischen Herrscher zurückzugreifen pflegt. Wenn Schandsteine oft mit seltsamen Tier- und Menschengesichtern ausgestattet wurden²⁾, gleichwie bei den Würdingern eine Vermenschlichung (s. o.) erfolgte, so mögen auch hier dämonistische Erinnerungen aus kultischer Urzeit nachwirken, die in dem verchristlichten Gemeinschaftsbrauch des Salzkammergutes, der uns hier beschäftigt hat, freilich längst verwischt sind.

Der Tättermann.

Von Dr. Alfred Webinger, Graz.

Als im Jahre 1923 in Graz der Versuch gemacht wurde, die alte, seit 1773 verbotene Tattermannfeier wieder zu Leben zu bringen, hat man sich auch bemüht, diesen — schon von Grimm in seiner Mythologie angezogenen — Brauch nach Sinn und Namen zu deuten. R. Baravalle kommt in den Grazer Blättern für Heimatkunde (Jahrg. 1923, Heft I S. 1ff.) bei dieser Gelegenheit unter Beziehung auf das Todaustragen, diesen uralten allgemeindeutschen Brauch, sachlich und sprachlich auf eine Ableitung von »Tottermann«. Es entgeht ihm dabei, was Prof. Sieger sofort bemerkt (ebenda Heft 5/6, S. 16), daß unter dieser Voraussetzung doch die Bildung »Der Tättermann« im Volke niemals hätte platz greifen können; Sieger will auch erst geklärt wissen, ob helles a oder dunkles a (von mir als *â* wiedergegeben) vorliege.

Ich bemerke sogleich: es handelt sich um dunkles a, wie die mundartliche Lautung klar erweist. Tattermann wird heute in Oberösterreich, Tirol, Salzburg, Kärnten und Steiermark (hier mit einer gleich im folgenden aufgezeigten Ausnahme) nur mit dunklem a gesprochen (vergl. für Oberösterreich Haasbauer, Die oberösterreichischen Mundarten, Teuthonista I, S. 86, § 7: Dōdōmē). Das *â* der Sprechform Tättermann ist offensichtlich von den Schreibern nach bestem Wissen und Gewissen als o wiedergegeben worden, sodaß ein »Totermann« entstand. Der Etymologe kann schlechterdings von dieser mißglückten Schreibung nicht ausgehen. Da Tättermann mit Totermann weder sachlich noch sprachlich etwas zu tun hat, sind weiterhin die von Baravalle angeführten Ortsbezeichnungen »Der Todte Mann« (zwischen Ratten und Pöllau und bei Kirchbach) von vornherein aus unserer Untersuchung auszuscheiden; desgleichen muß die Beziehung zwischen der Tättermannfeier (Graz) und den Feiern, »die in anderen Ländern

¹⁾ Jahrbuch S. 103. — ²⁾ Ebenda, S. 106 (vergl. Anm. 258, 263 über Priapien analog dem »Leonhardsnägel«).

Todtermannfeiern heißen«, in diesem Zusammenhang ganz aufgegeben werden, insofern es sich bei den letztgenannten um altes o (also wirklich um den Begriff t o t handelt.¹⁾²⁾

Zunächst gehe ich noch der sonst üblichen Ableitung unseres Wortes nach. Grimm (Wtb., 2, 827 f, unter 3) meint: »Am besten scheint die (sc. Ableitung des Tättermann), welche darin einen wilden Tatar sieht« (vergl. auch Lexer, mhd. Wtb., 2, 1409). An Tatar knüpft ja auch die alte Grazer Sagenbildung an: Zur Erinnerung an einen Sieg über ein Tatarenheer unter Herzog Friedrich dem Streitbaren sei alljährlich am Feste Johannis d. T. von den Grazern ein Popanz, genannt Tattermann, verbrannt worden. — Diese Etymologie wird scheinbar gestützt durch Tater in der Bedeutung Zigeuner (Schiller-Lübben, mittelniederd. Wtb., 4, 514³⁾).

Ueerblicken wir nach diesen Voraussetzungen nunmehr die verschiedenen Bedeutungen des Wortes Tättermann, so finden wir etwa:

Schon früh wird es zusammen mit Kobold genannt: »Abgöte, als ich gelesen hân, wâren kobolde und taterman« (H. v. Trimberg, Renner, 10883 f). Ferner: »Daz si sitzent als die tôren Und einer siht den andern an, Als kobolt hern taterman« (ebenda 10316 ff; vergl. Grimm, Mythol. 3, 145). Dazu paßt die Bemerkung bei Muchar, Geschichte des Herzogtums Steiermark, I, 258 (zitiert auch bei Unger-Khull, Steir. Wtb., 135), daß Tatermann oder Katermann neben Butzmann und Putz als steirische Hausgeister auftreten; als Kobold auch bei Höfler, Namenbuch (395, P. 2).

¹⁾ Ich möchte aber auf die Tatsache hinweisen, daß Begriff und Wort »der Totenmann« in der volksmäßigen Dämonologie vorkommen; es wird darunter ein sogenannter N a c h t m a r verstanden, ein Gespenst, das durch seinen Griff Brandblasen erzeugt (Höfler, Krankheitsdämonen, Archiv für Religionswissenschaft 2, 125), also ein Greifdämon; der Totenmanngriff ist ein plötzlicher, lähmender Schmerz (Höfler, Krankheitsnamenbuch, 200). Aber auch mit diesem Totenmann hat unser Tättermann n i c h t s zu tun.

²⁾ In Graz wird allerdings auch helles a gesprochen, teilweise sogar in der nächsten Umgebung, soweit sie durch die volkskundlich interessierten Kreise (literarischer und mündlicher Einfluß) berührt erscheint; interessant ist, daß die Kinder aus der Umgebung, wenn sie den Tättermann der Grazer Tättermannfeier meinen, helles a verwenden, wenn sie aber ihre Vogelscheuche nennen, deren Bezeichnung ihnen von d a h e i m her geläufig ist, dunkles a gebrauchen.

³⁾ Daß aber auch eine a n d e r e Ableitung schon im 18. Jahrhundert versucht wurde, will ich doch in diesem Zusammenhange nicht übergehen. Der 1771 in Bremen erschienene »Versuch eines bremisch-niedersächsischen Wörterbuches« (herausg. von der bremisch-deutschen Gesellschaft) bemerkt (Bd. 5, 31 f), das als Tater (Zigeuner) belegte Wort komme nicht von Tatar, sondern von einem keltischen Worte (engl. tater), das Lumpen oder Fetzen bedeute. Taterngesindel sei also ein Lumpengesindel. Dort ist Seite 32 auch auf Taternkool verwiesen, Kohl, der in grobe Stücke (Lappen) zerhackt ist. — Vergleiche weiter unten (Anmerkung 5) die Stellungnahme Ilwofs zur Ableitung von Tatar.

Grimm hebt (Mythol. 3, 416) eine Stelle aus: »rihtet zuo mit den snüeren die tatermane« (Wachtelmaere), woraus zu ersehen ist, daß auch durch Schnüre bewegliche Tatermännlein im Sinne unserer Puppenspielfiguren vorkamen. Damit scheint auch das Tatterman-malen zusammenzuhängen (ebenda).

Tättermann ist eine lebensgroße Puppe (Oberösterreich, vergl. Haasbauer a. a. O.); eine *Vogelscheuche* in Innerkrain (Wolf, Slowen. Wtb., 2, 657; aus dem Deutschen übernommen), in Tirol und im Hohenlohischen (Grimm, Mythol., 3, 145), in Bayern (Grimm, Wtb., 2, 827); heute lebt, wie ich erhob, diese Bedeutung noch unter anderen um Radkersburg, Gleichenberg, Graz, Weiz, Voitsberg und Wien; im Sinne einer Spottgestalt, die vor dem Fenster eines mißliebigen Mädchens aufgestellt wird (am 1. Mai), belegt es Unger-Khull (Wtb., 158) für Sekkau; bei Kießling, Eine Wanderung im Poigreich (S. 393), finde ich diese Bedeutung für Drosendorf (Niederösterreich); nach mündlichen Nachrichten heute noch im Schwange in der Umgebung Graz und im Sulmtal (dort auch »Pranger« genannt); allemal aber schwebt eine menschliche Gestalt, aus Stroh und Lumpen gefertigt, vor. In Mettersdorf bei Stainz heißt dieselbe Figur *Tâta-lota* (Lotter). Der Tamsweger Samson, diese riesische Puppe im Samsonumzug, wird heute in Teufenbach (oberes Murtal) ebenfalls Tättermann genannt. Bei Vernaleken, Mythen und Bräuche, S. 280 f., erscheint in Niederösterreich als Vorzeichen des Todes der »Dodamon« (fälschlich der »Totenmann«) im Bilde des Winters oder mit der Schlafmütze (Dämon oder Narr!).

Der Tättermann ist aber auch eine Figur, die man auf Haus- und Stallgiebeln aufsteckt; sie stellt einen Mann dar (besteht aus einer Stange mit Seitenverzweigung, wobei wieder Stroh die Umhüllung abgibt); ebenso kommt sie auf dem Dachboden vor (Obersteier; Arnfels). Daher der Spruch: »Am Boden steht a Tättermandl« und (bei Seidl, Almer) der Vierzeiler:

Schau, schau na, aum Bodn
Steht a Tättermann drob'n,
Vo Stroh is a gmacht,
Hat di(ch) lang schon anglacht (Obersteier).

Und:

Drouben am boden
steht a tattermann obn
Und wanns sunsta neamt tuat,
is da taterman guat. (Voitsberg).

(Aus Manuskript Meixner, Landesarchiv, Graz).

In Arnfels sagt man, um Kinder zu erschrecken:

»Geh net aufi aufn Bodn,
Is da Tättermann drobn!«

Ferner erscheint im Slowenischen *tatman* als der fratzenartige Kopf, der dem Brunnenhauptrohre aufsitzt (Wolf, Slow. Wtb.,

a. a. O.); bei den Deutschen in Kärnten nach Lexer (Kärnt. Wtb. 54) als Brunnenstock selber.⁴⁾ An niederösterreichischen Kirchen vorkommende Fratzenköpfe und Halbfiguren heißen Götzenmanderl oder Tätermanderl (Kießling, a. a. O., S. 125 f), so auch die ehemals in der Stephanskirche vorhanden gewesenen (ebenda, S. 128).

Wenn im Slowenischen das deutsche Wort Tätermann auch zur Bezeichnung für einen großen Grenzstein dient (Wolf, a. a. O.), so liegt der Zusammenhang ziemlich zutage, denn entweder war die rumpffartige Gestalt höherer Steine maßgebend oder aber kopfförmige Abschlüsse, Strohbündel darauf (vergl. die heute verwendeten Strohbüschel bei der Abgrenzung der unter Hundekontumaz stehenden Gebiete) und ähnliches.

Weiterhin ist Tätermann ein unbeholfener, blöder, aber auch durch Alter schwerfälliger, gebrechlicher, zitteriger Mensch (siehe Grimm, Mythol., 3, 145; Wtb., 2, 827 ff); Unger-Khull, 135; Höfler, Namenbuch, 395). In Nestroys »Zerrissenem« nennt sich Lips »alt, uralt, Greis, Tattermann« (Ausgabe Reclam, S. 13). So wird der Ausdruck auch zum Schmähwort; unter anderem sagt der Steirer: »Du bist halt a Tätermann, Tätermandl, Täterlent, Täterling« und meint damit einen langsamen, trägen, blöden Menschen.

Tätermann, Tätermandl ist der M o l c h, so im Slowenischen (Wolf a. a. O.), in Tirol (Kohl, Echte Tiroler Lieder, Große Neuausgabe, 1, S. 58, Nr. 26: » . . . wönn . . . die Tättarmandlar füra giehn, kimp Rög'n; Grimm, Myth., 3, 145; Brehm, Tierleben, 2. Aufl., 3, 1, 618, wo es heißt, der Mohrensalamander werde von den Tirolern mit diesem Schmähworte belegt wegen seiner Trägheit, es bedeute so viel wie »todter Mann« oder »Vogelscheuche«).

Endlich erscheint das Wort Tätermann auch als Bergname (bei Kapellen, siehe Zahn, Steirische Ortsnamen 123; Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. 8, 447; bei St. Nikolai im Sölkgraben, vergl. Janisch, Ortslexikon von Steiermark, 3, 1050), als Weilername, als Kreuzbezeichnung (siehe Baravalle, a. a. O.) und als Hausname (Leibnitz, Zahn, Namen, S. 300).

Bei dieser erdrückenden Reihe innerlich zusammenhängender Bedeutungen, die aus ältester und jüngster Zeit belegt sind, ist es wohl schon von vornherein recht unwahrscheinlich, daß dem

⁴⁾ Lexer leitet die Bezeichnung vom Plätschern des Wassers ab; mir läge näher die mannähnliche Gestalt (Ausflußrohr als Arm) oder aber die oft das ganze Jahr über getragene Stroh- und Lumpenverhüllung (Schutz gegen Einfrieren); auch ein ehemals üblicher kopffartiger Abschluß könnte Anlaß gegeben haben zu dieser Benennung. Bei Rottenmann nennt man (Baravalle a. a. O.) die Dachröhre (wohl Traufe) Tätermann; mit der Dachtraufe steht der Hausgeist immer in Verbindung, über sie hinaus reicht seine Wirkung nicht (vergl. Golther, Handbuch der germanischen Mythologie, S. 125).

Tättermann der doch im weiten Umkreis gar nicht volkstümliche Tartar zugrunde liegen soll.¹⁾

Trotz dem Vorhandensein des Zeitwortes dättern, das durch seine Bedeutung einen Fingerzeig für die Erklärung des Tättermann gibt, hat sich doch zum Beispiel Grimm nicht entschließen können, die Beziehung herzustellen (siehe oben).

Die Bedeutung von dättern, dädern, dättern u. s. w. ergibt erstens schnell und albern sprechen, schwätzen, schnattern wie die Gans, unverständlich reden; zweitens stottern, verlegen sein, zittern (Schwaben, Schweiz, Niederd., Bayern); Abraham a Santa Clara sagt: »dem thatert die Brust wie ein Müllbeutel«.

Halten wir hierzu auch die Wendung »er hat den Tätterer (so viel wie »er ist dertättert«), das heißt, er ist vom Schreck überwältigt, was sich in Blässe und Zittern bemerkbar macht, und beachten wir, daß Höfler (Namenbuch 730) unter Tätterer aufführt: 1. Das Zittern des Körpers; 2. ein zitternder, besonders alter Mann; 3. Stotterer, Kretin; 4. Täter = Kinderschreck, so ist ja wohl auch die Beziehung zwischen Tätterer und tättern klar erwiesen.

Von hier aus ist der richtige Weg zum Tättermann nicht mehr schwer zu finden. Vor allem ein Blick auf die Wortbildung! Da stehen unter anderem ähnliche Formungen zur Verfügung, so: Kater-mann, Beutel-mann, Blatter-mann, Butze-mann, Buller-mann, Heinzel-mann, Wichtel-mann, lauter Ausdrücke, die ein dämonisches Wesen bezeichnen. Insbesondere sind einzelne darunter Krankheitsdämonen, wie der Beutelmann, der Blattermann und der Butzemann (über den letztgenannten vergl. Laistners wertvolle Studie »Ueber den Butzenmann«, Zeitschr. f. d. Altert. N. F. 20, S. 145—195, wobei im besonderen noch die von Laistner vortrefflich herausgearbeiteten Reduplikationsbildung des Bestimmungswortes bei derartigen Dämonennamen auch für unseren Tättermann heranzuziehen ist). Nebenbei sei noch an andere Schreckgebilde des Volksmundes erinnert, an den »langen«, »schwarzen«, »bösen« Mann, an den Hopmann, an den »groben« Mann, schließlich an den »Mån-Mån« (Oberösterreich: »Da Mån-Mån is draußt!«) und an den »Mån« schlechthin.

Gehen wir von tättern = zittern aus (auch Simrock kommt später in seiner Mythologie S. 433 zu dieser Ableitung), so ist der Tättermann ein Zittermann; wenn nun der Beutelmann und der Schüttelmann nachgewiesenermaßen die Verursacher des den Körper durchbebenden Zitterns und Klapperns bei Schüttelfrost und Schreck sind, so könnte erstlich einmal wohl

¹⁾ Zu diesem Ergebnis kommt auch H w o f, Die Einfälle der Osmanen in die Steiermark, Mittheilungen des hist. Vereines für Steiermark, Heft 11 (1862), 242 ff. Er sieht klar, daß wir es hier mit einer aitiologischen Sage zu tun haben, und bringt einige auch von mir angezogene Belege, aus denen er die Beziehung zu dättern herstellt und im allgemeinen zu dem Schluß gelangt, der Tättermann sei ein koboldartiges Wesen.

oder übel auch dem Tättermann eine ähnliche Rolle zufallen. Ein Gedankengang, den ich bei Höfler, Krankheitsdämonen (2, III f) bestätigt finde; »Das Zittern, Beben, Rütteln und Schütteln im Frostschauer, der ob seiner Regelmäßigkeit des Kommens und Gehens eine der auffälligsten Krankheitserscheinungen ist und deshalb den Eindruck der Tat eines erscheinenden und verschwindenden dämonistischen Wesens machen mußte, konnte für frühere Zeiten nur die eines elbischen Wesens sein, das als Rüttelweibchen, Beutelmann, Tattermann noch im Volksmunde fortlebte« (vergl. im allgemeinen dazu Lessiak, Gicht. Ein Beitrag zur Kunde deutscher Krankheitsnamen. Zs. f. d. A. 53, N. F. 41, 101-182). Übrigens ist auch das plötzliche Aufschrecken der Kinder in der Nacht (pavor nocturnus) im Schreckmännlein dämonisiert worden (Höfler Namenbuch, S.395).

So ergibt sich denn bereits ein ziemlich klares Bild; eine andere Überlegung aber wird uns noch einen Schritt weiter führen. Krankheitsdämonen leben heute noch in den verschiedensten Formen fort; so die Gestalten Perchta-Holla, die in der Kinderstube oder als Fratzengestalt am laufenden Brunnenwasser, auch als Popanz bei Winter- und Sommerfesten erscheinen (Höfler, Dämonen 142). Ist da nicht die Tättermannfratze auf dem Brunnenstock und der Tattermannpopanz beim Frühlingsfest zum Vergleiche herausfordernd? Ich muß bei guter Gelegenheit auch an einen anderen Krankheitsdämon erinnern, an den Tännawaschl, den Erreger der Mumpsgeschulst in der volkstümlichen Krankheitsdämonologie; er erzeugt als Schlagdämon durch einen Schlag ins Gesicht die Schwellung; auch er wurde verbrannt, nachdem er den Winter über die Menschheit verfolgt hatte (vergl. Höfler, Dämonen, 131; Michels, Studien über die ältesten deutschen Fastnachtspiele, 99 f; Nagl-Zeidler, Literaturgeschichte, 1 378).

In altböhmischen Denkmälern bedeutet Tättermann (Grimm, Mythol., 1, 414) soviel wie Puppe, Götze; mit diesem letzten Ausdruck stehen wir wieder bei der schon eingangs erwähnten Bedeutung Abgott. Die Puppe spricht überhaupt vernehmlich für diese Beziehung, da die Begriffe Kobold, Zwerg, Däumling, Puppe und Götze ineinander überzugehen pflegten. Allem Anscheine nach hat man in alter Zeit aus Holz geschnittene Hausgeister in der Stube aufgestellt oder als Spielzeug benützt; naturgemäß hat man neben Holz wohl auch anderes Material verwendet, Wachs, Teig, Lumpen, Fetzen; man denke nur an die Nikolo-, Krampus- und Teufelgestalten aus Lebkuchen, Schokolade oder Semmelteig, wie sie heute noch in Stadt und Land in Händen der Jugend sind! Auch heute nennt in einzelnen Gegenden der Steiermark das Bauernkind seine höchst einfache Holzpuppe den Tättermann oder die Tätterpuppe, es »tätert« (spielt) mit der Puppe.

Auch Götze und Docke ist eine häufige Bindung (Fischer, Schwäb. Wtb., 2, 239); Docke ist doch der alte Ausdruck für Puppe, hängt offenbar zusammen mit Fetzen- oder Lumpenbündel,

denn der Flachs- oder Hanfbund heißt ebenfalls Docke (Schwaben, Kärnten), in Kärnten aber auch die beim Almbtrieb bekränzte Kuh (Lexer, Wtb. 63); so daß wir auf diese Weise in das Gebiet der Vermummung, Verlarvung gelangen: auch hier sind ja die Zusammenhänge mit dem Dämonenglauben gegeben, denn die Vermummung hat bei Mensch und Vieh den Sinn, den Dämon irrezuführen, der den Vermummten, besonders wenn er in Gestalt eben eines Dämons erscheint, für seinesgleichen halten muß (vergl. im allgem. Karpf, Ueber Tiermasken. Wörter und Sachen, 5, 98 ff).

Eine ähnliche Verbindung wie mit Götze geht Docke mit Tättermann ein; es sind zwei sich deckende Begriffe (vergl. Grimm, Wtb., 2, 1208). Es gibt ferner einen Dockenmann, einen Dockenhansl; schweizerisches *doggi*, *tocki* bedeutet kurzweg auch Alp, also den bekannten, häßlich vorgestellten Dämon, der nachts den Alpdruck verursacht. Eine besondere Beachtung verdient der Ausdruck Docke für Geländerfigur, so daß wir damit unmittelbar bei der Tättermannsfratze angelangt sind. Vergegenwärtigen wir uns noch, daß Fetzen wohl allzeit ein beliebtes Puppen- und Dockenmaterial waren, so wird der Ausdruck »*simulacra de pannis*« (Indicul. superstit.), zusammengehalten mit dem Satz »*nunc stas in pannis depictus cum thatermannis*«, auf König Ottokar gemünzt (Annal. Vindob., siehe Baravalle a. a. O.) immerhin einen beachtenswerten Ausblick eröffnen.

Schließlich sei in dieser Reihe noch des Butz gedacht. Das Wort bedeutet (vergl. Fischer, Schwäb. Wtb., 1 1569 ff) einen wertlosen Fetzen (auch Lichtbutz), trockenen Nasenschleimfetzen, Eiterpfropfen, verborgene Krankheit überhaupt (vergl. mit Butz und Stiel) eine vermummte Gestalt, Popanz, Krampus, Kinderschreck, Puppe; in der Schweiz (Schweiz. Idiotikon, 4, 2011) auch Kobold. Wieder haben wir die Verbindung Puppe-Dämon! Der Butz hat aber auch die Bedeutung Vogelscheuche (Grimm, Wtb., 2, 588)! Somit ist neben dem Butz der Täter, neben dem Butzemann der Tättermann!

In beiden Fällen ist durch die Zusammensetzung mit Mann eine bedeutend verstärkte Personifikation des Dämons zustande gekommen. Und heißt es in einem Kinderliede (vergl. Erk-Böhme, Liederhort 1, S. 23):

»Es tanzt ein Bi-Ba-Butzemann in unserm Haus herum. Er schüttelt sich . . .«, so gilt dies für den Tättermann ebensogut wie für den Butzemann, solange beide, die Tättermannsdocke und die Butzemannsdocke, aus klapperdürrem Holze waren (vergl. übrigens auch die Kinderklappen, die schon in ältester Zeit Grabbeigaben waren und verschiedene Formen, so auch Tiergestalten hatten).

Der Butzdämon ist aber nicht der einzige, der, wie erwähnt, zur Vogelscheuche entwürdigt wurde; dasselbe mußte auch das Schreckmännlein über sich ergehen lassen (Höfler, Namenbuch 395) und so finden wir es nur ganz gerechtfertigt, wenn wir

auch den Tättermann im Range der Vogelscheuche antreffen.

Damit haben wir also die mannigfachen, recht engen Beziehungen überblickt, die Docke, Puppe, Butze, Tättermann und Kobold untereinander aufweisen. Diese inneren Zusammenhänge führen von selbst auf eine gemeinsame Verwendungsgrundlage hin. Offenbar bedeuteten sie alle ehemals irgendwelche Hausgeister, die durch das Christentum allmählich in eine untergeordnete Stellung zurückgedrängt worden sind und so in die Reihe der »Popanze« in unserem Sinne übergingen, zu lächerlichen Schreckgespenstern, Narrenabbildern wurden, wert, als Vogelscheuchen und Mädchen verhöhrende Spottpuppen aufgestellt zu werden.

Ueber die Verbrennung des Dämons bei der Frühlingsfeier zu sprechen, hieße Worte verlieren. Daß aber der Dämon nicht ungerne zum Narren wurde, liegt im Sinne der Wirkung der Christianisierung; am auffälligsten bei der Faschingsfeier (vergl. Flögel, Geschichte des Grotesk-Komischen, S. 205 ff). Erwähnt sei nur der als Döll oder Loll zu Eichstädt durch die Gassen geschleppte Strohmann; Döll bedeutet Narr (Rochholz, Zeitschr. f. d. Ph. 3, 331 ff), in Steiermark Döllerer. In Böhmen ist im Frühling das sogenannte »Sommerdockentragen« üblich, wobei mehrere Mädchen im Orte herumgehen, das älteste trägt eine Spielpuppe (Mitteil. d. Ver. f. Gesch. der Deutschen i. Böhmen, 1868, S. 48 f; 1871, 275 ff, u. ö).

Das Todaustragen z. B., das sich immer in ähnlichen Formen wie die alte Tättermannfeier abspielte, nimmt im Laufe der Zeit auch für die Gestalt des Todes verschiedene Voraussetzungen an; die alte Grundlage verliert den Boden, Neues wird unterschoben; so wird in der einen Landschaft aus dem Tode Judas, anderswo ein Jude, wieder anderswo der Papst (vergl. Sartori, Handbücher zur Volkskunde, 3, 131). Es ist somit ganz entsprechend, wenn sich die Grazer Tättermannfeier allmählich einen Tatarenmann zurechtgelegt hat, da hier immerhin die Beziehung zur Gefahr aus dem nahen Osten lebhafteste Anregung gab.¹⁾

Noch bedarf das Salamander-Tättermandl einer Erwähnung. Da müssen wir die Tatsache bedenken, daß verschiedene Kleintiere, so besonders Schlangen (Hausnatter), Kröten, Unken als Seelentiere gelten, sie tragen die Seelen verstorbener Ahnen, sind also auch Erscheinungsformen des Hausgeistes. Ihren Sitz haben sie meist am oder unterm Herd oder unter der Hausschwelle. Auch der Salamander nun, der Molch, gehört in die Reihe dieser Tierchen. Der durch ihn verkörperte (Krankheits-) Dämon ist ein Seich- oder Pißdämon, unter Umständen auch ein Beißdämon (Höfler,

¹⁾ Mit Rücksicht auf verschiedene Schwärmzeiten der Dämonen (so zum Beispiel eine im Februar, eine im Mai) könnte auch eine eventuelle Verlegung der Grazer Tättermannfeier aus dem Winterende in den Sommeranfang verständlich werden (vergl. Höfler, Dämonen, S. 95).

Dämonen 125); darum also darf man einen Molch nicht töten oder auch nur kränken (Wuttke, Aberglaube, § 155), andererseits aber verhilft er, lebendig in ein Gewehr geladen, zu einem unfehlbaren Schuß (ebenda, § 714). Dieses Salamander-Tättermännchen wird auch in Wachs nachgebildet und das Gebilde dann mit Nadeln durchstochen; ferner wird es wie ein Fetisch an ein zitteriges Glied gehängt (Höfler, Namenbuch 395). Derselbe Salamander (der schwarze wie der gefleckte) heißt aber auch in den Alpenländern häufig Wegnarr (Bayern, Tirol, Salzburg, Steiermark). Es ist nun für den ersten Augenblick überaus ansprechend, mit Höfler an eine Entstellung aus Weg-mar zu denken, insbesondere da mar (Gespenst) in einer Menge von Ausdrücken Grundwort ist (siehe Höfler, Namenbuch 397 f). Daß wir es bei Wegnarr wieder mit einem Kennzeichen dämonischen Wesens zu tun haben, leuchtet daraus ein, daß auch der Käfer, der zum Beispiel in Steiermark vielfach ebenfalls Wegnarr heißt, als Seelentier gilt wie der Schmetterling. Es ist aber nicht sehr zwingend, an Entstellung aus Weg-mar zu glauben, da der Ausdruck Narr für ein ehemaliges Seelentier doch auch nach dem oben Entwickelten völlig befriedigt.¹⁾

Ich kann aber doch nicht umhin, auch auf einen anderen Krankheitsdämon hinzuweisen, der für die Alpenländer als Grundlage für die Erscheinung des Tättermanns einige nicht zu unterschätzende Anhaltspunkte ergibt.

Der Wechselbalg, ein häßliches, mißgestaltetes, idiotisches und als solches meist nur kropfig vorgestelltes Kind, wird von Dämonen an Stelle eines Normalkindes der entsetzten Mutter unterschoben. Solch ein Wechselbalg gilt daher im Volksglauben als Kind des Teufels oder einer Hexe, er kann durch einen Zwerg, ein Waldweib, einen Alp, durch Frau Holle oder eine Nixe gebracht werden, in Mittelsteiermark auch durch das Lahnwaberl, durch die Waschfrau oder durch einen anderen Wassergeist.

Das idiotische Kind gilt bei den Savoyern als Schutzgeist des Hauses (Rochholz, a. a. O., 331 ff) und der Kropf erscheint stellenweise in der Schweiz wie im Elsaß als Strafe Gottes. Bei dieser Gelegenheit muß auch an den Versuch erinnert werden, Kretin von Chretien (Christ) abzuleiten, wobei als Begründung vorgebracht wird, daß die Kretins von ihren Angehörigen als eine Art von Heiligen verehrt und als Zeugen absonderlicher göttlicher Gnadenerweisung angesehen werden. Da stellt sich also ein Zusammenhang heraus zwischen heidnischer Ueberlieferung und christlicher Beeinflussung.

¹⁾ Kaum einer besonderen Ausführung bedarf nunmehr Tättermann als Ortsbezeichnung. Ein Haus mag nach einer besonders auffallenden Tättermannfigur auf dem Giebel so benannt sein, vom Haus wieder ein Besitzer, so daß der Eigenname damit auch theoretisch gewährleistet ist. Auch als Siedlungsname ist Tättermann ohneweiteres zu verstehen; da kann ein Haus- oder Eigenname Anlaß gegeben haben. Für einen Berg endlich mag der Name Tättermann abgenommen sein von einer besonderen Form u. ä.

Das kretinische Kind oder der Wechselbalg heißt nun weiterhin geradezu Alb, Butz, Drut, Kobold, Schrott, Trull, Tättermann (Rochholz, a. a. O.), ist also mit lauter Namen belegt, die uns auch als die wichtigsten Namen des Hausgeistes begegnen. Erinnern wir uns daran, daß wir oben unter Tätterer auch die Bedeutung Stotterer und Kretin fanden! Tätterer = cui lingua impedita est (Mannhardt, Zeitschr. f. d. Mythol., 3, 208), entsprechend Tarrer im Aargau und in Wallis soviel wie Kretin (Rochholz a. a. O.). Nicht unwesentlich erscheint es mir in diesem Zusammenhange, daß Tock, Tocker (Kärnten, Steiermark), Tockeli (Schweiz) nicht nur der den Alpdruck verursachende Dämon, sondern auch das kretinische Kind, das vom Tocker ausgewechselt wurde, sein kann, und wir auf diese Weise neuerlich zu Puppe und Docke zurückkommen.

Vielfach herrscht die Anschauung, daß das Zurückhalten des Redens Kropf erzeuge; so steht also in der Volksmeinung der Kropf umgekehrt auch im Verhältnis zum Sprech-Unvermögen des Idioten, dessen sprachlicher Ausdruck meist nur im gleichförmigen Wiederholen desselben Stammellautes besteht. Denken wir ferner an die schlotternde, torkelnde Fortbewegungsart des Kretins, an das Schlenkern seiner Arme, die oft halb abgestreckt vom Körper gehalten werden, so läge es nicht allzuferne, bei der Tätterermann-gestalt des Volksglaubens an einen dämonisierten Vertreter des Kretinismus zu denken. Es käme dabei noch das eine besonders in Betracht, daß der Tättermann sein Hauptverbreitungsgebiet eben dort hat, wo der endemische Kretinismus in Begleitung des Kropfleidens daheim ist, besser daheim war. Man müßte sich nur von den heutigen Verhältnissen in jene Zeiten zurückversetzen, da in unseren Alpenländern, in der Schweiz und in Württemberg die erwähnten Krankheitsformen in ungeheuerlichem Umfang und offenbar — allen Berichten nach — auch in größter Stärke auftraten und den Betroffenen in äußerst hervorstechender Form kennzeichneten. Strichweise hatte ja, so in Steiermark und Kärnten, geradezu jedes Haus seinen Kretin, manche Familie aber sogar mehrere, daher auch die heute noch üblichen Ausdrücke: Hausdepp, Haustost, Hausdodl u. a.

Mag man sich für diese oder jene dämonische Erscheinung entscheiden, die Untersuchung hat auf jeden Fall ergeben, was ich in Kürze zusammenfasse: Der Tättermann ist von Haus aus als Krankheitsdämon (des Schüttelfrostes oder der Idiotie) ein nicht gern gesehener, aber nur zu häufig erscheinender Hausgeist, ein richtiger spiritus familiaris; er wird, wie viele andere Krankheitsdämonen, zum Gegenstand des Opfers der Frühlingsfeier (Verbrennung, Ertränkung). Vom eindringenden Christentum zum lächerlichen Schreckbild gestempelt, fristet der Tättermann heute sein Leben als Strohpuppe in Gestalt der Vogelscheuche, als Kinderschreck und als Fratzenkopf; als Spiel-puppe aber und als Salamander scheint er noch in unmittelbarer Beziehung zum alten Dämon zu stehen.

Salzburger Hörnerbrote und Volksmeinungen über Horn und Gehörn.

Von Karl Fiala, Au im Großarlal.

1. Kultbrote in Form gebackener Tiere beziehungsweise Hörner.

An altüberliefertem Glauben, Meinungen und Sitten sind die Bewohner unseres abgeschlossenen Tales noch nicht arm. Es wird noch viel davon geübt und angewendet, um die höheren Mächte in innigem Verein mit frommer Christgläubigkeit gütig zu stimmen. Der Wechsel zwischen Winter und Sommer, die Witterung als solche und die bescheidenen Wünsche für das irdische Leben und Sein bewegen noch den biederen Großarlerbauern Feste und Bräuche zu üben. In Bezug auf diese Arbeit will ich den Brauch, gebackene Tiere, beziehungsweise Hörner als Opfergaben darzustellen, aufzeichnen.

Kultbrote. Am Bachlabend, das ist der Vorabend des Weihnachtsfestes, wird fest gebacken für die Feiertage. Den Abschluß dieses Abends bildet das Backen der Kult- oder Opferbrote, die aus gewöhnlichem Kornbrotteig gemacht sind. Diese stellen dar:

1. Eine Kuh — oft mit Kalb. Die Form ist ähnlich einem breiten Wecken, die Gliedmaßen fehlen, dafür sind die Hörner deutlich ausgeprägt. Die Länge dieser Opferkuh beträgt durchschnittlich 20 cm.

Mit den Kühen werden auch hin und wieder Pferde dargestellt. Diese Opfer- auch Ofenkuh genannt, wird unter das Dach gehängt und bildet dann einen Schutz gegen Viehdämonen, Seuchen und als Zauber für das Gedeihen des Viehstandes.

2. Harreissel, das ist ein Flachszopf. Dieses Gebäck wird auch wieder unter das Dach gehängt, als Fruchtbarkeitszauber für das gesamte Wachstum im kommenden Jahre.

3. Hörner. Es werden drei Hörner, oft auch Hufeisen genannt, gebacken, und zwar ist in eines dieser Hörner meist ein Vöglein hineingesetzt (ebenfalls gebacken), das zweifellos das sichere Geborgensein darstellen soll. Das Horn mit dem Vöglein kommt auch unter das Hausdach als Schutz gegen böse Geister, wie Bit, Drud, Percht, Putz, Unreim.

Das zweite Horn kommt in den Brunnen, mitunter auch in einem nahen Wildbach, der dem Hause oder den Gründen schade könnte, als Schutz gegen Seuchen, Pestilenz, Vermehrungen und Wasserkälber.

Das dritte Horn bleibt im Backofen als Weihegabe für das Feuer und als Schutz vor der Brandhexe, damit diese nicht auskomme.

Die Kipfel, die man beim Bäcker kriegt, werden hier durchwegs als »Hörndl« bezeichnet.

2. Volksmeinungen über Horn und Gehörn.

Das Horn im Volksmund und als Schutz gegen böse Würmer (Giftschlangen). Redensarten aufzuzeichnen ist für den Heimatforscher unerlässlich, denn diese zeigen ihm oft treffend die Volkseele und geben meist Anhaltspunkte über schon Verdunkeltes. Ueber Horn und Gehörn habe ich aus dem Großarltale folgende Redensarten aufgezeichnet:

1. Da hat der Teufel die Hörner drauf, oder: da sind Hörner dabei. Bedeutung: da ist jede Mühe umsonst, da kann man auch mit Gewalt nichts ausrichten, das ist zu widerstandsfähig.

2. Derselbe hat tolle Hörner. Bedeutung: Ein kräftiger, gewalttätiger Mensch. Toll ist groß.

3. Da liegen Hörner dabei, da sind Hörner vergraben. Bedeutung: Da kann man keinen Schaden tun, weil alles geschützt ist.

4. Das ist eine hornige Sache (heikle, gefährliche Sache).

5. Dem Lotter wachsen Hörner. Bedeutung: Dieser Bub ist schwer zu bändigen.

6. Das ist mugglat. Bedeutung: Das ist leicht. — Mugglat ist hornlos, zum Beispiel mugglatte Geiß, Kuh, das ist hornlose Geiß oder Kuh, also leicht, weil keine Hörner, Hemmungen da sind.

Die Sitte Bockhörner über der Türe aufzunageln, besteht noch. Ihr liegt die Bedeutung zugrunde, die schadenbringenden Seelenwesen Verstorbenen vor die Türschwelle des Hauses zu bannen.

Die Bergbezeichnungen mit »Horn« haben bei uns nach der Unbezwingbarkeit eines Berges oder nach der Schwierigkeit der Besteigung den Namen erhalten. Obwohl die Form auch Anlaß geben kann zu dieser Bezeichnung.

Das Horn als Schutz gegen Giftschlangen. Als Schutz gegen Giftschlangen gräbt der Großarlerbauer gerne Hirschgeweihestücke ein. Nach hiesigem Glauben ist dies das sicherste Mittel, die Heckwürmer, das sind Kreuzotter, fern zu halten.

Hornteile am Körper getragen, besonders vom Hirsch und vom Eltersbock, sollen vor Seuchen, wie Grippe etc. schützen.

In alten Sagen, sogenannten Wurmsagen, bei denen meist weiße Schlangen mit einem Goldkrönlein auf dem Kopfe vorkommen, bildet die hörnerne Pfeife zur Bezwingung, beziehungsweise Anlockung der Schlangen, durchwegs eine große Rolle.

Beiträge zur Sardischen Volkskunde.

Dr. Emmerich Prettenhofer.

Auf meinen Bereisungen aller Teile Sardiniens in den Jahren 1924, 1925, 1926 habe ich die Insel als ein Freiluftmuseum der Vergangenheit kennen gelernt. Es ist ein Rückzugsgebiet von Hausrat, Trachten und Sitten, die in ihren Grundformen vielfach bis in vorgeschichtliche Zeit zurückreichen.

Nirgends in Süd- und Mitteleuropa, außer vielleicht in Albanien, finden wir auf einem Gebiete von der halben Größe Böhmens fast eine Million Menschen so einheitlicher Abstammung — hier des iberischen Zweiges der Mittelmeer-Rasse — beisammen. Den ersten Siedlern in der jüngeren Steinzeit folgten zur Vandalenzeit wieder nur Stammesgenossen nicht allzu entfernter Verwandtschaft aus Nordafrika, die Maureddus und die Barbaricini, erstere im Süden, letztere im Hochlande der Inselmitte, noch unterscheidbar, später die Sarazenen von Dorgali nahe der Ostküste.¹⁾ Auch die 4000 Juden, die nach Tacitus zwangsweise angesiedelt wurden, sind stammesverwandt, ebenso die Syrer aus Tyrus, die Ende des 13. Jahrhunderts nach dem Scheitern der Kreuzzüge nach Oristano (Westküste) kamen, ebenso die Katalanen, die seit 1354 nach Alghero (Nordwestküste) verpflanzt wurden.

Noch heute wird ihre Sprache von den Bauern der Umgebung nicht verstanden. Bei ihnen ist die Mittelmeer-Rasse schon keltisch gemischt, ebenso bei den wohl ligurischen Korsen, die vor Blutrache fliehend, die nordöstliche Landschaft Sardiniens, die Gallura, durchsetzten. Hier finden wir mehr Hochgewachsene, Blauäugige, Blonde als dem Inseldurchschnitt von 158·9 *cm* (Stellungspflichtige der Geburtsjahrgänge 1855—1859), 0·2% rot-, 1·7% blondhaarige, gegenüber 54·6% schwarzhhaarigen, 66·4% braun-, 19·7% schwarzäugigen, entspricht.

Ligurischen Ursprunges ist wohl auch der letztangesiedelte Bevölkerungs-Bestandteil: die Nachkommen der 750 Genuesen, die 1736 auf der damals unbewohnten Insel S. Pietro, im Südwesten von Sardinien, ein Asyl fanden — sie hatten schon im 13. Jahrhundert Genua verlassen und auf der Insel Taborca, nahe der algerischen Küste gelebt, bis die Bedrückung durch den Bey von Tunis unerträglich wurde; sie sprechen genuesisch. Die Sarden sind sich ihres Gegensatzes zu ihnen bewußt und sagen: die Leute von S. Pietro (und ihrer Kolonie Calassetta auf der gegenüberliegenden, landfest gewordenen Insel S. Antioco) wohnen auf sardischen Inseln, sind aber keine Sarden.

Weder die Kolonisatoren Sardiniens: Phönizier und in sehr geringem Maße Griechen und Etrusker, noch deren Fremdherrscher, in wenig unterbrochener Folge seit dem 6. vorchristlichen Jahrhundert: Karthager, Römer, Vandalen, Ostgoten, Byzantiner, Pisaner, Genuesen, Spanier, Oesterreicher, Piemontesen haben in der Volkszusammensetzung deutliche Spuren hinterlassen.

1. Hausbau.

Die ersten Siedler wohnten in natürlichen Höhlen. In späterer Zeit wurden sie künstlich erweitert, die Funde gehen von prämykenischer bis in die Bronzezeit. Manche der Höhlen dienen noch

¹⁾ Dort allein hebt der katholische Priester beim Gottesdienst die Arme mit an den Orient gemahnender Geberde hoch über den Kopf empor, die Gemeinde macht dieselbe Bewegung.

heute als ständige Wohnungen, auch die Grabkammern (*domus de janas* = Feenhäuser) von Sédilo (Trachythochfläche zwischen Macomer und Abbasanta in der westlichen Inselmitte) und die punischen Gräber im Trachyt von S. Antioco (Südwesten). Sogar unmittelbar vor der Hauptstadt Cagliari, unterhalb der Kirche von Bonaria, habe ich 1925 bewohnte Höhlen im Tertiär-Kalk gefunden. Steinitzer berichtet von einem Liebesabenteuer, das ihm 1914 in einer von eben diesen Höhlen drohte.

Viele gemauerte Wohnhäuser unterscheiden sich wenig von diesen Höhlensiedlungen: ein einziges, fensterloses Gemach, das sein Licht nur durch die Türe empfängt, manchmal sogar seinen Rauch nur durch diese entläßt. Das Gewöhnliche sind aber mehrgeschoßige Häuser, im Bergland der Inselmitte mit Holzbalkon, der einfaches Holzgeländer hat und auf Stangen das Dach trägt, im Süden, insbesondere in den größeren Orten, vor vielen Fenstern kleine Balkone mit Eisengeländer. In Cagliari bestehen die Gebälke der älteren Häuser aus Wacholderstämmen. Dieser Baum bildete bis vor etwa hundert Jahren schöne Bestände auf dem nach Süden vorspringenden Kap San Elia und war überhaupt im südlichen Sardinien sehr verbreitet. Die Hausdächer in dem regenarmen Cagliari springen hinter die Mauer zurück, wie ein zu kleiner krepfenloser Hut.

Die Wohnungen im Erdgeschoß der Altstadt Cagliari bestehen meist aus einem einzigen tiefen Raume. Die offene Tür, als alleinige Lichtquelle, gibt Einblick in den Arbeitsraum, in dem alles peinlich sauber gehalten ist. Durch Vorhänge wird der Schlafräum abgegrenzt. Das Tagesleben spielt sich unter den Augen der Oeffentlichkeit ab.

Die Einrichtung des ländlichen Hauses besteht fast nur aus dem offenen Herd, einem kurzfüßigen Tisch und einer niedrigen hölzernen Wiege (*culla*). Sitzgelegenheiten fehlen oft gänzlich. Der Mann hockt auf seinen Pferdesattel, die Frau auf der Erde auf ihren Fersen oder sie sitzt dort mit untergeschlagenen Beinen, ganz wie im Orient.

Es gibt keine andere Heizung als durch den Herd oder die Kohlenpfanne.

In manchen Inselteilen sind die Häuser ausnahmslos getüncht, in Carloforte blendend weiß, in anderen aus Rohstein: der dunkle Basalt der Häuserwände gibt ein düsteres, der Granit, z. B. in Tempio (Hauptstadt der Gallura), ein monumentales Bild. In der Campidano-Ebene (Süden) sind graue, luftgetrocknete Ziegel, meist ohne Tünche, das Baumaterial wie in Aegypten. Sie haben unter dem oft flachen Dach eine von Säulen mit Rundbogen getragene Vorhalle. Der Backofen ist an die Außenwand des Hauses angebaut und wird von außen bedient.

Einzelsiedlung ist im Norden häufig. Die Mehrzahl der Bevölkerung wohnt in großen, stadtähnlichen Dörfern, die auf Bergabhängen dicht übereinander gebaut liegen, wo Wasser zu finden ist. Noch 1911 war die Höhenlage von 500--600 *m*, abgesehen

von der Meeresküste, am dichtesten bevölkert (56·98 Einwohner auf den *km*²). 1861 übertraf diese Höhenlage noch die Bevölkerungsdichte der Küstenzone. Die Sarazenenfälle und die Malaria hatten diese entvölkert, die Wasserlosigkeit des Basaltlandes die Ansiedlung in demselben verhindert. Das Meer lockt den Sarden nicht, er ist weder Seefahrer noch Meerfischer, weniger Ackerbauer als Hirte, darum bevorzugt er die grasigen Hochflächen. Er umhegt seine meist nur extensiv genutzten Besitzflächen durch mehr als meterhoch geschichtete Steinwälle, verbringt hier, fern vom Dorfe, einen großen Teil des Jahres, baut sich runde Feldhütten in vorgeschichtlichen Formen.

Taramelli hat in Serruci (bei Gonnese, Südwest) rings um einen Nuragh (vorgeschichtlicher Wohnturm) gegen 20 solche Steinhütten ausgegraben. Er vermutet, daß dieselben mit einem kegelförmigen Reisigdache abgeschlossen waren, wie heute die Mehrzahl der Feldhütten in Sardinien und in Apulien, insbesondere in Alberobello bei Bari alle Dorfhäuser.

Die runden Hütten (Trulli) werden — wie die Nuraghen — aus großen Steinen, zyklisch ohne Kalkmörtel aufgeschichtet, verengen sich meist nach oben durch Vorkragen der Steine. Manchmal wird die Wölbung oben völlig zur Kuppel geschlossen. Eine solche Hütte findet sich auf der Strecke Cuglieri-Tresnuraghes (Westen, Mitte), sie ist turmartig, die Höhe übersteigt den Durchmesser. Eine andere solche steht bei Bono. Zwischen Ortueri und Neoneli (Mitte, Abdachung der Schiefer gegen West) sieht man niedrige Rundhütten mit kegelförmigen, begrasteten Erddächern, vermutlich liegen Steinplatten darunter als Decke. Besonders zahlreich sind diese stumpfkegelförmigen Steinhütten auf der Trachythochfläche Campeda (Mitte); zwischen Macomer und Bosa zeigen sie Steinabschluß, östlich davon Kegeldächer aus Reisig, manchmal Stroh; eine Furche rings um die Hütte soll das Wasser von ihr fernhalten. Seltener ist der Grundriß statt kreisrund oval; so in einer Hütte im Westen von Teulada (Süd), die etwas größer war, als die im Hochlande üblichen, nämlich 3 zu 4 *m* maß, ein 1·5 *m* hohes Kegeldach aus Reisig besaß, aber keinen Rauchabzug, obwohl sie ständig von den Hirten bewohnt war. Gemeinsam ist allen der Mangel des kalkigen Bindemittels (*mura a secco*), die Größe der Steine, daß man sie gerade noch tragen kann. Fugen werden oft mit Lehm verschmiert. Am Gipfel des Ortobene (921 *m*) bei Muoro sah ich, wie man ein Unterkunftshaus für die Wallfahrer, die mehrere Tage bei dem Kirchenfeste dort bleiben, in dieser Art baute: der dunkelbraune Humus, den man dortselbst aushob, wurde auf die Steinschar geschmiert und dann die nächste darin gebettet. Diese Pilgerhütten bestehen aus ein oder zwei meist fensterlosen kleinen Stuben, und sind Eigentum von Familien der Umgebung. Am Ortobene besitzt auch die Kirche einige solcher Räume, die an das Gotteshaus angebaut sind. Höhenkultus durch mehrtägige Wallfahrt nach Kirchen auf einsamen Gipfeln ist häufig.

Außer den bisher geschilderten ständigen Feldhütten gibt es solche ohne Steinunterbau aus kegel- oder pyramidenförmig zusammengesteckten Zweigen und Maisstroh.

2. Hirtengeräte.

Käse ist das wichtigste Erzeugnis der Molkerei sowohl zur Ausfuhr als zum Eigenbedarf.

Die Steinkocherei im Holz- oder Korkkessel hat schon Max Leop. Wagner, Das ländliche Leben S. im Spiegel der Sprache, Sach- und Sprachforschung, Heidelberg, 1921, 4, S. 105 ff.; geschildert.

Als Käseform (disqua) ist in Teulada (Süd) eine runde Schüssel von 25 cm Durchmesser gebräuchlich, sie ist aus Kastanienholz, etwas konisch, der Rand 10 cm hoch, hat im Boden fünf Löcher à 1 cm Durchmesser, in der Seitenwand drei solche. Diese Löcher fehlen in der sonst gleichartigen Schüssel aus Sorgono (Mitte). Beide Formen sind im Museum für Volkskunde in Wien vertreten. Dies wird in der Folge durch »M. f. V.« angedeutet werden. Als Käseform dient in Mittel-Sardinien auch ein Korb aus Weidengeflecht, oben breiter werdend; er wird piskedda genannt, disku dagegen eine Holzscheibe mit darüber gestecktem Holzrand.

Zum Umrühren dient der langgestielte Löffel (muriga, auch trudda) aus Holz (M. f. V.) oder Horn, zum Herausfischen der geronnenen Milch der kleine S-förmig geschwungene Hornlöffel (trudda).

Als Darre des Käses legt man lange Maisstengel 3 cm voneinander auf Holzbalken, die 2 m voneinander über das Zimmer gezogen werden. Auf den Maisstengel kommen die Käseformen zum Abrinnen, später werden sie gewendet.

In Ozieri bekommen die Ziegen Holzhalsbänder; es kommen Bronzeglocken, Schellen und solche aus Ton vor.

Das Land ist durch seine Naturbedingungen für das Hirtenleben besonders geeignet: Die Herden finden Gras- und Kräuternahrung auf den weiten Hochflächen, Schutz vor Sturm und Sonnenbrand unter mächtigen, meist immergrünen Bäumen, in dichten Büschen, zwischen gewaltigen Steinblöcken. Sie können das ganze Jahr im Freien bleiben. Aus den schneebedeckten Bergen werden sie im Winter in die Niederung getrieben. Wolf und Giftschlangen kommen nicht vor.

Die Bevölkerungszunahme ist, abgesehen vom Minengebiet und den zwei Provinzhauptstädten, am stärksten im Hirtenland, nicht im Ackerbauggebiet. Die Verkehrserleichterungen schaffen den Produkten der Viehzucht Absatz nach auswärts. Die Weiden und Wiesen betragen 60 Prozent der Inselfläche, das Getreideland nicht einmal 30 Prozent, nach einer anderen Aufstellung noch viel weniger, da der Ackerboden zeitweilig als Weide dient. Die Preise der Erzeugnisse der Viehwirtschaft sind mehr gestiegen

als die des Getreides, das zur See von allen Weltteilen heranschwimmt.

Die Hirtenbevölkerung ist wirtschaftlich rascher erstarkt als die Bauern mit ihrer rückständigen Landwirtschaft, die bei dem Düngermangel auf übermäßig zerstückelter Scholle nicht die der Fruchtbarkeit des Bodens entsprechenden Erträge liefert. Es gibt wenig Ställe. Das Vieh bleibt meist das ganze Jahr auf der Weide, wird im Winter nicht oder wenig gemolken. Der Dünger geht der Landwirtschaft meist verloren. So kann es kommen, daß in einem Bergdorfe der Bürgermeister die Düngerhaufen als größte Sehenswürdigkeit zeigte. Einigen Ersatz bietet der Kunstdünger, von dem jährlich 100.000 *q* durch die landwirtschaftlichen Organisationen verteilt werden.

3. Ackergeräte.

Der Pflug ist noch der altrömische ohne Eisen, er ritzt nur den Boden, wendet ihn aber nicht.

Das ist nur erträglich bei dessen Fruchtbarkeit und in einem so trockenen Lande, dem ein Pflügen mitteleuropäischer Art Ursache zu vieler Verdunstung würde.

Der Pflug wird noch immer in gleicher Art, umgekehrt aufs Achsenjoch gelegt, vom Felde heimbefördert, wie Ovid es beschreibt. Auf den wenigen Musterwirtschaften ist aber schon der Dampfflug in Betrieb.

Das Getreide wird durch Ochsen oder Pferde statt des Dreschens ausgetreten.

Der Bauernwagen hat nägelbeschlagene Vollräder, wie bei den Basken und in Kleinasien. Auf den Staatsstraßen sind diese verboten. Das Ohr des Sarden aber erfreut ihr lautes Knarren, das schon Vergil beschreibt. Der Sarde glaubt, es verscheuche die bösen Geister und gewinne die Herzen der Mädchen.

Die Rinder ziehen den Wagen an einem Joche, das mit Lederriemen um die Hörner gebunden wird.

Ein notwendiges Werkzeug ist eine zweizinkige Gabel, um die stacheligen Kaktusblätter beim Durchschreiten der Hecken beiseite zu schieben. Diese Art der Einfriedung ist in der ganzen Südhälfte der Insel gebräuchlich. Der Kaktus findet sich vereinzelt noch über 500 *m* Seehöhe.

Beim Sicheln bedient man sich nur ausnahmsweise eines Fingerschutzes der linken Hand, zum Beispiel eines flachgedrückten, 6 *cm* breiten Holzringes oder eines Stückes Tierfell, um den vierten und fünften Finger gewickelt, oder eines Fingerhutes aus Rohr (M. f. V.). Die Sichel ist groß, schmal, feingezähnt (M. f. V.).

Das Dengeln der Sense besorgt der Sarde nicht selbst; er muß sie zum Schmied bringen. Seine Natur ist eben die des Hirten, nicht des Bauern.

Zum Pflücken des Obstes hat man eine Stange oder Rohr, von deren Spitze drei ungefähr 12 *cm* lange Stäbe ausgehen (Kanuga da frutta) (M. f. V.). Zum Worfeln des Getreides verwendet man ein Gerüst aus nahe einander genagelten Rohren (M. f. V.).

In der Küche steht die vom Esel getriebene Hausmühle. Die zylindrischen Mühlsteine sind aus Basalt. An dem oberen ist die Deichsel des Esels befestigt, an einem Galgen darüber hängt der Getreidetrichter. Auf einem antiken Relief im Vatikan sieht man eine Pferdemühle gleicher Art, dem Pferd sind die Augen durch brillenförmige Scheiben verbunden. Nötigenfalls geschieht dies auch jetzt in Sardinien.

Das Eselchen ist zimmerrein; hat es ein Bedürfnis, so hemmt es seinen Rundgang und wartet bis ihm der Eimer untergehalten wurde. Es hat einen 17stündigen Arbeitstag.

In dem Korsika gegenüber liegenden Gallura hat man, wie dort, Handmühlen. Es gibt keine Sägemühle auf der Insel.

4. Hausindustrie.

Sie bewegt sich in urtümlichen Formen, dient der Verwertung der eigenen Erzeugnisse zum Selbstgebrauch. Schaf- und Ziegenwolle, Flachs werden im Hause versponnen. In der linken Hand hält die Spinnerin den Rockenstab (Kronuka, Kanuga, Kranuga), dessen einfachste Form — in Orune am Rande des Hochplateaus oberhalb Nuoro 745 *m* hoch gelegen — aus einem 40 *cm* langen Stück Rohr besteht, das oben eingekerbt ist, anderwärts aus Holz, oben eingekerbt oder mit einem Querstab versehen. (M. f. V.).

Für den Lein verwendet man in Teulada (Süden) einen Quirl aus aufgestauchtem Rohr (M. f. V.). Die Spinnerin zieht mit der rechten Hand aus dem Rocken einen 2 *m* langen Faden, und befestigt ihn an dem eisernen Haken (amu), der in dem hölzernen, linsenförmigen Spindelkopfe (muskula) eingeschlagen ist.

Der Kopf sitzt auf der etwa 30 *cm* langen hölzernen Spindelstange (fuste, astia). In deren Mitte steckt abnehmbar der hölzerne Wirtel (loridu, sortiedu, muskula, irottu), die Spinnerin zieht ihn manchmal während des Spinnens ab und steckt ihn in die Kleider- oder Schürzentasche, vermutlich wenn die Spindel schon durch den aufgewickelten Faden schwer genug ist, um in kreiselndem Schwung zu bleiben. Sie bewirkt diese Drehung der Spindel, indem sie selbe mit der rechten Hand an ihrem Schenkel reibt; dadurch wird der Faden aus dem Rocken gezogen, gedreht und um die Spindel gewickelt. Sie befeuchtet ihn mit dem Finger.

Die Wolle wird dann auf einer Garnwinde stumpfpyramidenförmig, drehbar, gehaspelt. Eine andere Haspelform ist das Solitrama aus Kirschholz, in der Mitte verdickt, in Querhölzer gespannt.

Die Körbe (M. f. V.) bestehen meist aus Stroh und Weidenflecht, in Teulada ciuliris genannt. Für Teigwaren nimmt man solche aus Bast (corbula). In Castel Sardo (Nordküste) flicht man Faserkörbe mit braunen Tierstilierungen (M. f. V).

In Cagliari werden Körbchen aus einer Wurzelfaser in anmutigen Ornamenten und mannigfachen Formen und Größen (rund und viereckig) verkauft. Sie werden nach Bozen als Fremdenandenken exportiert. In Tempio verkauft man Schachteln aus Kork, mit dünnen gewellten Korksichten gleich einem Gewebe gefüttert und mit solchen Maschen geziert. Angeblich beschäftigt sich aber nur ein einziger Arbeiter mit deren Erzeugung.

Das landesübliche Gepäck ist die bisacca, eine bis 2 m lange Tasche — auch als Doppeltasche mit der Oeffnung in der Mitte, aus Wolle gewebt, meist weißlich und braun gestreift. Sie wird aufs Pferd gelegt, oder auf der Schulter getragen.

Der Krug zum Umtrunk kommt mit 3 Hälsen vor. Die Keramik ist roh, ihre Formen urtümlich, Hauptsitz Oristano (Westküste). Die Zunft führt den alten Namen congiolargius.

In Dorgali (nahe der Ostküste), dessen Bewohner von den Arabern stammen sollen, ist eine angeblich von diesen eingeführte Drehbank in Gebrauch: Aus der Wand ragt ein 3 m langer Weidenbaum; an ihm hängt ein Strick, der mit dem Pedal der Drehbank verbunden ist. Man befestigt daran den Objektträger, der hiedurch gehoben werden kann.

Die Hirtenbecher werden in Horn geschnitzt, mit Ornamenten, die byzantinisch anmuten (M. f. V).

Aus den Fasern der sehr verbreiteten Zwergpalme (palmizzu) werden Besen (M. f. V.) und Fächer erzeugt.

In der Teppichweberei wird die Taube als stilisierte Figur gerne angebracht; sie war nach den vorgeschichtlichen Funden damals als Motivgabe beliebt. Das Motiv der Palme und des Oelbaumes als Ornament geht hier bis auf die Phönizier zurück.

Im Museum zu Cagliari sieht man einen Leinentepich (Wandbehang 240×90 cm), in dem in Wolle ein doppelköpfiger Adler eingestickt ist. Derselbe ist mittelst der Wurzel orixedda (sardisch) mattrot gefärbt. Die einzige Erinnerung an die österreichische Herrschaft von 1708—1718, die das Museum aufweist.

5. Tracht.

Die malerische, geschmackvolle, praktische Volkstracht versetzt uns aus dem Alltag der Heimat in eine alte, romantische Welt.

Manche ihrer Grundformen: Kleidersäume, Kopftücher zeigen schon die vorgeschichtlichen Statuenfunde. Bedürfnis und Material des Hirtenvolkes ist seither gleichgeblieben.

Ich mußte aber in jedem der aufeinanderfolgenden Reisejahre eine Abnahme der Volkstracht feststellen. Mit dem Uebergange von der Natural- zur Geldwirtschaft verschwindet das aus selbstgewonnenem dauerhaftem Stoffe mit vielem Aufwande von Material

und Arbeit hergestellte Gewand, das vorher täglich getragen wurde, in der Truhe, zuerst für den Sonntag — in Quarto S. Elena bei Cagliari sind die Fastensonntage ausgenommen — dann nur mehr für den höchsten Festtag. Billige Fabrikware tritt an die Stelle, sie wird auch in unharmonischer Verbindung neben Bestandteilen der Volkstracht getragen.

Am zähesten hält der Sarde an seiner schwarzen Jakobiner-
mütze, aus einem Stück Filz gewebt, fest. Auch der Kleinstadt-
bürger trägt sie zu seinem im übrigen städtischen Allerwelts-
gewande, das in Ozieri (Mitte, Norden) nur durch eine grüne
Samtweste, in Dorgali (Ost) und weiterer Umgebung durch eine
schwarzsamtene, geblümete Weste gehoben wird. In letzterem Orte
erschien mir kennzeichnend für die soziale Verbreitung der Volks-
tracht, daß die Söhne des Großkaufmannes und der jüngste der
Söhne des Gastwirtes sowie der Lehrer sich durchaus modern
trugen, während die übrigen Familienglieder an der Gesamt-
tracht festgehalten hatten. Diese ist in den Hauptstädten Cagliari
und Sassari gänzlich verschwunden. Von den Kleinstädten hält
Nuoro (Mitte) an ihr fest, noch mehr Bono (Mitte) von den Dörfern
die des Gebirges, weniger der Süden. Uebrigens sieht man dort
unmittelbar neben einem Dorfe, in dem alles auch wochentags
in der Tracht erscheint (z. B. Santadi) ein anderes ohne solche.
Im Süden ersetzt ein grauer oder schwarzer breitkrämpiger Filz-
hut das Barett. Man legt hier auf den Schutz vor der Sonne
mehr Wert, als auf das Festsitzen der Kopfbedeckung gegen den
auf der ganzen Insel empfindlich starken Wind. Der Nordwest-
sturm ist am meisten gefürchtet, um seinetwillen scheint man
an der phrygischen Mütze festzuhalten und dreht nötigenfalls
den Zipfel zum Schutze vor der Sonne auf der Stirn zum Schirm
zusammen. Im Zipfel, der oft bis zur Brust herabhängt, steckt
der Tabaksbeutel und ein Tuch für die Augen, die oft entzündet
sind — seltener für die Nase — man hat ja Finger. Das kurze, vorne
bis hinunter geschlitzte Männerhemd ist weiß, meist frisch — man
sieht an den Bächen die Frauen viel waschen. Bei Mann und Frau
wird das Hemd auch alltags am Halse, manchmal auch an den
Aermeln durch große Doppelknöpfe aus Goldfiligran zusammen-
gehalten.

Außer dem Süden ist das Männerröckchen (*bragas, ragas*)
sehr verbreitet. Es besteht aus einem 3 *m* langen, 30–50 *cm*
breitem Stück schwarzen, heimgewebten Schafwollstoffes (*orbace*).
Dasselbe wird oben in Falten genäht, darüber wird ein hand-
breiter Gürtel aus dem gleichen Stoffe verfertigt (*cintola*). Zwischen
den Füßen geht ein anderer festgenähter Orbaca-Streif (*retranca*)
durch, der statt eines Hosenträgers die weißleinere Hose festhält,
denn keines dieser beiden Kleidungsstücke hat Knöpfe, nie ist es
an die Weste genäht. Auch der Ledergürtel hat keine Schnalle,
sondern wird durch dünne Lederriemen, die durch die Gürtel-
löcher gezogen werden, festgebunden. Dieses Röckchen wird oft

rot gefüttert, ebenso die mit Silberknöpfen gezierte ärmellose Männerjacke. Stoff und Farbe derselben ist gegendweise verschieden: schwarzer, roter oder blauer Samt (Mitte des Landes), oft mit breitem Saume und braunen Samtärmeln. Die Jacke kann auch mit Pelz gefüttert sein und wird bei Hitze umgedreht. Auch der Kapuzenmantel (gabbanu) ist so geschnitten, daß er auf beiden Seiten getragen werden kann. Die oft vorkommende Behauptung, daß auch der aus vier zusammengenähten Schaffellen bestehende ärmellose Ueberpelz (mastruca) im Sommer mit den Haaren nach außen, im Winter nach innen getragen werde, wird von den Sarden mit einem Achselzucken bestritten. Die weitere Behauptung, daß man ihn im Sommer trotz der Hitze als Schutz gegen Fieber trage, wurde von dem Arzte Dr. Mulas in Teulada dahin richtig gestellt, daß man ihn zwar mitnimmt, aber nur abends anzieht. Er wird schon von Cicero erwähnt, von Aelian als bis eine Elle lang behaart beschrieben, jetzt insbesondere im Süden getragen. Ich sah bei jeder Witterung die Haare nach außen gekehrt.

Im Süden sieht man fast nur Pantalons, in den übrigen Landesteilen kurze Hosen aus Leinen, Orbace oder Ziegenfell. Sie hängen entweder über die Gamaschen aus Orbace herunter oder werden in dieselben eingesteckt. Letztere (borzachinos) bedecken manchmal nur die Außenseite der Wade und sind an der Innenseite verschnürt.

Den Schuhen fehlt oft der Absatz und trägt nur einer derselben einen Sporn.

Die Frauentracht ist dorfweise verschieden. Man erkennt darnach die Herkunft. Im Süden überwiegt die dunkle Farbe, in den Bergen der Inselmitte scharlachrot und himmelblau. Die Farben sind stets geschmackvoll zu einander gestimmt, nie grell wie bei den Slaven.

Gemeinsam ist das Kopftuch, Form und Farbe sind verschieden. Ein stumpfes Gelb ist Trauerfarbe, nicht nur in Busachi (Mitte) sondern auch anderwärts, oft ein schwarzes, in Tissi (Nordwest) ein weißes. Im Süden werden Tüllschleier getragen, im Gebirge der Inselmitte mantillenartige Kopfüberwürfe, im Norden eng das Kinn umschließende Tücher, wie das »Zähntwehtüchel« der einstigen bajuwarischen Tracht, vor 50 Jahren noch in dem jetzt industrialisierten Bezirk Neunkirchen in Niederösterreich üblich, auf den Grabsteinen der Ritterfrauen in Laufen a. d. Salzach abgebildet, in dem Habit mancher Nonnenorden erhalten. Die in Lanusei (Ostküste) üblich gewesene Befestigung des Kopftuches unter dem Kinn durch eine Silberkette, konnte ich 1925 trotz des Sonntages nicht sehen.

In dem 927 m hoch, unweit der Ostküste gelegenen Hirten-dorfe Ollolai trägt man die dunkelrote Haube Kurkuddu nach Art der römischen Matronen der vorklassischen Zeit. Sie besteht aus einem quadratischen feinen Schafwollstoff, der rechteckig zusammengelegt über die hohe Frisur kommt. Diese wird aufgebaut, indem Tücher oder Hölzer mit den Haaren umwunden

und dann mit Bändern befestigt werden. In Orune (745 *m* nördlich ober Nuoro) soll auf diese Art eine hörnerartige Kopfform geschaffen werden, ähnlich der der hohen Priester und spätmittelalterlichen Trachten. Ich habe dort 1926, wochentags keine solche Haartracht zu sehen bekommen. In Siniscola (Ostküste) soll der Kopfschmuck zuckerhutartig bis 80 *cm* aufgebaut werden.

Brokat, Spitzen und heimischer Goldschmuck finden reichlich Verwendung, in dem vorerwähnten hochgelegenen Ollolei silberne Zahnstocher und solche Ohrlöffel, anderwärts bis zum Knie reichende Halsketten, an denen die Uhr auf der Brust hängt. Unter den Edelsteinen ist der Rubin beliebt.

Besonders anmutig sind die alltags getragenen schwarzen Sammtjäckchen in Bono (Mitte). Die geschlitzten Unterärmel lassen die gebauschten Hemdärmel sehen und sind an den Gelenken rückwärts mit fünf großen Silberknöpfen verbunden. Der Rücken des Jäckchens ist rot oder bunt.

Zur Brauttracht in Dorgali gehört ein Diadem mit Stern aus Metall oder Papier.

Bei einem Sonntagsstaat in Teulada (Süden) war der Tuchrock vorne aus grünem, rückwärts aus rotem Tuch, mit aufgenähten Goldlitzen. Sowohl zum Alltags- wie zum Festkleide gehört eine Schürze, in Arizzo (Mitte der Insel) mit breitem blauen Bande. Der Regenschirm ist hellgrün.

Man will zweihundert verschiedene Frauentrachten auf der Insel unterscheiden. Bisher legt der Sarde seine Ersparnisse am liebsten in Schmuck und kostbaren Kleidern an. Im Jahre 1913 kamen Spareinlagen auf den Kopf der Bevölkerung: In Sardinien aus 48'77 L gegenüber 131'64 L in Italien.

Verschwunden ist der ärmellose Lederrock (*colletu*), der bis zum Knie reichte, verschwunden ist die noch 1850 in Orgosolo (Mitte) zu Ehren der Visitation des Bischofs geübte Sitte der Frauen, ihr Gesicht einzufetten, anscheinend auch das Flechten der Männerhaare in zwei Zöpfchen, die zum Schutze gegen Ungeziefer stark eingefettet werden.

6. Jagd- und Fischereigeräte.

Die weiträumige dünn besiedelte Insel war einst sehr wildreich. Der stets waffentragende Sarde verband die Jagd mit dem Hirtenwesen.

Hirsch, Muflon, Damwild sind selten geworden, Wildschweine, Hasen, Kaninchen noch zahlreich, ebenso Rebhühner.

Die wild lebenden Pferde sind seit dem 18. Jahrhundert ausgestorben, verwilderte Rinder und Hausschweine, die sich mit dem Wildschwein paaren, werden mit der Büchse erlegt.

Der Wolf fehlt auf der Insel. Fuchs, Wildkatze, Marder, Iltis, Wiesel und Kaninchen — verbotenerweise auch Hasen — werden in Drahtschlingen gefangen (M. f. V). Man bringt sie mit Erfolg in den Löchern an, die zwecks Wasserabflusses die Stein-

umfriedung der Grundflächen (Tanca) durchbrechen. Diese Löcher sind der Zwangswechsel des Wildes, sie werden nötigenfalls durch Stroh verengt. Die Drahtschlinge wird an dem biegsamen Stock der Wildrose befestigt. In Schlingen dünnen Drahtes (M. f. V.) und mit feinen Netzen fängt man auch kleine Vögel. Die Lerchen findet man in Cagliari auf der Speisekarte.

Der Sarde fischt in den Lagunen und Flüssen mit sorgfältig aus Rohr, Weiden und Hanf geflochtenen, sich verengenden Reusen (M. f. V.), Grundangeln (M. f. V.) und Netzen.

Aale werden in mondloser Nacht mit der Hand oder zahnbewehrter Zange gefangen. Der Fischer befestigt an seinem Rücken ein Mais- oder Schilfrohr, an dessen Ende ein Reisigbündel angezündet wird. Hiedurch wird das Wasser beleuchtet.

Es werden gezüchtete junge Fischchen in den Lagunen und Flüssen ausgesetzt.

Die Hochseefischerei — Tunfisch, Sardine, letztere seltener geworden, wird nicht von den meerscheuen Sarden, sondern von den Genuesen aus S. Pietro (Südwestküste) und den Spaniern aus Alghero (Nordwestküste) betrieben.

(Schluß folgt.)

Vom Rowisch in Niederösterreich.

Von Josef Kraft.

Den Rowisch — ich schreibe das Wort nach der mundartlichen Aussprache — kennen wohl nicht mehr viele. Ja, er gilt gegenwärtig für Niederösterreich als ausgestorben. Die meisten Leser des Folgenden werden darüber erstaunt sein zu erfahren, daß der Rowisch in Niederösterreich noch im Gebrauche steht.

Wer in einem der Orte der Umgebung von Laa a. d. Thaya einen wirklichen Kirchtag, nicht einen sogenannten »Bauern- oder Gmoankirta« eines Vereines, besucht, der kann dort den Rowisch noch in seinem Glanze, möchte ich fast sagen, sehen. Wenn die »Irknburschen«, so wird das Wort dort ausgesprochen, jene Ortsburschen, die dem Wirte die Kirchtagskosten tragen helfen, am Kirchtage zum Beispiel geschlossen auftreten, so ist unfehlbar einer dabei, der einen rötlich polierten Stab in der Hand hält oder in Augenblicken aufwallender Freude zeitweise über seinem Kopfe schwingt. Das obere Ende dieses Stabes — er ist etwa 3 cm breit und 50 cm lang — schmücken lange Bänder, Maschen genannt, von allerlei Farben wie Weiß, verschiedenes Rot, Grün und Gelb. Er trägt also auch wie alles am Kirchtag seinen Festschmuck. Dieser Stab heißt Rowisch. Er hat noch ein ihm ganz gleiches Gegenstück, das der Wirt verwahrt. Der Rowisch ist hier am Kirchtag ein zuverlässiges Schuldbuch, wie es einfacher und genauer nicht geführt werden kann. Er vermerkt die Zahl der auf Rechnung der »Irkn« von ihrem Wirte ausgegebenen Liter Wein und Bier. Geben Wirt oder Kellner einen solchen Liter her, so werden die genau zusammenpassenden Rowischstücke des Wirtes und der Irkn aneinandergelagt, worauf sie beide auf einer bestimmten mit B (Bier) und W (Wein) gekennzeichneten Seite, je nachdem

gerade Wein oder Bier verabreicht wird, einen Querschnitt erhalten. Jeder solcher Schnitt bedeutet einen Liter. Die bezogenen Speisen gehen den Rowisch nichts an. Bei der Abrechnung zwischen Wirt und Irkn über die von der Irkn zu zahlenden Kirchtagschulden werden die Schnitte gezählt: So viele Schnitte, so viele Liter. Einen Schwindel mit Zuvielaufschreiben gibt es da nicht, weil die zwei Stäbe in verschiedenen Händen sind.

Die Art Buchführung verrät in ihrer Einfachheit schon ihr hohes Alter. Sind die Kirchtage (Kirchweihfeste) schon alt, so ist der Rowisch noch viel älter, er stammt aus der Zeit, in der die Menschen nicht schreiben und lesen konnten.

Für Niederösterreich finde ich das Wort in neueren beschreibenden Werken nur in der Abteilung Niederösterreich des Werkes »Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild« (1886), S. 206—209 (Schilderung eines Kirchtages). Da heißt es (S 209), daß die verschiedenen beim Kirchtage eingehenden Gelder »zur Deckung des Rowisch« verwendet werden. Die erklärende Anmerkung »stammt aus dem Slawischen und bedeutet Kerbholz« ist die ganze Belehrung über den Rowisch. Die Redeweise, Gelder zur Deckung des Rowisch verwenden, kommt in der Laaer Gegend nicht vor, Sie will hier sagen, daß gewisse Gelder, die beim Kegelspiel und anderen Vergnügungen am Kirchtage von der Irkn eingehoben werden, zur Bezahlung der Kirchtagsrechnung dienen. Eine ausführliche Schilderung »Der Kirchtage im Weinviertel«, zu dem auch die Laaer Gegend gehört, von Pfarrer Leopold Teufelsbauer (Katholischer Volkskalender für Wien, Niederösterreich und das Burgenland, 1925, S. 230—238) erwähnt den Rowisch so nebenbei. Pfarrer Teufelsbauer sah den »Robisch«, wie er schreibt, aus der Brusttasche eines Burschen herausschauen (S. 234). Die Beschreibung hat übrigens nicht die Laaer Gegend im Auge.

Für den Gebrauch des Rowisch in Niederösterreich in neuer Zeit noch bringt Dr. Hans Schukowitz einen Nachweis (Kerbholz, Zeitschrift für österr. Volkskunde, 4. Bd. [1898], S. 113—114). Nach ihm war dieses Kerbholz nicht lange vor 1898 unter den slowakischen Bauern und bei den Fuhrleuten der östlichen Marchebene (im Marchfelde) in Verwendung. Vom Rowisch bei den Kirchtagen steht in der Mitteilung Schukowitz nichts.

Für die frühere Zeit enthalten ein paar niederösterreichische Weistümer Belege, die eine vielseitige Verwendung des Rowisch bei uns erweisen. Meines Wissens hat bisher niemand auf sie zurückgegriffen, weshalb ich sie hier anführe. In der Sammlung Winters der niederösterreichischen Weistümer finden wir den Namen Rowisch in den zwei Weistümmern des Ortes St. Andrä vor dem Hagentale (bei Klosterneuburg) von 1489 und der Altstadt Drosendorf von 1579 (dort beidemal Rabusch geschrieben). Das erster bestimmt: »Auch soll derselbig Pfarrer keinen Hausgenossen zu borgen auf ein Rabusch versagen«, das heißt im Zusammenhange: Der Pfarrer von St. Andrä, der das Recht des Ausschanks von jährlich vier Faß Wein besaß (zwei im Fasching und zwei zu Pfingsten), durfte einem Zecher, der Hausbesitzer war, aber augenblicklich nicht zahlen konnte, den Wein nicht verweigern, sondern er sollte die Schuld in den Rabusch schneiden. (N.-ö. Weistümer, 3. Bd., S 41.)

Die Ordnung der Altstadt Drosendorf (von 1579) deutet wieder eine andere Art des Gebrauches des Rowisch an. Nach ihr sollen bei Kauf-

abschließen (z. B. über Häuser) alle im Vertrage vereinbarten Teilzahlungen an den bestimmten Tagen vor Gericht erlegt werden, damit sie ordentlich in die Spannzettel oder Rabusch eingeschrieben oder eingeschnitten werden. (N.-ö. Weistümer, 2. Bd., S. 221.) Das Stadtgericht Drosendorf hielt also neben dem geschriebenen Spannzettel am Rowisch fest, der hier einem öffentlichen Amte diente. In unseren beiden Fällen gab es nur auf einer Seite einen Rowisch, wohl ein Beweis für das ehrliche Denken unserer Vorfahren. Die zwei Stellen lassen auch erkennen, daß der Rowisch nicht nur in einer bestimmten Gegend Niederösterreichs gekannt war. Ein Weistum des 16. Jahrhunderts der Gemeinde Erdpreß (Gerichtsbezirk Zistersdorf) im Viertel unter dem Mannhartsberg, nach dem der Dorfrichter anstatt der Gemeinde wegen der Huettermühle nach altem Herkommen einen »Spann«, der Müller aber einen »Gegenspann« haben soll, die stets übereinstimmen müssen, läßt es unklar, ob hier ein Rowisch gemeint ist oder nicht, wengleich mir ersteres trotz der Vermeidung des Wortes Rowisch wegen des Gegenspannes, des alten Herkommens und der Verwendung unter Bauern wahrscheinlich vorkommt. (N.-ö. Weistümer, 2. Bd., S. 92.)

Es braucht nicht näher ausgeführt zu werden, daß der Rowisch oder, wie der deutsche Ausdruck dafür lautet, das Kerbholz bei Deutschen und Nichtdeutschen verbreitet war. Beispiele dafür bieten die deutschen Wörterbücher, die Sammlungen von Rechtsaltertümern, Zeitschriften und die in den Museen verwahrten Kerbhölzer. Man schlage zum Beispiel nur die Zeitschrift für österreichische Volkskunde auf (Jahrgänge 1898, 1900, 1901 und 1904); ein neu bekanntgegebenes Beispiel für die amtliche Verwendung in der Oberlausitz im Neuen Lausizischen Magazin, Bd. 101 (1925), S. 65.

Ein Beispiel seltsamen Gebrauches in Italien (in früherer Zeit), das in einer wenig beachteten österreichischen Quelle des 15. Jahrhunderts vorkommt, mag hier erzählt werden. Andreas Krabat von Lappitz, ein in Niederösterreich ansässig gewesener Kriegsmann, nahm als Edelknaube von 16 Jahren im Gefolge eines Ritters an der 1451 erfolgten Kaiserkrönung Friedrich III. in Rom teil. Das kaiserliche Gefolge, zu dem der Herr Krabats gehörte, besuchte damals auch den König von Neapel, dessen Freigebigkeit Krabat — mit Grund — überaus rühmt. Dabei lebte und vergnügte sich nämlich alles auf des besuchten Königs Kosten. So erzählt Krabat. Nach ihm durften damals die leichtfertigen Mädchen (der Frauenhäuser) von den Gästen des Königs kein Geld nehmen, sondern sie hatten einen »Rabisch«. »Die Frawen in Frawen-Hausß, die waren alle bestellt, derfft khaine khain Pfennig nicht nemen, schnittens nur auff ein Rabisch, zallets alles von Hof. (Wurmbrand-Stuppach, Collectanea genealogico-historica, Wien 1705, S. 65.)

Die Wörterbücher führen das Wort Rowisch (Rabusch, Rabisch) auf das Slawische zurück. Nach neuerer Gelehrtenansicht soll es aber vom Ungarischen ausgegangen sein. Daß der Rowisch in der Gegend von Laa a. d. Thaya sich bis jetzt erhalten hat, muß wundernehmen, weil die Gegend zu den leicht zugänglichen und kulturell hochstehenden Gebieten des Landes gehört. Jedenfalls sehen wir daran, wie zähe sich manchmal alte Bräuche mitten in dem sie umbrandenden Meere des Fortschrittes und der neuen Mode halten können.

Literatur der Volkskunde.

Die Besprechungen rühren, sofern nicht ein anderer Referent genannt ist, von der Schriftleitung her.)

Dr. Edmund Nied: Heiligenverehrung und Namengebung. Sprach- und Kulturgeschichte, mit Berücksichtigung der Familiennamen. Freiburg i. Br., 1924. Herder & Co.

Die wissenschaftliche, insbesondere die volkskundliche Bedeutung der Namenstudien ist allgemein anerkannt. Auf die Bedeutung der Namenwahl für die völkerpsychologische Betrachtung ist man schon seit langem aufmerksam; welch verschiedene Lebensideale und Gemütsarten kommen etwa in den Namen der Griechen, Römer, Germanen zum Ausdruck. Als Einflüsse, die bei der Namengebung in Betracht kommen, können sehr verschiedene Faktoren namhaft gemacht werden: persönliche (Weltanschauung, Geistesrichtung), familiäre, literarische (besonders auch aus Sagengeschichte), dynastische (gehören jederzeit zu den stärksten), religiöse. Im vorliegenden Büchlein werden hauptsächlich die Einflüsse religiöser Art (Namenspatronate) untersucht. Mit Recht führt Nied die Worte Sauers (Diözesan-Archiv, 1907, Seite 221) an: »Will man sich heute nur eine blosse Vorstellung davon machen, wie tief der Kirchenheilige im Volksbewußtsein ehemals eingedrungen ist, welche ungeheure Rolle er im ganzen sozialen Leben und in der öffentlichen Meinung spielt, so überblicke man etwa die Gebräuche, die an den Festtagen der ältesten und beliebtesten Kirchenpatrone üblich waren, eines heiligen Martin, eines heiligen Michael, eines heiligen Georg, eines heiligen Nikolaus und anderen. Im Kirchenpatron verkörperte sich ganz eigentlich der Schutzgeist eines Gemeinwesens . . . Sein Name geht auf eine große Zahl von Täuflingen über und gibt diesen eine Art Herkunftsmarke für das ganze Leben. Hervorragende Heilige üben durch die Namengebung einen Einfluß auf ganze Distrikte, ja sogar ganze Länder aus«. Mit großer Gewissenhaftigkeit werden nun im einzelnen die von Heiligennamen herrührenden Tauf- und Familiennamen untersucht, wobei für die religiöse Volkskunde sehr viel nebenher abfällt. Das Büchlein sollte in keiner volkskundlichen Bücherei und keiner Lehrerhand fehlen. Es belehrt und regt in der vielfältigsten Art an.

Die deutschen Familiennamen geschichtlich, geographisch, sprachlich. Von Prof. Albert Heintze. Sechste, verbesserte, vermehrte und wesentlich erhöhte Auflage. Herausgegeben von Prof. Dr. Paul Cascorbi. Lex.-8°, VIII., 396 Seiten. Buchhandlung des Waisenhauses, Halle a. d. S.

Außer einer einleitenden Abhandlung über Entstehung und Bedeutung der Familiennamen im Allgemeinen gibt das vorliegende Werk, dessen Wiedererscheinen in vermehrter und verbesserter Form sehr zu begrüßen ist, wirklich ausführliche Auskunft in alphabetischer Reihenfolge über eine sehr große Anzahl von Familiennamen. Ein belangreiches Kapitel deutscher Kulturgeschichte findet sich hier aufgeschlagen. Bei dem erfreulichen Aufschwung, den die Familienforschung in der Gegenwart nimmt, ist ein solches Werk doppelt willkommen.

Wir erhalten über die germanische Namenwelt, ihren Gegensatz zur römischen und ihre auffallende Uebereinstimmung mit der griechischen, die

fremdsprachlichen (kirchlichen) Namen der Reihe nach sehr belangreiche Aufschlüsse. Die älteste Schicht: die altdeutschen Vollnamen als Familiennamen mit ihren Sproßformen; die kirchlichen Personennamen als Familiennamen, welche die zweite Schicht bilden, und die von Stand, Gewerbe, Eigenschaften, Herkunft und Wohnstätte, Häusernamen u. s. w. abgeleiteten Familiennamen der dritten Schicht, endlich die Latinisierungen und sonstigen Umfremdungen finden der Reihe nach ihre kulturhistorisch vertiefte Erläuterung. Sehr erwünscht sind die genaueren Angaben über die geographische und stammhafte Verteilung der Familiennamen in Deutschland.

Dr. Friedrich Lüers: Sitte und Brauch im Menschenleben. München 1926. Pörschenbacher Verlagsanstalt Gebrüder Giebel, München.

Diese Schrift, aus einem Vortrag hervorgegangen, verdient besonders aus dem Grunde allgemeine Beachtung und auch an dieser Stelle besondere Erwähnung, weil in ihr der in dieser Zeitschrift seit jeher vertretene vergleichende Gesichtspunkt ausdrücklich und mit bestem Gewinn zur Anwendung kam. Wenn in dieser Hinsicht besonders die volkstümlichen Parallelen aus dem finnisch-ugrischen Völkergebiet Europas herangezogen worden sind, so hat dies bei den frühgeschichtlichen Beziehungen der Germanen und Finnen grundsätzlich seine Berechtigung. Bei der genauen Vertrautheit des Verfassers mit Sitte und Brauch des bayrischen Volkes werden überraschend viel neue Lebenszüge desselben in dem Büchlein zutage gefördert, auf deren ursprünglichen Sinn mit gebotener Vorsicht hingewiesen wird. Bayrisches und österreichisches Brauchtum berührt sich ja aufs engste, so ist die Lektüre des genannten Büchleins auch den österreichischen Volksforschern wärmstens zu empfehlen.

Südtirolheft (7. des Jahrganges 1926) der Zeitschrift für Deutschkunde.

Zwei Aufsätze dieses dem Deutschtum Südtirols, seiner Geschichte und Kultur gewidmeten schönen Heftes sind von besonderem volkskundlichem Wert und Interesse. Ueber deutsche und vordeutsche Siedlung in Deutsch-Südtirol handelt Prof. Hermann Wopfner, wobei der Gegensatz zwischen der bajuvarischen Einzelhofsisiedlung und der romanischen geschlossenen Dorfform über das ganze Gebiet genau verfolgt wird; eine Reihe instruktiver Siedlungspläne veranschaulicht die Ausführungen des Verfassers in sehr erwünschter Art. Dr. W. Steinhäuser verbreitet sich über die sprachlichen und mundartlichen Verhältnisse Deutsch-Südtirols (mit beigegebener Karte der Sprach- und Mundartgrenzen).

Lothar Patéra: Die südlichen und westlichen Talgefilde der Lienzer Dolomiten. Ein heimatkundlicher Führer von Kötschach über Sillian nach Lienz. Mit 43 Abbildungen (davon drei in Farben) und zwei mehrseitigen Panoramen. Im Selbstverlage des Verfassers. Wien 1926. Geb. XXIV und 682 Seiten.

In ganz ungewöhnlich reicher Weise ist dieser prächtige touristische Führer mit volkskundlichen Ausführungen über die Bevölkerung des von ihm berührten Gebietes und ihren materiellen wie geistigen Volksbesitz belebt und bereichert. Seite 7—57, 119—148, 172—176, 249—523 sind volkskundlichen

Schilderungen gewidmet, die mit ganz besonderer Gründlichkeit und Liebe zur Sache ausgearbeitet sind. Der Gedanke, die touristischen Kreise und Alpenwanderer für die Gegenstände der Volkskunde zu interessieren und sie als Mitarbeiter an der Aufsammlung des volkskundlichen Materiales zu gewinnen, ist, wie er bereits oft aufgetaucht und ausgesprochen ist, sicher ein äußerst gesunder und vielversprechender, und es ist im hohen Grade dankenswert, wenn er, wie im vorliegenden Werke, in so liebevoller und umsichtiger Weise Verwirklichung gefunden hat. Die Ausstattung des Führers ist eine geradezu prächtige und wir können ihm nur die weiteste Verbreitung in alpinen Kreisen wünschen.

Dr. Adolf Schullerus: Siebenbürgisch-sächsische Volkskunde, ein Umriss. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und auf 16 Tafeln. 1926. Verlag von Quelle & Meycr in Leipzig. (Deutsche Stämme, deutsche Lande, Herausgeber: Prof. Fr. von der Leyen.)

Der als Volkskenner und Volksfreund rühmlichst bekannte Verfasser liefert in vorliegendem schönen Werk auf Grund volkskundlicher Arbeit und Einföhlung eines Vierteljahrhundertcs eine ganz ausgezeichnete Darstellung des Volkstums der Siebenbürger Deutschen, die ihre Sprache und Volksart mitten in fremdnationaler Umgebung seit ihrer Ansiedlung von der Mitte des 12. Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag in vorbildlicher Treue erhalten haben. Die volkskundlichen Schilderungen beziehen sich gleichmäßig auf alle Gebiete des siebenbürgischen Deutschtums, wobei die Sachgebiete — Haus und Hof, Kleidung, Nahrung, Wirtschaftsleben u. s. w. — rühmlicherweise gleichmäßig wie Brauch und Sitte, Volksdichtung und Volksglaube berücksichtigt erscheinen. Gerade auf ihnen tritt ja der Zusammenhang mit den Verhältnissen in dem ehemaligen Stammlandc der Siebenbürger »Sachsen«, das west- und ostwärts des Niederrheins gelegen war, besonders deutlich zutage. Ebenso wie die treue Bewahrung vieler Züge der dortigen Lebensformen ist der unausweichliche Wandel des Lebens unter den Verhältnissen der neuen Heimat und zufolge der nachbarlichen Einflüsse vom Verfasser stets verfolgt und hervorgehoben worden.

John Froedin: Siljansområdets Fäbodbygd. Skrifter utgivna av Vetenskaps-Societeten i Lund. 5. (317 Seiten, 16 Abb. 4 Karten).

Die vorliegende almgeographische Monographie setzt sich mit der Entwicklung der Alpsiedlungen im Bereich des Siljansees, (Landschaft Dalarna) in Schweden auseinander. Geschichtliche Aufzeichnungen für die Aufhellung dieser Entwicklung liegen nur sehr spärlich vor, doch nützt der Verfasser trefflich die Ergebnisse der siedlungsgeschichtlichen Erhebungen S. Erixons für Schweden im besondern, wie auch die einschlägigen Vergleichsdaten zur Alpwirtschaft in Europa im allgemeinen aus. Das herrschende Alpssystem ist im wesentlichen auf den genossenschaftlichen Zusammenschluß eingestellt, den der Verfasser im Anschluß an S. Erixon als auf das Markgenossenschaftswesen des Ackerbaulcbens gegründet ansieht, wie auch das ursprüngliche Ansiedlungswesen die Form umfangreicherer Gruppensiedlung bewahrt hat, die in Schweden als ein älterer Siedlungstypus angesehen wird, als die lockere Streusiedlung. Das vorgelegte Entwicklungsschema will in kluger Selbst-

bescheidung nur eine Art Diagramm sein, um die Entwicklungslinien und Beziehungen, die zwischen den einzelnen Typen laufen, aufzuzeigen. Abgesehen von den großen erkennbaren Grundzügen — erst gemeinsamer Auftrieb nahe der Siedlung, mit dem Anwachsen des Viehstandes weiteres Ausgreifen nach Zeit und Raum bei wechselvollem Ausbau der Unterkünfte — sind Haupt-(Acker-) und Alpsiedlung in jeder möglichen Nutzungsart miteinander in Beziehung gesetzt. Die treibende Kraft für das Anwachsen des Viehstandes muß darin gesehen werden, daß man in Schweden seit alters her auf Milchwirtschaft eingerichtet ist, nicht wie anderwärts auf Schlachtviehzucht. Verfasser macht sehr interessante Angaben über altertümliche Milchkonservierung, die in ihren Mitteln vielfach mit den von den Lappen geübten und altarischen Gepflogenheiten übereinstimmt. Das scheint aber doch ein Moment zu sein, das alte hirtewirtschaftliche Grundlagen der Viehzucht gegenüber dem reinen Ackerbrauch mehr in den Vordergrund zu rücken heißt, als die Gegenwartsentwicklung allein dies vielleicht als zukömmlich erscheinen läßt. Diese ist mit genauester Wirtschaftsstatistik und Gaubeschreibung, Daten über Zeit und Richtung des Viehtriebes erfaßt. Wohlgelungene Bilder fördern die Anschaulichkeit der verdienstlichen Arbeit in erwünschter Weise.

A. H a b e r l a n d t.

M. Pn. Nilsson: *Festdagar och vardagar.* Stockholm 1925, P. A. Norstedt & Söhne (229 Seiten und 23 Abb.).

Wenn der gelehrte Verfasser des vorliegenden Büchleins sich dem Leser nur als Liebhaber und Laien der Volksforschung vorstellt, so kann sich der Fachforscher der Volkskunde nur viele solcher Mitarbeiter wünschen, die aus ihrem Fachwissen hervortreten und mit vielseitig ausgebauter Methodik die altvolkstümlichen Wesenszüge unserer Kultur bis in den Kreis der Gebildeten hinein verfolgen. Der Verfasser vermittelt solcherlei Erkenntnis dem Leser in zwanglosem Gesellschaftston, hinter dem freilich tiefgründiges kulturgeschichtliches Wissen steht, gleich in den ersten Abschnitten: Hochkultur, Volkskultur, Umgangs- (Gesellschafts-) und Volkssitten. Die nächsten Abschnitte behandeln das Leben in den Hausgemeinschaften und Nachbarschaften einschließlich der Burschenverbände, für die freilich alteuropäische Beziehungen unabweislich scheinen (III. Völkerk. II/2 613 f.) — die alten meist mimischen Tanzformen, und den Festkalender, einschließlich dessen Festlegung durch die Kalendermacher, wobei die Ausführungen über die Abschaffung der Feiertage wieder ganz in der Gegenwart fußen. Die Einleitung betont in gedanklich klarer Fassung den methodischen Zusammenhang zwischen kulturgeschichtlicher und volkpsychologischer Betrachtung, der das ganze Buch durchzieht. Es ist ein erfreulicher Beleg für den Aufstieg der Volkskunde im Bildungsbereiche Schwedens und auch dem Fachmann ein Wegweiser zu neuen Gedanken.

A. H a b e r l a n d t.

G. Weigand: *Ethnographie von Makedonien.* Geschichtlich-nationaler, sprachlich-statistischer Teil. Leipzig 1924. (Friedr. Brandstetter) 104 Seiten und einem Trachtenbild.

Der ausgezeichnete Kenner der Balkanvölker gibt einen Ueberblick über die Bevölkerung der Balkanhalbinsel. Der geschichtlich-ethnographische Ueberblick behandelt das Werden der Bevölkerung seit der Vorgeschichte,

berücksichtigt also auch Thraker, Illyrer, Makedonier. Es wird dabei die Anschauung vertreten, die in den Albanern — wie wir lieber statt Albanesen sagen möchten — Nachkommen der Thraker sieht. Nach dem Verfasser sind sie etwa in der Zeit vom 6. bis 10. Jahrhundert als Nachfahren der Bessen und Nachbarn der mehr romanisierten Wallachen im Gebiet zwischen Sofia, Nisch und Uesküb zu einem Volke erwachsen, das sich dann westwärts gewandt hätte. Eine ausführliche Begründung dieser Ansicht wird in Aussicht gestellt. Vorläufig schienen die thrakischen Grundlagen des Albanischen faßbarer zu werden durch den Nachweis einer alten thrakischen Unterschicht auch in den illyrischen Ländern (namentlich von C. Patsch gefördert). Man braucht dabei den starken Kultureinfluß romanisierter Wanderscharen aus dem Innern nicht zu verkennen, indes läßt diese Anschauung die alte Albanopolis des Ptolemäus wie das Problem älterer Orts- und Stammesnamen (Dardani — Pirustae u. s. w.) kulturgeographisch wohl besser zu ihrem Rechte kommen. Daß nicht bloß innerbalkanische Zuwanderung den Stock des albanischen Volkes gebildet haben kann, lehrt vor allem auch seine ausgesprochene dinarische Artung in anthropologischer Hinsicht. Verfasser gibt ferner eine kurze Charakterschilderung der Volksindividualitäten und ihrer typischen Lebensweise und geht dann auf die schwierigen sprachlichen Probleme ein. Wenngleich Referent nach eigenen Beobachtungen das Gebiet von Djakova gleichfalls als albanische Kulturlandschaft betrachten möchte, würde er das bei Prisren bereits nicht mehr unterschreiben und vollends Prishtina und andere dort genannte Landschaften, trotz des starken Einwanderungselementes, das die Albaner dort gestellt haben, nicht mehr dazu rechnen, sofern man nicht von einem — politisch gegenstandslos gewordenen türkischen Kulturbereich sprechen möchte. Das Studium der klar geschriebenen Arbeit ist jedem Balkanforscher unentbehrlich.

A. Haberlandt.

Ernst Klein: Run ö. Folklivet i en gammal svensk by. J. A. Lindblads Förlag. Uppsala 1924. 416 Seiten und 174 Abb.

Es war ein glücklicher Gedanke, ein bis auf die Gegenwart vom Fremdenverkehr fast abgeschlossenes Gebiet, wie die Insel Runö, monographisch darzustellen, solange der alte Bestand der Volkskultur sich noch behaupten konnte. Der Verfasser hat sich dem mit gutem Bedacht und jener gründlichen Schulung unterzogen, die das Nordische Museum in Stockholm — unter den Förderern des Unternehmens an erster Stelle genannt — der gesamten schwedischen Volksforschung aufzuprägen in der Lage ist. Um das Jahr 1000 herum mag die Insel schon im Gefolge der Heeres- und Handelszüge im Düna- und Newagebiet von schwedischen Kolonisten heimgesucht worden sein und hat diese Zugehörigkeit nach der Nationalität der Bevölkerung wie auch in den Hauptzügen der Kultur bis auf die Gegenwart bewahrt. Siedlung und Trachtenwesen, Hausfleiß und Brauchtum werden gleich gründlich dargelegt. Kulturgeschichtlich vertieft ist namentlich das Kapitel über die Ausgestaltung des Hauses. Verfasser beurteilt hier, wie dem Referenten scheinen will, ganz folgegerichtig Kamin-, Herd- und Ofenentwicklung mit ihren örtlich abgegrenzten Kombinationstypen und ordnet auch die Runöform diesen Schema ein, ohne in einseitige Kombination zu verfallen. Die Ausstattung des Buches ist eine vorzügliche.

A. Haberlandt.

Dr. Gerhard Gesemann: Erlangenski rukopis starih srpskohrvatskih narodnih pesama (Erlanger Handschrift alter serbokroatischer Volkslieder). (Zbornik za istoriju, jezik i književnost srpskog naroda, I. odelenje, knjiga XII), Sr. Karlovci 1925, CXLVIII + 355.

In der Universitätsbibliothek zu Erlangen (Bayern) fand man im Jahre 1913 bei der Durchsicht der handschriftlichen Bestände eine etwa 1000 Seiten umfassende Handschrift, die der Münchener Slavist Erich Berncker als erster bezüglich Sprache, Inhalt und Entstehungszeit bestimmt hat. Der genannte Gelehrte hat festgestellt, daß es sich um eine in Cyrilica abgefaßte Sammlung serbischer Volkslieder aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts (100 Jahre vor Vuk!) handelt und seinen Schüler Dr. G. Gesemann, jetzt Professor der Slavistik an der deutschen Universität in Prag, mit der genaueren Untersuchung und Herausgabe der Handschrift betraut. Mit Liebe und Sorgfalt hat sich Gesemann in die Arbeit vertieft und uns die vorliegende musterhafte Ausgabe geschenkt. In einer ausführlichen Einleitung wird die Handschrift beschrieben und ebenso gründlich wie geistreich werden die schwierigen Fragen der Entstehungszeit, des Entstehungsortes, der Persönlichkeit des Sammlers, der Rechtschreibung, Metrik u. s. w. erörtert. Hier seien bloß die wichtigsten Ergebnisse mitgeteilt: Für die Altersbestimmung geben eine Reihe von historischen Volksliedern, in denen schon Begebenheiten aus den Feldzügen Prinz Eugens gegen die Türken besungen werden, sowie der aus Kalenderpapier vom Jahre 1731 hergestellte Umschlag wichtige Kriterien an die Hand. Die Sammlung ist nach Gesemann um 1720 entstanden. Die Sprache, deren Grundlage štokavisch ist, aber durchwegs zahlreiche kajkavismen, in einzelnen Liedern auch deutliche Bugarismen aufweist, läßt darauf schließen, daß die Sammlung in jenem Teil der Militärgrenze entstanden ist, wo ikavisch-štokavische und kajkavische Dialekte aneinanderstoßen, das ist ungefähr das Viereck zwischen Sisak—Gradiška—Virovitica—Križevci—Sisak. Die zahlreichen Germanismen weisen darauf hin, daß der Schreiber ein Deutscher war, aus der häufigen Verwechslung von d—t, b—p, g—k, z—s, ž š ergibt sich sogar, daß er Oberdeutscher war. Dem Berufe nach war er wahrscheinlich Kanzleibeamter, die prachtvollen Barockinitialen entsprechen dem Habsburger Kanzleistil jener Zeit.

Was die Lieder selbst betrifft, so geht aus dem beigezeichneten Variantenverzeichnis hervor, daß von den 217 Liedern der Sammlung etwa 100 in neueren Sammlungen, soweit sie dem Herausgeber zugänglich waren, Entsprechungen aufweisen (hievon 80 bei Vuk).

Die Ausgabe Gesemanns ist von bleibendem Wert und für die süd-slawische Volkslied-Forschung von größter Wichtigkeit. Für die Geschichte der deutsch-serbischen kulturellen Beziehungen ist es bedeutsam, daß sich schon 100 Jahre vor Goethe und J. Grimm ein Deutscher für die Schönheit der serbischen Volkspoesie begeistert hat und an die Aufzeichnung der Lieder geschritten ist.

E. Schneeweis, Belgrad.

Beiträge zur Sardischen Volkskunde.

Dr. Emmerich Prettenhofer.

(Schluß.)

7. Volkssitten.

Uralte Sitten spiegeln den Ernst des Volkes, seine Poesie, seinen Aberglauben, seine Einheit mit der Natur wider. Viele haben ihre Wurzel in vorgeschichtlichem Dämonenglauben oder weisen auf die orientalische Herkunft der Sarden. Die meisten der alten Sitten sind im Verschwinden. Im Absterben sind die poetischen Bräuche der Brautwerbung: Der Vater des Werbers besucht den des Mädchens. Er leitet das Gespräch ein, ob er ihm nicht zum Troste seines Alters eine weiße Taube, ein verlaufenes Lämmchen oder dergleichen wisse. Erst nach langer, gleichnisvoller Wechselrede darf die Erkokorene gerufen werden, sie muß sich gegen das Erscheinen heftig sträuben. Dann werden die gegenseitigen Geschenke genau ausgehandelt und der Tag festgesetzt, an dem der Vater die seinen überreicht. Wenn er dann an diesem Tage mit all seinen Freunden (paralinfì) in feierlichem Aufzuge erscheint, so erfordert es die Sitte, daß die Familie der Braut ihn recht lange um Einlaß klopfen läßt und sich dann sehr überrascht stellt.

Ist einmal die Mitgift bestimmt, so ist das Verlöbniß unverbrüchlich. In Cagliari ist aber der Verkehr der Brautleute untereinander durch die spanische Sitte noch sehr beschränkt. Nur am Abend sollte er die Braut von der Straße aus unter dem Balkon, auf dem sie steht, sprechen. Man hilft sich durch ein primitives Taschentelephon oder durch mit den Fingern blitzschnell gegebene Buchstabenzeichen. Wenn mehrere Brautpaare im selben Hause sind, ist das sehr nötig. Beim Verlobungsschmause darf der Bräutigam nicht dabei sein, ebenso in der Normandie (Orne). Acht Tage vor der Hochzeit wird die Aussteuer festlich in die künftige Wohnung übertragen. Die Ochsen, die den Wagen ziehen, haben Orangen an die Hörner gespießt. Der Hausesel trägt den Myrthenkranz, seine Ohren stecken in roten, goldgestickten Sammfutteralen. Als erster hat der Bräutigam die Matratzen für das Brautbett abzuladen. Seine Freunde versperren ihm unter anzüglichen Scherzen den Weg. Nur Eheleute schlafen in Betten, die ledigen und verwitweten auf Decken am Fußboden. Sagt man von jemandem, daß er im Bette schlafen möchte, so deutet man damit Heiratspläne an. Die Betten sind gut und rein, wie alles in Sardinien. Sie werden oft durch Vorhänge geziert, das Brautbett besonders geschmückt. Das Volk ist sehr anspruchslos hinsichtlich Schlafbequemlichkeit. Im Gasthof zu Iglesias, der durchaus nicht überfüllt war, übernachtete ein Mann im Treppenhause, nur auf

seinen Mantel gelagert. In Blutracheländern muß man zu jeder Nachtstunde bereit sein, aufzuspringen, die Waffe oder die Flucht zu ergreifen.

Die Brautmutter trägt in einem Korbe am Kopfe das neue Hemd des Bräutigams, oder eine tönernen Lampe und das Oelkrüglein. Wenn man zerbrechliche Gegenstände ins Haus trägt, soll man sich nicht umsehen, sonst erblickt man böse Geister. Beim Eintritte in das neue Haus streut die Mutter des Bräutigams in feierlichem Ernste mit klassischer Gebärde Weizenkörner oder Schafwollflocken auf die Braut: ein Fruchtbarkeitszauber. Der Teller wird dann zerbrochen und daran die ausdrückliche Mahnung geknüpft: So wenig dürfe die Ehe gebrochen werden, als die Tellerscherven sich wieder vereinigen.

Die Keuschheit und Treue wird streng gewahrt vor und während der Ehe.¹⁾ Das Messer ist bereit für den Nebenbuhler, oder auch, um die Schönheit der sittenwidrig Begehrten zu zerstören. Diese ist dann stolz auf die Narben der Messerstiche in ihrem Gesicht: sie künden, wie sehr sie umworben ist. Streitigkeiten sind häufig, Scheidungen selten. In Bonorva (Mitte, Nord) war während des Weltkrieges noch das Kinderverlöbniß üblich. Das neugeborene Mädchen wurde einem Knaben bestimmt. Dieser wäscht und betreut die Braut, heiratet sie, sobald sie achzehn Jahre alt ist.

Wenn die Wehen der Frau beginnen, hängt der Gatte seine Hosen vors Haus. Die Nachbarinnen klopfen dieselben tüchtig aus und schreien: »Das ist der Schuldige, der Lump etc.«.

Das weist auf uralten Zauberglauben: In Schottland hängt der Vater seine Hosen nach der Entbindung am Fußende des Bettes auf, zum Schutze gegen die Feen.

Die Wöchnerin gebiert ihr Kind vor der Feuerstelle; der Herd in der Mitte der oft einzigen Stube des Hauses ist der Sitz seiner Schutzgeister. Das Kind wird von ihnen geschützt, sobald es die Erde berührt hat. Die Formen der Geburtsanzeige und der Bitte um Patenschaft richten sich genau nach spanischer Sitte.

Die Reste des Männerkindebbrauches bestehen darin, daß bei der Taufe der Vater auf einen Augenblick zur Wöchnerin ins Bett schlüpft (2 bis 8 Tage nach der Geburt) und von ihrem Teller mit demselben Löffel ißt. Diese *couvade* wird in Orune geleugnet, für Fonni und bei Bosa behauptet. Das Essen mit dem gleichen Löffel ist Brauch der Eheleute bei der Hochzeit, bei der der Kinder und der Silberhochzeit. Die bei nichtsardischen Schriftstellern vorkommende Behauptung, daß die Sarden, um den Tod

Dantes (Purg. 23. 94) Vergleich der Frauenmoral in der sardischen Landschaft Barbagia mit jener von Florenz wurde irrtümlich als Tadel der ersteren gedeutet. Er wollte vielmehr die Barbagia als den unkultiviertesten Teil Italiens in dieser Hinsicht dem überfeinerten Florenz als Muster hinstellen.

arbeitsunfähiger Greise zu beschleunigen, dieselben durch gemietete Weiber quälen ließen, die *accabadure*, Beschleunigerinnen hießen, wird bestritten. Im Altertum soll dies in manchen Ländern der damaligen Kultur vorgekommen sein, den Bergsarden wurde von Timäos nachgesagt, daß sie ihre Greise töten. Dagegen ist die Totenklage ein bezahlter Beruf, wie bei den Heulweibern des des Orients. Sie wird theatralisch ausgeführt:

Das sonst ununterbrochen flackernde Herdfeuer ist ausgelöscht. Nun liegt der Tote am Herde, die Füße zur Tür, wie im alten Rom. Man hat getrachtet, ihn noch vor dem Ableben in die Nähe des Herdes zu bringen, damit er unter dem Schutze der Herdgeister die Seele aushauche. Nun schließt ihm die nächste weibliche Angehörige die Lippen, damit keine Familiengeheimnisse des Toten denselben als Dämonen entweichen. Die Klageweiber betreten scheinbar ahnungslos die Küche, stellen sich beim Anblick der Bahre überrascht, stoßen Schmerzensschreie aus, die dann in poetische Improvisationen übergehen, in denen der Tode gefeiert, der Mörder verwünscht wird. Die Witwe behält die Trauertracht oft lebenslänglich.

Die Eignung der Sarden — auch der Analphabeten — zu sprachgewandtem Gefühlsausdruck zeigt sich bei den ländlichen Dichterwettkämpfen. Die Liebe ist dabei das Hauptthema. Auch sexuelle Derbheiten werden dabei poetisch umschrieben. Der Vortrag der Lieder erfolgt in orientalisch einförmigem, melancholischem Tonfall mit schrillen Dissonanzen. Ein Beispiel:

Zwei Herzen sind vereint,
Sie wissen gar nicht wie.
Sie scheinen zwei geteilt,
Doch sind eins nur sie.

aus Nuoro:

Die Tränen, die sind Wasser,
Die Seufzer, die sind Wind,
Die Leidenschaft ist Torheit.
Sprich mir nicht von Liebe!

Ein anderes:

Auf schöner Wiese voll Asfodill
Weidet friedlich die Herde.
Weide sie, mein golden Herz
Und singe auf der Wiese voll Asfodill!
So süß singst Du, daß Dich zu hören,
Verstummt die Lerche am Himmell!

(Mitgeteilt von Dario Lupi, 1925.)

Die natürliche Anmut des Volkes zeigt sich in seinem Tanze: Beim Klange der aus drei ungleich langen Rohren bestehenden Hirtenflöte schwingt es in kunstvollem Schritte den Reigen in einem großen Kreise — bei den Cataloniern in Spanien heißt der Kreistanz: *Sardona*.

Es geht viel gemessener zu als bei dem Ringtanz der Südslaven: Nur Verheiratete und Brautleute dürfen sich mit ganzer Hand umfassen.

Zu den uralten Volkssitten gehört auch die Gevatterschaft von Personen verschiedenen Geschlechtes für das Johannisfest. Nicht der an sich harmlose Brauch, dabei Gefäße mit eingesäten Weizenkörnern und Teigpuppen ans Fenster zu stellen, war es, der die Kirche veranlaßte, dagegen aufzutreten, wie ein deutscher Arzt Ende des 18. Jahrhunderts berichtet, sondern die Verwendung verschiedener Zeugungssymbole, wie sie in Zypern, Kleinasien und Aegypten als Fruchtbarkeitszauber üblich waren und die diesen Feldsegen als Nachklang des Adonifestes erscheinen lassen. Sei es, daß ihn die Sarden aus ihrer südöstlichen Heimat mitbrachten, sei es, daß er karthagisches Lehngut ist.

Ein Ausfluß des Hexenglaubens scheint es zu sein, daß der ärztliche Ruf der Weiber um so höher steht, je schlechter ihr moralischer ist. Kleiderteile, die dem Feinde entwendet werden, dienen als Zaubermittel, ihn zu verderben. Auch der »böse Blick« spielt eine große Rolle. Noch 1868 hat ein sich sonst sehr aufgeklärt gebärdender Stadtbürgermeister von Sassari einen Dorfzauberer besoldet, damit er durch seinen »bösen Blick« die Heuschreckenschwärme vernichte, die damals, wie auch im Frühsommer 1924, eine furchtbare Landplage bildeten. Man vermutet, daß die Südstürme sie aus Afrika herübertragen.

Die italienischen Schriftsteller lieben es, den Aufschwung Sardiniens, seine Angleichung an den Kontinent, an das Jahr 1720, die Besitzergreifung durch das Haus Savoyen oder an das Jahr 1860, die Einigung Italiens, zu knüpfen. In Wirklichkeit ist erst in unserem Jahrhundert das Verschwinden seiner Eigenart in Gutem wie in Bösem merklich. Zu dieser Eigenart gehört die große Zahl der Verbrechen. In den Jahren 1890 bis 1893 kamen auf 100.000 Einwohner 821 Delikte gegen das Eigentum und 295 gegen die Person. Aber die Kriminalistik deckt sich hier noch weniger wie anderwärts mit der Moralstatistik. Durch zweieinhalb Jahrtausende sind den Sarden Gesetze von auswärtigen Machthabern gegeben worden, die keine Rücksicht auf die Eigenart der Insel nahmen. Diejenigen, die sie handhabten, waren Fremde oder in deren Solde. Auch seit der Einigung Italiens wurden oft mißliebige Beamte aus anderen Provinzen in diese »Siberia calda« verbannt. Im Volke aber lebten seit altersher eigene Rechtsanschauungen, die in der letzten Zeit seines Kampfes gegen die Spanier unter der weisen Fürstin Eleonora von Arborea als Gesetz redigiert wurden.¹⁾ Der moderne Staat versagt aber den Rechtsgewohnheiten eines abgelegenen Volksteiles die Anerkennung als Gewohnheitsrecht.

Die Konflikte sind am häufigsten in dem Hochlande, das in seiner Verkehrsabgeschiedenheit sich am längsten die faktische Unabhängigkeit wahrte, dessen Hirtencharakter am meisten von dem Typus abweicht, der dem Gesetzgeber für den Normal-

¹⁾ In demselben mutet uns die zum Schutz des Ehefriedens gegebene Bestimmung modern an, daß auch wahrheitsgetreue Kundmachung eines Ehebruchs strafbar sei, der Beweis der Wahrheit ist nur Milderungsgrund.

menschen vorschwebt. Wir finden Analogien hiefür in unseren Alpen, deren Moral gleichfalls mit der Verbrechenshäufigkeit günstig kontrastiert.

Charakteristisch ist der Anblick der Stadt Nuoro, des Hauptortes des einst »das verbrecherische Sardinien« genannten Hirten-distriktes. Das am meisten in die Augen springende Gebäude ist hier wie in der Stadt Tempio (Nordost-Sardinien) das Gefängnis. Wie eine Zwingburg droht es warnend in die weite Landschaft. Meist sind es Bluttaten, die hier ihre staatliche Sühne finden. Bluttaten, die selbst gesellschaftliche Sühne waren, für moralwidrige Handlungen, eine Sühne, die das Volk selbst zu vollziehen gewohnt war, sei es, weil dem rasch wallenden Blut der Gekränkten der staatliche Arm zu langsam war oder sie ihm mißtrauten.

In keinem Staatsgesetz war je auf Bruch des Eheversprechens Tod oder Verstümmelung angedroht. Der Sarde aber verlangt diese Sühne für Tochter und Schwester. Er vollzieht sie selbst. In den Blutracheländern Albanien und Korsika ist nicht der Gatte, sondern der Bruder einer Verheirateten deren Rächer. In Sardinien der Gatte oder der Bruder, wer eher Gelegenheit hat. So wies mir der Präsidialdiener des Magistrates von Sassari 1924 das heimische Recht. Wie in Albanien ist die Büchse das normale Rachewerkzeug, in Sizilien dagegen das Messer.

Blut schreit nach Blut! Noch Ende des vorigen Jahrhunderts bedrohten sich die Bergdörfer Bitti und Orune mit gegenseitiger Ausrottung; da wurde vor dem Bischof und den Staatsbehörden Urfehde geschworen wie im Mittelalter. Noch liegt ein düsterer Abglanz jener Zeiten auf dem Wesen dieser Menschen. »Man scherzt nicht in Bitti« sagt das Sprichwort, die Frauen von Orune haben einen besonders schrillen Wehschrei.

Im 18. Jahrhundert kamen in Sardinien noch alljährlich bei tausend Morde vor; ebenso viele in dem noch weniger volkreichen Korsika. 1894 noch 142.

Der Hirte ist Herr des Lebens bei seiner Herde. Ihm wie dem Jäger wird es nicht schwer, die Waffe auf den Mitmenschen zu richten. An der Stelle, wo jemand ermordet wurde, wird ein Steinhaufen geschichtet. Jeder, der vorüber kommt, wirft einen Stein hinzu. Das blutgefleckte Gewand des Ermordeten wird an der Wand seines Hauses aufgehängt. Das Wort für Totenklage *attitidu* bedeutet: zur Rache reizen; ein Beispiel:

»O, meine lieben Söhne, o welch ein schlimmes Wort;
Man brachte uns die Kunde von Eures Vaters Mord.
O, meine lieben Söhne, ihr müßt es selbst beklagen:
Legt Hand an Eure Büchse! der Vater ward erschlagen.

Solange er nicht gerächt ist, lassen die Verwandten Haare und Nägel wachsen und singen allabendlich ein Rachelied.

All dies durch die Sitte gebotene Impulse, den Selbsterhaltungstrieb zu überwinden und eine als Pflicht gefühlte Rache

zu üben, die wieder Rache gebiert. Die Witwe legt das Trauerkleid erst an, nachdem sie zuvor den Richter um Strafe für den Mörder angerufen.

Viehdiebstahl ist in allen Hirtenländern ein dem Jagdsport verwandter Brauch. Er wird auch organisiert von ganzen Dörfern betrieben, bei Nacht, in Vermummung. Solche Raubzüge heißen Ominias, das heißt Männertaten. Ihre Romantik wird noch 1910 von Sebastiano Satta in seinen Canti Barbaricini besungen.

Dieselben Sitten, wie sie die klassischen Schriftsteller von den Spartanern und Iberern berichten, wie sie in Albanien und Montenegro noch bestehen. Aus Rache werden fremden Tieren die Fesseln durchschnitten, so daß sie verbluten (Sgarottamento). Wer so oder durch Tierkrankheit um seine Herde kommt, dem gibt jeder Nachbar ein junges Tier, so daß er bald wieder eine Herde beisammen hat.

So wohnen Güte und Bosheit in den primitiven Seelen nahe bei einander.

Diese bodenständigen, meist aus Haß und Rachsucht eines orientalischen Volkes geborenen Verbrechen taten dem gesellschaftlichen Ansehen keinen wesentlichen Eintrag. Der Selbstverbannte, der sich vor dem staatlichen Arm in die Bergwälder flüchtete, weidete dort seine Herden, wurde von den anderen Hirten gewarnt und unterstützt. Er war vom Schimmer der Romantik umflossen, auch bei Teilnahme an einem gelegentlichen Raubzuge in die Niederung, zu den vom Sohne der Berge als »Maureddu« verachteten Südsarden, wenn wir den Novellen der Grazia Deledda auch in diesem Punkte glauben wollen.

Zu diesen wegen Bluttaten Heimatlosen kamen die Bauern, die wegen des harten Steuerdruckes ihre Höfe im Stiche ließen. Manche Bauern lassen es aber auf Steuerexekution ankommen und wissen die etwa Kauflustigen so einzuschüchtern, daß niemand die Gründe kauft, und sie unbehelligt und steuerfrei auf der Scholle bleiben. Außer den ehrbaren Banditen — das Wort kommt nicht von banda (Truppe) sondern von bando (Borun) — die sich im Gegensatze zu denen Unteritaliens nie zu Werkzeugen der Politik machen ließen, gab es aber auch bandenmäßig organisierte Berufsverbrecher in den Bergwäldern, Briganten, die das Volk in Schrecken setzten, so daß sie ungestört schwelgerische Feste feiern konnten. Sie machten sich auch den Aberglauben zu nutze.

Der Lichtschein in einer Höhle bei Nuoro, der dem Teufel zugeschrieben wurde, der dort seine Hühner bratet, rührte wohl von Briganten her.

Diese Romantik ist nahezu erloschen. Nach der Behauptung des früheren Karabinierioffiziers G. Farris wurde am 19. Juli 1901 der angeblich letzte Bandit Sardinens von Karabinieri erschossen. Im Dezennium vorher hatten 85 Karabinieri im Kampfe das Leben gelassen. Aber erst 1924 haben sich wieder zwei berühmte Banditen der Behörde gestellt.

Das sardische Gewohnheitsrecht hat aber auch eine interessante zivilrechtliche Einrichtung geschaffen: Flurschäden sind häufig. Das führte zu einem althergebrachten Versicherungsgeschäft: die Flurwächtergesellschaft, mit einem spanischen Ausdrucke *baracellari* genannt, wird gut bezahlt, muß aber alle Schädigungen ersetzen.

Es ist nicht leicht, festzustellen, was von diesen Gebräuchen noch in weiterem Umfange geübt wird, was sich in die weltabgeschiedensten Hütten zurückgezogen hat.

Der Sarde leugnet, Spott fürchtend, viele seiner Besonderheiten ab, behauptet aber dann, daß sie in anderen, entlegeneren Dörfern, noch Bestand haben mögen.

Die Modernisierungstendenz kommt in einem Artikel Professor Guido Costas in der Zeitung »Globo« vom Jahre 1923 zum Ausdrucke, indem er davor warnt, die alte Romantik noch als Wirklichkeit zu betrachten. Andere Landeskundige verweisen aber auf die Neigung des Volkes zu zähem Festhalten des aus vorgeschichtlicher Zeit Ueberkommenen.

Die neue Zeit wurde hier eingeleitet im Jahre 1823 durch den Bau der seit dem frühen Mittelalter verfallenen Straße von Cagliari nach Sassari im Norden. Er konnte nur durch Militär gesichert werden; die Bauern hatten sich gewehrt, die Ingenieure erschlagen.

Die Sarden wollten nicht, daß der ihnen noch immer fremde, piemontesische Staat Militär und Polizei rascher durch das Land befördern könne. Sie befürchteten Störung ihrer Gemeindegewirtschaft, ihres patriarchalischen Bauernkommunismus, ihres Gewohnheitsrechtes der Blutrache. Der zweite Schritt zur Gegenwartsbedeutung der Insel war um 1850 die Wiederbelebung des Bergbaues auf Blei und Zink. Viel davon kann im Tagbau gewonnen werden. Infolge des Bergsegens überwiegt Sardinien Ausfuhr seine Einfuhr.

Der dritte Schritt, der zum Einzug des modernen Europas führte, war 1874 der Bau der Eisenbahn durch die Insel.

Nunmehr wird durch den Ausbau der Wasserkräfte das 20. Jahrhundert seinen unvermittelten Einzug halten, in ein Land, das seit vorgeschichtlicher Zeit, durch fast drei Jahrtausende, nahezu stillgestanden ist. Industrialisierung, Verkehrserleichterung, Zuzug von Arbeitskräften vom Festlande, Intensivierung des Ackerbaues, Bewässerung, Aufforstung, Flußregulierung, Malaria-bekämpfung wird die Folge sein.

Die Erze werden jetzt durch Elektrolyse auf der Insel selbst gereinigt, statt nach dem Festlande hiezu verschifft zu werden. Im Frühling 1924 wurde eine große Talsperre am Tirsoflusse vollendet. Sie dient hauptsächlich der Bewässerung des Fruchtlandes, das infolge der Regenlosigkeit des Sommers nur den vierten Teil der Regenmenge empfängt, die für die Vegetation erforderlich wäre. Außerdem sind noch an den Flüssen Coyhinas

im Norden und Flumendosa im Osten Werke im Bau, nach deren Vollendung 100.000 PS elektrischer Energie gewonnen und 100.000 *ha* bewässert werden könnten.¹⁾

Vorurteilsloses Eingehen auf sardisches Volkstum lehrt uns Duldsamkeit und Achtung vor uns stammesfremdem, nichtarischem Wesen. Seine Eigentümlichkeiten sind aus der Rasse zu erklären: Mittelmeer-Rasse, die sich reiner erhalten hat als sonst wo.

Die Ausbildung der Rasse fordert so ungeheure Zeiträume, daß die kurze Spanne der historischen Zeit dagegen nicht in Betracht kommt. Hier sehen wir sie durch Jahrtausende weniger gemischt und weniger gestört als sonst wo in Europa.

Fehlt auch den Sarden gleich den ihnen mehr oder minder stammverwandten anderen Urvölkern des heutigen Südeuropa, den Basken, Ligurern, Albanern die staatenbildende Kraft der Arier, so schuf doch die insulare Lage einen räumlichen Zusammenhalt, die Bergnatur eine passive Energie des Festhaltens an dem aus vorgeschichtlicher Zeit Ueberkommenen.

Von den Elementen, die unsere Geisteskultur erzeugten, haben wir allein das Christentum mit den Sarden gemeinsam. Griechischer Schönheitskult hat hier so wenig Wurzel geschlagen als römische Organisationskunst.

So umfängt uns heute noch dort der poetische Dämmerchein des Völkermorgens. Er wird noch dauern in seinen Bergen, wenn in der Ebene schon das grelle, nüchterne Mittagslicht des 20. Jahrhunderts herrschen wird, der letzte Akt des Dramas neben dem ersten, der die glückliche Kindheit dieses Volkes umfaßt. Mit dem Frührot phönikischer Kultur begann schon der zweite Akt, die Lehrjahre unter der mehrtausendjährigen Fremdherrschaft. Ihren Fluch hat der reiche Segen heraufbeschworen, mit dem die Natur den Schauplatz des Dramas begabte. Die Kämpfe des Volkes gegen die Ausbeuter mit Episoden von Selbstherrschaft sind sein Heldenzeitalter. Darauf folgte müde Resignation. Der letzte Akt der nunmehr mit dem Ausbau der Wasserkräfte begonnen hat, bringt einen tragischen Schluß vom Standpunkt der Poesie und volkskundlichen Forschung, einen glücklichen von dem der Zivilisation!

Literatur: (Sardinien im Titel) Maltzan 1869, Cossu (ital.) 1900, Corridore (ital.) 1902 (statist.), Montelius (schwed., ital.) 1898 (vorgeschichtl.), Ardu-Onnis (ital.) 1903 (vorgeschichtl.), Taramelli (ital.) 1906, 1914, 1915, 1922 (vorgeschichtl.), Wr. Urania Zeitg.: Günther, 1911 (vorgeschichtl.), Globus: Höfer 1892 (Trachten), Hellwald 1897, Knoll 1899, Mayr 1904 (vorgeschichtl.), M. L. Wagner 1907, 1908, Zeitschr. f. Sprach- u. Sachforschung. Wagner 1921, Tornquist 1902 (geol.), Scheu 1923, Guida del Touring Cl. (ital.) 1918, Steinitzer, die vergessene Insel, 1924, Dario Lupi, La grande guardia sul mare 1925.

¹⁾ Näheres der Verfasser in den Mitteilungen der geographischen Gesellschaft Wien, Bd. 68, S. 51/52.

Untersuchungen über die Entstehung von Volkssagen.

Von Dr. A. Kieslinger.

(Schluß)

Echt und unecht.

Die meisten der Sagen, die wir hier näher untersuchen wollen, fallen unter die Bezeichnung der »ätiologischen«. Darunter versteht man ¹⁾ Sagen, die offenbar zur Erklärung des Ursprungs irgendeines Ortes, einer Erscheinung, eines Gebrauches erdichtet sind. Mannhardt, der den Begriff aufgestellt hatte, hat eingehende Analysen griechischer Mythen gebracht und bei vielen den relativ jungen Ursprung nachgewiesen. ²⁾

Die hier gebrachte Auffassung ist also, obwohl wir sie seinerzeit durch unmittelbare Beschäftigung und Sammlung ohne Kenntnis der Fachliteratur erworben haben, nichts weniger als neu. Wenn wir dennoch Altbekanntes wiederholeu, bedarf es der Entschuldigung. Die neuere vergleichende Mythenforschung hat mit Leßmann und seinen Nachfolgern alle Grenzen der Vergleichbarkeit gesprengt. Lesen wir etwa in Leßmanns »Volksmund im Lichte der Sage«, so finden wir überhaupt nichts mehr, was nicht letzten Endes ein Mondmythos wäre. Leider sind diese Uebertreibungen auch in den technologischen Teil der Volkskunde eingedrungen, wo wir in einem neueren Werke jede Bogenlinie als Halbmond aufgefaßt sehen, wo jeder Form (auch wenn sie sich dem unbefangenen Auge noch so sehr als technische oder künstlerische Notwendigkeit erweist) ein mythischer Inhalt unterschoben ist. Wo sich aber beim besten Willen kein Mythos herauschälen läßt, da muß Gewalt helfen: Diese Sagen sind unecht. Man übergeht sie also.

Wir meinen nun, daß eine Volkskunde als Wissenschaft, sofern sie den Ehrgeiz hat, eine solche zu sein, mit unparteiischer Treue alle Äußerungen der Volksseele aufzuzeichnen habe, nicht bloß diejenigen, welche den Schönheitssucher reizen. Eine Sage, ein Lied kann sehr jung sein, kann von städtischen Autoren übernommen sein. Wenn sie in den geistigen Besitz des Bauernstandes übergeht, dann ist sie eben Volkssage, Volkslied geworden. In jüngeren Bildungen lassen sich ja solche hybride Gebilde als »volkstümlich« abtrennen, ³⁾ aber wie oft geht dies nicht!

Volkstümliche Namendeutung

Eine für die Sprachpsychologie sehr bedeutsame Sache ist das Umdeuten fremdsprachlicher oder nicht mehr verständlicher Ausdrücke der eigenen Sprache in die heutige Umgangssprache. Dieser Ersatz geschieht unter möglichster Beibehaltung des Laut- und Wortbildes und auch derart, daß das neue Wort durch inhaltlichen Zusammenhang an das alte erinnert. So sagen zum Beispiel die mittelsteirischen Bauern »Zuckerlade« für Schokolade, »Standelaber« für Kandelaber, aber selbst »Eisenbank« für Eisenbahn. Der inhalt-

¹⁾ Mannhardt, Die antiken Wald- und Feldkulte.

Mogk, Zur ätiologischen Sagenbildung. Mitt. d. Ver. f. sächs. Volkskunde, Bd. I, 1897/99, S. 11 f.

²⁾ Zum Beispiel bei der Lityerses-Sage. Mythologische Forschungen, S. 12 (Quellen und Forschungen zur Sprache und Kulturgeschichte der germanischen Völker, Bd. 51). Straßburg 1884.

³⁾ A. Meiche, Unechte Sagen. Mitt. d. Ver. f. sächs. Volksk., Bd. I, S. 7.

liche Zusammenhang in der neuen, dem Bauer näherliegenden Sprachform ist klar zu sehen. Jeder Dorfarzt könnte viele Beispiele der sonderbarsten Umbenennungen von Heilmitteln und Krankheiten anführen. Auch das Kirchenlatein wird auf solche Weise eingedeutscht und manche sonst kaum verständliche Auszählreime der Kinder werden klar, wenn man ihr Lautbild mit dem der häufig gehörten lateinischen Kirchentexte vergleicht. Es ist die Freude am geheimnisvollen Klang der sakralen Sprache. Die katholische Kirche hat dies längst erkannt und lehnt wohlweislich jede Verdeutschung des Gottesdienstes ab. Dazu kommen bewußte Parodien, die aber auch wieder trotz aller boshaften Satire eine gewisse Erfurcht vor dem Latein nicht verleugnen. Hieher gehören eine Reihe von Sprüchen des Spaßmachers (»Spielmannes«) bei Hochzeiten und dergleichen. Als Beispiel für einen ähnlichen Vorgang nenne ich den Anfang eines Gasselreimes aus der Gegend von Hofgastein:

Im Namen des Fuchses und des Schmauses
und des Schneidergeistes Amen!
Hochgelobt seid Sie und er,
Heut kemm i a amål daher. . .

Hier ist also ein deutsches Kirchengebet parodiert worden. Die humoristische Wirkung einer so gewollt einfältigen Sprachdeutung ist seit Quintilians »lucus a non lucendo« nicht vergessen worden. Man sehe sich einmal die ergötlichen Predigten Abrahams a Sancta Clara darauf hin an.

Ein Kapitel für sich wäre die Eindeutschung fremder, fast ausschließlich slawischer Ortsnamen. Sie beleuchtet scharf die Entstehung vieler Ortssagen. Ein geschichtlich entwickelter und veränderter Name war unverständlich geworden und heischte eine neue Deutung, die sich nun kühn über alle sprachlichen und historischen Bedenken hinwegsetzt. Die Sage von der Wiener »-pinnerin am Kreuz« (z. B. Grimm Sagen Nr. 179) ist erst spät (seit 1·20 urkundlich nachweisbar) entstanden, als letzte einer Reihe von Umdeutungen des Namens Heiligen Crispinus, dessen Bild die ursprüngliche Säule (vor der gotischen von 1451/52) geziert hatte.¹⁾ Oft lassen sich die einzelnen Stadien derartiger Sprachdeutungen recht vollständig angeben. Ein Beispiel aus Tirol teilte mir Herr Dr. F. Röck freundlichst mit: »Garderwelsch, Kauderwelsch, Krautwelsch«. Das erste Wort ist noch die reine Ortsbezeichnung nach dem Garderbache, das zweite ein spottender Vergleich des italienischen Dialektes dieser Gegend mit dem Kollern des Truthahnes (Kauder), das letzte eine weitere satirische Vereinfachung. Dieser Ersatz einzelner Wörter oder ganzer Wortgruppen ist bei den Volksliedern unter dem Namen des »Zersingens« längst bekannt.

Viele dieser Sprachdeutungen (siehe Beispiele unten) machen uns den peinlichen Eindruck äußerst schlechter Witze von der Gattung der »Kalauer«. Doch waren die meisten von ihnen scheinbar ernst gemeint. Es sind typische »unechte« Sagen zum Beispiel im Sinne von Meiche; wir bringen sie trotzdem, weil sie zum Gesamtbild der »Volksliteratur« unbedingt dazugehören. Uebrigens haben die Brüder Grimm zahlreiche derartige Sagen in ihre Sammlung aufgenommen.

Die meisten dieser Sagen weisen durch ihre ganze Diktion recht deutlich auf die schreibfreudige Gelehrtenwelt des 18. Jahrhunderts (Athanasius Kircher!),

¹⁾ Vergl. M. Trebitsch - Stein, Wiener Sagen. Tagblatt-Bibliothek, S. 31.

einige jüngere haben einen sehr schulmeisterlichen Einschlag mit der unbeirrbaren Sicherheit einer selbstbewußten Halbbildung. Wie wir in der Einleitung ausgeführt haben, geschieht die Neuschöpfung von Sagen (die also unserer Meinung auch heute noch, wenn auch nur mehr in geringem Maße stattfindet) auf traditioneller Grundlage, das heißt, vielfach mit Verwendung sehr alter mythischer Motive, ja Verknüpfung von ganzen Sagen. Dies täuscht dann ein großes Alter vor. In den unten folgenden Beispielen werden wir nur die Sprachelemente, die zur Entstehung der betreffenden Sage geführt haben, nennen und von einer Besprechung der übrigen Motive absehen.

Eine eng verwandte Gruppe sind die **Wappensagen**. Die heraldische Darstellung bot hier gleichsam ein Bilderrätsel zur Auflösung. Natürlich finden sich auch da und dort wirkliche geschichtliche Ereignisse in mehr oder minder entstellter Form. Alles in allem sind echte historische Sagen recht selten und gerade dieser Umstand muß uns sehr mißtrauisch gegen eine allzu hohe Einschätzung einer getreuen mündlichen Ueberlieferung, die wir in Einzelfällen keineswegs bestreiten können, stimmen.

Einige Beispiele aus Steiermark (mit Benützung der Sammlung von Pirchegger):

Leibnitz aus »Bleibt nix« von der Zerstörung der Stadt durch die Türken. Wildon nach einem »wilden Mann«, der dort sein Unwesen trieb.

Graz aus dem Ausspruch: »Grat's, so g'rat's« der bayrischen Kolonisten, die von den »Windischen« wegen ihrer Stadtgründung verhöhnt wurden.

Rottenmann nach dem Blute eines Drachen, der dort erlegt wurde; andere Sagen führen den Namen auf einen rotgekleideten Bürger dieser Stadt zurück.

Liechtenstein nach einem wunderwirkenden Edelstein, den der Ahnherr der Liechtensteiner fand.

Unzmarkt aus »Hundsmarkt«, so genannt nach der Mißgeburt, die eine ehebrecherische Frau zur Welt brachte.

Pernegg (a. d. Mur) aus Bärneck, nach der Rettung der Burgfrau vor einem Bären

Plankenburg (b. Graz) nach dem Streit zweier Brüder, wobei einer den Anhängern des anderen zurief: »Ihr mit den Planken, wartet nur!«

Maria-Buch (b. Judenburg) nach Kaiserin Eleonora, Gemahlin Friedrich III. aus Freude über den Fund ihres Gebetbuches, das sie verloren hatte, erbaut.

Kaindorf (im Sausal). Die frevelhaften Bewohner dieser Gegend wurden durch eine Ueberschwemmung der Sulm und Laßnitz vernichtet, so daß lange Zeit »kein Dorf« dort stand.

Beispiele aus den »Deutschen Sagen« der Gebrüder Grimm:

Nr. 92 Wollmar aus »Hier wollemer ruhen!«.

Hatzfeld aus »Hier hat's Feld«.

» 112 Ossenberg: Flucht einer verfolgten Jungfrau auf einem Ochsen.

» 139 Jettenhügel nach einer sagenhaften Frau Jetta. Wolfsbrunn: Stelle, wo diese Frau von einem Wolf zerrissen wurde.

» 152 Heiligenfelsen nach einem Zwergenkönig namens Heiling.

» 174 Sattelstedt aus »Satansstedt« nach einer Teufelerscheinung.

» 179 Spinnerin am Kreuz (siehe oben).

» 181 Christenberg. Dieser Name wurde von Bonifazius an Stelle des alten Castorberg gegeben, »um das C von diesem Wort zu erhalten«.

» 218 Oedweiler: Eine Gegend, die durch das Morden eines Drachens ganz entvölkert wurde.

» 243 Bubenried: Stelle, wo sich zwei Bettelbuben gegenseitig getötet haben.

» 244 Kindelbrück: Zwei Kinder sind an dieser Stelle von einer Brücke gestürzt und ertrunken.

» 317 Ilsestein, wo eine Jungfrau Ilse den Tod fand.

Wir verzichten darauf, aus der unendlichen Menge weitere Beispiele zu bringen. Wir könnten fast jeden Ort, zum Beispiel des Eisacktales, mit solchen Sagen belegen. Wir wollen nur noch erwähnen, daß sich ganz ähnliche Deutungen nicht nur an Namen, sondern auch an Gebäude und Denkmäler heften. Siehe solche ätiologische Sagen zum Beispiel bei Grimm Nr. 208, 334, 355, 358, 403, 485.

Paläontologische Sagen.

Eine nicht geringe Zahl von Sagen, die von Lindwürmern, Drachen, Riesen und anderen Unholden erzählen, lassen sich mit Funden fossiler Tierreste in Zusammenhang bringen. Für viele haben wir heute noch die historischen Belege erhalten; wir nennen hier nur den Klagenfurter Lindwurm, die Riesenknochen von St. Stephan in Wien, den Lindwurm in Trautenau als geläufige Beispiele, deren Zahl sich ins Unendliche vermehren ließe. Schon sehr früh wurde auf derartige Funde als Quelle mythologischer Vorstellungen hingewiesen, so in F Ungers »Naturhistorische Bemerkungen über den Lindwurm der Stadt Klagenfurt« (zirka 1840 ?), später von Eduard Suess. Neuerdings hat O. Abel viel Stoff zu einer guten Uebersicht zusammengetragen.¹⁾ Er vertritt eine streng pragmatische Auffassung, »daß die Entstehung von Fabeltieren und der Ursprung der verschiedenen Märchen von Riesen, Drachen, Lindwürmern, Basilisken und andern Ungeheuern der Sagen und Märchenwelt vergangener Zeiten fast ausnahmslos auf ursprünglich gemachte Beobachtungen und Erfahrungen zurückgehen, die nur durch den Mangel wissenschaftlicher Betrachtungsweise zu bizarren Formen verzerrt erscheinen«. Es tauchen aber doch starke Bedenken auf, ob wir hier nicht gelegentlich Gefahr laufen, Ursache und Veranlassung zu verwechseln.

Es ist schwer, einzusehen, wieso derartige Fossilfunde gerade immer eine so eng umschriebene Deutung erhalten haben sollen. Und noch weniger, wieso auf diesem Wege auf der ganzen Erde, bei den verschiedensten Völkern, so verblüffend ähnliche Sagen entstehen sollen. Eine weitere Ausführung dieser Einwände siehe bei Dacqué.²⁾ Es scheint doch mehr so zu sein, daß man schon mit etlichen, wenn auch noch so unklaren Vorstellungen, mit der sicheren Ueberzeugung, daß es einmal so etwas gegeben haben müsse, an die Deutung solcher Funde ging. Es handelte sich meist um Reste großer Säuger oder Kriechtiere, die sich recht gut zur Bestätigung des Glaubens an Riesen, Lindwürmern und dergleichen eigneten. Als Gegenbeweis sei angeführt, daß man bei kleinen wirbellosen Fossilien das ganze Mittelalter hindurch nicht auf den Gedanken kam, es seien dies Reste von einst lebendigen Wesen. Man hielt ihre Formen für zufällige Aehnlichkeiten, für »lusus naturae«. Wir möchten hier also eher die Meinung vertreten, daß nicht solche Fossilfunde erst die Vorstellung von Riesen in der Vorzeit erzeugt haben, sondern daß solche Fundergebnisse nur eine willkommene Bestätigung schon vorhandener unklarer Vorstellungen brachten, bei der unklar Gefühltes mit greifbarer Wirklichkeit ins Leben trat. Dadurch wurden die höchst verschwommenen

¹⁾ O. Abel, Die vorweltlichen Tiere in Märchen, Sage und Aberglaube. »Wissen und Wirken« Band 8, Karlsruhe, 1923, G. Braun.

²⁾ E. Dacqué, Urwald, Sage und Menschheit. II. Aufl. München 1924. Oldenburg.

mythischen Vorstellungen wieder auf einen unbestreitbaren Fixpunkt gezogen, erhielten neuen Widerstand gegen das Untertauchen in der Vergessenheit. Natürlich haben sie oft Lokalsagen ausgelöst von den Untaten eines solchen Riesen oder Drachen und von seiner Vernichtung. Aber die Grundvorstellung ist wohl viel älter.

Ueber das Alter und die Entstehung wollen wir nichts aussagen, schon deshalb nicht, weil wir hier bald die Grenze ins Metaphysische überschreiten würden und damit aus dem Bereiche verstandesmäßiger Behandlung in ein Gebiet übertreten würden, wo es kein Recht- oder Unrechthaben sondern nur mehr ein Glauben- oder Nichtglauben gibt. E. Dacqué hat einen derartigen Versuch unternommen,¹⁾ wir wollen hier nur darauf verweisen.

Was übrigens die Lindwurmgeschichten betrifft, so sind sie recht vielstämmigen Ursprungs. Es gibt eine Gruppe von Sagen, die deutlich eine Art Personifikation einer verheerenden Mure oder Lawine sind.²⁾ Einige Beispiele aus den Alpenländern:

Aus dem Rabengraben bei Hall kam einst ein Lindwurm ins Gesäuse, blieb aber hier mit seinen ungeheuren Flügeln stecken. Daher staute sich die Enns, überschwemmte den Hallerboden und trug endlich den erstickten Drachen bis Gstatteboden, wo er liegen blieb und die Luft verpestete. 18 Rinder sollen im Gerippe Platz gehabt haben.

Im Schwarzensee in der großen Sölk hauste auch ein Lindwurm. Als er losbrach, wurden Steinblöcke mitgerissen und die zerquetschten ihn; bei Stein an der Enns verendete er.

Kallwang im Liesingtale lag einst an der Mündung des Pischinggrabens; ein gewaltiger Wolkenbruch zerstörte das Dorf und aus dem Graben kroch ein riesiges Untier und fraß Menschen und Vieh. Die Kallwanger verließen die Gegend, weshalb der Drache aus Mangel an Nahrung auch bald abzog. Drauf wurde das Dorf aufgebaut wo es heute steht.

Auf der Troieralm, nordwestlich von Lienz, im sogenannten Pödensee, brach einstmal ein Lindwurm hervor und kam in der Klamme beim Wasserfall heraus und zerstiess sich. In seinen Rippen schattete sich die Herde.

Im Reichenstein (Traunkreis) hauste ein Lindwurm. Er brachte große Ueberschwemmung über das Land, so daß die einstige Stadt Goysersburg gänzlich hinweggetragen und das Schloß in Ruinen verwandelt war.

Ganz ähnliche Sagen finden sich in Baiersdorf im Katschtal (Obersteiermark), in St. Lorenzen ob Murau, aus dem unteren Lavanttale und von vielen anderen Orten. Einige Lindwurmsagen berichten auch von einem ehemaligen See, in dem das Tier hauste.

Werfen wir einen Blick auf die Kleinfossilien auf, die Donner-, Juden-, Stern-, Zungensteine, auf die steinernen Linsen usw., so sehen wir die einfache Formdeutung und die daran geknüpften abergläubischen, beziehungsweise sagenhaften Folgerungen, so leicht ein, daß wir uns mit dem Hinweis auf Abels (a. a. O.) Beispiele begnügen.³⁾ Sehr oft tritt eine Verknüpfung von

¹⁾ E. Dacqué, *Urwald, Sage und Menschheit*. II. Aufl. München 1924. Oldenburg.

²⁾ Ueber Lindwurmsagen, besonders in den Alpenländern, vergl. Pirchegger, *Sagenkränzelein*. F. Pichler, *Ueber Lindwurmsagen*. »Der Aufmerksame« 1856. — F. Rolle, *Ueber geologische Sagen in Steiermark*. Ibidem. — J. K. (Krainz), *Drachensagen in Steiermark*. »Die Heimat« IV. 1879, S. 810 ff. u. a. m.

³⁾ Ein sehr hübsches Beispiel ging uns während des Druckes zu; F. Kahler, die »Heiligenblut-Schnecken« vom Pastock-Bauer bei Eisenkappel. Carinthia II. Mitteil. Naturhist. Landesmuseum Kärnten 114/115 Klagenfurt 1925.

mehreren Sagenmotiven auf. Zum Beispiel werden in Steiermark gewisse Fossilabdrücke als Spuren der wilden Jagd bezeichnet (Pfaffenstein), andere als Fußabdrücke der Wildfrauen (Kemmetgebirge bei Gröbming). Wir sehen hier wieder den oben geschilderten Vorgang, daß ein neuer Fund in schon vorhandene mythische Anschauungen eingegliedert wird. Jede größere Sagensammlung enthält zahlreiche solcher Belege für an Versteinerungen geknüpfte Geschichten. Longum est.

Geologische Sagen im engeren Sinne.

Wir übergangen hier absichtlich die kosmologischen Mythen, mit denen Vulkane, Erdbeben, Sternbilder... erklärt werden und wenden uns zu den Alltagserlebnissen, zu den Kleinformen der heimatlichen Landschaft. Dabei zeigt sich das Gesetz der Sagenverbreitung, daß die einzelnen Motive nur dort klar hervortreten, wo sie landschaftlich bedingt sind, daß heißt durch unmittelbare Anschauung dem Beobachter eindringlich entgegen-treten. Man könnte den Versuch machen, Karten der Verbreitung von Motiven zu zeichnen und würde zum Beispiel in Steiermark sehen, wie Sagen von Wassergeistern (Lahnwaberl, Vexierlichter...) auf die feuchten Ebenen und Auen beschränkt sind, während das Gebirge seine Berggestalten (Venedigermannl, Weiße Frauen...) hat, und zwar mit gegenseitiger Ausschließung.

Alle alleinstehenden auffallenden Felsgruppen reizen die Einbildungskraft zur Deutung. Meist will man in ihnen versteinerte Menschen sehen. Das Donautal zwischen Weltenburg und Kehlheim zum Beispiel, das durch romantische Kalkfelsen geschmückt ist, hat für jeden derselben Namen: Das unanständige Liebespaar, der Napoleon, die Flucht nach Aegypten, der Dukatensch...r usw. Der nächste Schritt ist die Begründung der Versteinung. Fast immer als Strafe für einen Frevel (Typus der Frau Hitt-Sage). Es gibt keine Tropfsteinhöhle, keine einigermaßen auffallende Felsgruppe ohne solche Sagen. Einige Beispiele:

Grimm Nr. 229, 234, 241, 340. Alle Frau Hitt-Sagen, der »steinerne Fischer« in Klagenfurt, der »bucklige Schneider« am Johnsbacher Felsentor, die »verwünschte Schwaigerin« auf der Grebenze, alle Sagen von bestaafter Sonntagsarbeit und sonstigem Frevel.

Eine zweite Deutung, besonders größerer alleinstehender Felsgruppen, ist die als Teufelsteine. Mit verblüffender Automatik entwickelt sich allerorten dieselbe Sage: Der Teufel schließt eine Wette, irgend ein Bauwerk in einer Nacht zu errichten; der Hahnenruf überrascht ihn und er läßt die Felsen im Fluge fallen.

Derartige mißlungene Teufelswerke siehe bei Grimm Nr. 133, 134, 175, 183, 184, 186, 190, 195—201, 203, 205, 329, 339, 448. Oft auch nur die Spuren, meist Fußstapfen, im Stein. Grimm Nr. 135—137, 167, 181, 185, 192, 199—201, 206, 219, 220, 228, 229, 231, 232, 236, 241, 274, 311, 319, 320, 356, 357, 428, 460, 463, 475, 485, 492. An Zahl zurücktretend die Sagen von Jungfernsprung, Ruhe auf der Flucht nach Aegypten usw.

Alle härteren Gesteine, die in schroffen Felsen aus dem weicheren Nebengestein herauswittern, sind »Teufelsmauern«. Diese Deutung ist kosmopolitisch (zum Beispiel Devils lake, Wiskonsin, U. S. A.).

Seltener sind historische Deutungen. Gewisse Granitblöcke mit eigentümlichen Verwitterungshohlformen werden im Waldviertel als

»Opfersteine«, im Fichtelgebirge als »Druidenschüsseln« bezeichnet. Das Gegenteil von historischer Deutung liegt zum Beispiel darin, daß der römische Limes im Jura, in der Gegend von Kehlheim, als Teufelsmauer bezeichnet wird.

Die Bergwerkssagen, vom Ursprung des Bergsegens und späterem Untergang durch den Uebermut der Knappen sind so bekannt, daß wir uns mit der bloßen Erwähnung begnügen.

Sehr häufig sind Sagen von ehemaligen Seen. Sie sind fast immer an solche Gegenden gebunden, wo größere Täler eine plötzliche, schluchtartige Verengung erleiden, die immer als künstlicher Durchstich bezeichnet wird. Die Motivierung schwankt in engen Grenzen: der See wurde abgelassen, um die Leiche eines ertrunkenen Königskindes zu bergen, um durch die hervorstürzenden Wassermassen eine Stadt zu zerstören usw. Oft werden Muschelfunde und andere Merkmale als vermeintlicher Beweis angeführt und erklären so direkt die Entstehung der Sage. Einige Beispiele:

Steiermark: Sulmtal bei Fresing (Sausal), Sulmtal bei Wernersdorf, Packtal bei Schönstein, Pusterwaldgraben (Nebenfluß der Pöls), Pölstal bei Zeyring und bei Pöls, Schalltal, Bad Neuhaus, Maria slomeč, Graden

Kärnten: Lavanttal sowohl bei Twimberg als bei St. Paul, Domitianlegende von Millstatt.

Gemeinsam allen diesen Geschichten ist das Staunen über eine »unnatürliche« Talform und der Versuch, diese Form als Menschenwerk hinzustellen. Die pseudogeologischen Erklärungen von Muschelfunden etc. haben sich in den untersuchten Fällen vielfach als falsch erwiesen, (zum Beispiel Neuhaus, wo die Funde aus geologisch viel älteren Perioden stammen). Es muß aber betont werden, daß in einigen Fällen, zum Beispiel im Lavanttal, tatsächlich ein See vorhanden war. Einige andere Typen geologischer Sagen wollen wir kurz andeuten:

Mäander eines Flusses. Die Stillach (Quellfluß der Isar) früher gerade und reißend. Bittprozession der Bewohner von Oberstdorf. Der Bach macht alle Bewegungen und Biegungen mit, die der Zug der Betenden beschreibt.

Roter Boden. Blutiges Andenken an eine Schlacht oder an einen Mord (zum Beispiel Stillfried).

Mineralquellen. Früher Weinquellen, zur Strafe für einen Frevel »schlechtes« Wasser (Preblau).

Trüber Gletscherbach, Gletschermilch. Milch, in der übermüde Schwaigerinnen gebadet haben (Dachstein).

Große Löcher, Dolinen. Untergangssagen, Teufelswetten.

Meteore. Zahlreiche Sagen vom Schabbock, slowenisch Škopnik, einer Teufelerscheinung in Form einer brennenden Stroharbe, auf der Erde als Ziegenbock. Wir werden an anderer Stelle ausführlich darüber berichten.

Es ist immer wieder derselbe psychologische Vorgang, daß auffällige Naturerscheinungen aus dem Anschauungsbereich und Gedankenkreis des Bauern heraus erklärt werden, daß das unpersönliche Naturgeschehen, welches der lebenswarmen und abstraktionslosen Denkart des Naturmenschen geradezu grauenhaft erscheint in seiner schweigenden, unbeirraren Stetigkeit, »als Aeußerung des Zornes oder der Macht eines höheren, stets aber menschenähnlich gedachten Wesens« ausgelegt wird. »Indem durch jene Deutung die zuvor völlig fremden Erscheinungen unter den uns so wohl bekannten und

geläufigen Begriff von Willensäußerungen eines persönlichen, uns ähnlich gedachten Wesens gebracht werden, sind sie alsbald minder fremdartig als zuvor, — sie sind unter einem Gesichtspunkt gebracht, von dem aus sie nicht mehr als rätselhaft, sondern als verständlich und bekannt erscheinen. . . « (Hans Cornelius, Einleitung in die Philosophie, Leipzig 1903.)

Wir glauben gezeigt zu haben, daß gewisse Naturerlebnisse teils Sagen aus dem Nichts erzeugen, teils verschwommene mythische Erinnerung in fest umrissene Formen bringen. An vielen Orten in gleicher Weise, unabhängig und doch im gleichen geistigen Zusammenhang, in der bestimmten Form meist sehr jung, im tiefsten Wesen uralt.

- ¹⁾ Opferstein: Vergl. Berg, Granit des Riesengebirges. H. Preuss. Geol. Landesausst. 1924. — F. Toulou, Die Erosionsformen des Granits und die vorgeschichtlichen Steindenkmäler. Verh. d. Ver. f. Natur- u. Heilkunde. Neue Folge 11. Preßburg 1900. — K. Zimmel, Germanische Wahrzeichen aus dem Waldviertel Niederösterreichs »Deutsches Vaterland« 2, 1920, Heft 3, S. 11 ff. Aeltere Arbeiten von J. Krabuletz etc.
- ²⁾ Bergwerkswagen: Rolle, Die Bergmannssagen in Steiermark. Der Aufmerksame, 1856. S. 49. — Pirchegger a. a. O. S. 54—56.

Drei Lungauer Sagen.

Mitgeteilt von Lehrer Josef Buchowiecki, Wien.

1. Das Wunschtürl.

Das große Eingangstor des Schlosses Mauterndorf hat in seiner Mitte ein kleines, nicht bis zur Erde reichendes Türl, das gerade das Durchschlüpfen eines Menschen ermöglicht, ohne das Tor öffnen zu müssen. Dieses Türl ist der Sage nach ein Wunschtürl. Jeder, der zum erstenmal durch dieses Türl kriecht und sich dabei etwas wünscht, sieht diesen seinen Wunsch in Erfüllung gehen, wenn er bis zur Erfüllung keinem Menschen seinen Wunsch verrät.

Erzählt vom Schloßverwalter in Mauterndorf 1925.

2. Der Teufelssessel.

Als der Teufel einmal auf die Gensgitsch ¹⁾ ging, wurde er müde und setzte sich auf einen Baumstrunk, um auszuruhen. Als er wieder aufstand, war der Baumstrunk ganz entsetzlich verkrümmt. Seither heißen alle solchen Baumstrünke in der Gegend Teufelssessel.

Erzählt von Fr. Wiesenegger, Maria-Pfarr i. L., 1925.

3. Die gebannten Fische.

Im Liegnitzsee ⁴⁾ sollen viele schöne Fische sein. Es ist aber noch keinem Menschen gelungen, auch nur einen einzigen zu fangen, obwohl es schon oft versucht wurde. Die Fische sind nämlich gebannte Geister.

Erzählt von der Sennerin der Bacheralm 1925.

¹⁾ Vergl. J. Lorber, Der Millstättersee und die Domitianlegende Carinthia, II, 103, S. 88 ff u. 193 ff.

²⁾ Vergl. W. Krebs, Geologische und meteorologische Motive einiger an Thüringer Seen geknüpfter Sagen. Globus 81 (Braunschweig 1902) S. 63.

³⁾ Berg in den Niederen Tauern, nördlich von Maria-Pfarr, 2278 m. Er hat fünf Böden, deren jeder dem Wanderer vortäuscht, er wäre schon oben; kein Wunder, wenn selbst der Teufel müde wird.

⁴⁾ Quellsee (etwa 1900 m) der Liegnitz, eines Zufusseses der Taurach, beziehungsweise der Mur, nördlich von Maria-Pfarr.

Zur Familienforschung.

Im Jahrgang 28 (1923) dieser Zeitschrift ist auf Seite 11 ein Aufruf zur Pflege der Familiengeschichte veröffentlicht worden, der unter unseren Mitgliedern und Lesern lebhaften Anklang gefunden hat. Seither haben mehrere Beratungen des im Schoße des Vereines für Volkskunde bestehenden Sonderausschusses für Familienforschung stattgefunden, welche verschiedene Aktionen in dieser Sache auslösten. Im folgenden sei eine kurze Mitteilung über die Quellen der Familienforschung aus der Feder der Frau Dr. Erna Patzelt veröffentlicht, welche für alle Interessenten von Wert sein dürfte:

I. Historische Quellen der Familienforschung.

Der Historiker wird bei der Familienforschung vor allem auf die Sammlung, beziehungsweise Erhaltung aller der Nachrichten Wert legen müssen, welche Aufschluß über Familien und einzelne Personen gewähren, die geeignet sind, als Quellen für die Familienforschung zu dienen.

Solche sind:

A. Quellen in Privatbesitz oder durch private Sammler erreichbar.

1. In erster Linie Stammbäume und Stammtafeln oder Ahnentafeln.

2. Stammbücher, besonders alte, in denen sich Wappen oder sonst Nachrichten über Verwandtschaftsverhältnisse finden.

3. Lehenbücher oder Wappenbücher.

4. Familienchroniken.

5. Herrschaftsaktien (Archivalien auf Gütern).

6. Häusernamen, Hausinschriften wie Inschriften überhaupt, Hausmarken.

7. Steinmetz- und Künstlerzeichen.

8. Grabdenkmäler, Grabinschriften, Wappen.

9. Porträts, Bildnisse.

10. Münzen.

11. Familiennamen, Vornamen, Orts- und Flurnamen, Hofnamen.

12. Berufe in der Familie.

13. Nachrichten über den Wechsel der Bevölkerung (Ein- u. Abwanderung).

B. Quellen in öffentlicher Verwahrung.

1. Kirchenbücher (Pfarrmatriken, Taufregister, Heiratsregister, Totenregister). — Besonders wertvoll ist hier, darauf zu achten, ob nicht eventuell noch alte Totenbücher, Nekrologien oder Verbrüderungsbücher vorhanden sind, wie solche gerade in Klöstern im Mittelalter und darüber hinaus geführt wurden.

2. Zivilstandsakten, welche von der öffentlichen Behörde geführt werden.

3. Steuerbücher und Rechnungen.

4. Traditionsbücher und Urbare.

II. Anleitung zum Sammeln der Quellen.

A. Privatbesitz.

1. Mitteilung darüber, wo sich die Quelle befindet (genaue Adresse), Art der Aufbewahrung.

2. Inhalt und Umfang der Quelle.

3. Zeit, auf die sich die Quelle bezieht.

4. Ob Original oder Abschrift (beglaubigte?)

5. Für Quellengruppen Nr. 6—13 ist womöglich eine Abzeichnung oder Abschrift, beziehungsweise Photographie anzufertigen.

6. Für die übrigen wäre es wertvoll, kurze Nachrichten über den Umfang, den Bestand der Quellen, Erhaltung etc. (Lücken sind zu vermerken) zu geben.

Dasselbe gilt auch für Archivalien auf Gütern, wo oft der Gutsverwalter die Aufsicht über die Archivalien hat, ein eigentliches Archiv aber nicht besteht.

B. Quellen in öffentlicher Verwahrung.

Hier genügen kurze Vermerke wie oben unter A 5 und 6.

Die Zuschriften (für A und B) sind entweder an das jeweilige Landesmuseum oder das Museum für Volkskunde in Wien zu richten, mit der Aufschrift »Familienforschung«.

Literatur der Volkskunde.

Eberhardt Frh. v. Künßberg: Rechtsbrauch und Kinderspiel. — Untersuchungen zur deutschen Rechtsgeschichte und Volkskunde. Heidelberg 1920. 64 Seiten.

Die Ausführungen des vorliegenden Buches, die unter Heranziehung der Quellen der Volkskunde und Rechtsgeschichte das Grenzgebiet zwischen beiden Wissenschaften behandeln, gliedern sich in drei Teile: Im ersten Abschnitt wird die Beteiligung des spielenden (unmündigen) Kindes am Rechtsleben, im zweiten das Eindringen von Rechtsbräuchen in das Kinderspiel, im dritten der Einfluß der Rechtsordnung auf das Kinderspiel behandelt. Die Teilnahme der Kinder am Rechtsleben konnte einerseits im Interesse des Kindes erwünscht sein, andererseits erhoffte man gewisse Vorteile durch die Heranziehung des unschuldigen Kindes bei Vorgängen des öffentlichen Lebens zu gewinnen. Die Hauptfälle, in denen Kinder am öffentlichen Leben teilnehmen, sind Grenzbegehung, Strafvollzug, Losziehen und Botengehen. Ueber diese Ereignisse weiß der Verfasser eine Reihe wertvoller Einzelheiten mitzuteilen. Er bespricht ausführlich die Stärkung der Erinnerung bei Heranziehung der Kinder als Gedächtniszeugen durch eine Reihe von Mitteln, zu denen unter anderem auch allerlei Scherz und Prügel gehören, die abschreckende Wirkung auf die Kinder und die Erhöhung der Feierlichkeit, die man von der Teilnahme der Kinder bei Hinrichtungen erhoffte, den Glauben an die Zauberkraft kindlicher Unschuld, der im kriminellen Aberglauben und Bauopfer seine traurigste Verzerrung findet. Bei Behandlung des Kinderspieles vom Standpunkt der Rechtsgeschichte ist der Verfasser erfolgreich bemüht, psychologisch-pädagogische Tatsachen zu berücksichtigen. Er scheidet aktuelle Spiele, die durch Nachahmung der gegenwärtigen Umwelt oder aus dem Bedürfnis des Augenblickes heraus entstehen, von den nicht-aktuellen Spielen, die durch soziale Vererbung überkommen, eine feste, überlieferbare Gestalt angenommen haben und allein Gegenstand volkskundlicher Betrachtung sein können.

Der Versuch, ein geschlossenes Rechtssystem aus Kinderspielen zusammenzustellen, gelingt nicht, da ja der Zufall bei Nachahmung und Ueberlieferung eine große Rolle spielt. Trotzdem findet der Verfasser bei systematischer Ordnung der Kinderspiele Beispiele für Eindringen des öffentlichen Rechtes (Königsspiel, Freilassung, Volkszählung) und des Privatrechtes (Handlungsfähigkeit der Kinder, Widerruflichkeit der Schenkung, Eigentumsschutz, Kauf und Verkauf) in das Kinderspiel. Zahlreich finden sich Tatsachen aus dem Strafrecht im Kinderspiel, die bei den Kindern ebenso wie die Strafvollstreckung viel Anklang finden.¹⁾ Der dritte Teil des Buches behandelt in aller Kürze die amtliche Förderung und Hemmung, die das Kinderspiel erfuhr, öffentliche Feste der Kinder an Erinnerungstagen, Schulfeste, das Verbot einzelner Ausartungen kindlichen Spieles. Nach mehreren Richtungen, hauptsächlich wie der Verfasser selbst meint, nach der psychologisch-pädagogischen Seite hin, verdiente diese Arbeit, deren klarer, übersichtlicher Aufbau noch ausdrücklich betont werden soll, fortgeführt zu werden.

Hildegard Hetzer.

¹⁾ Vergl. die Ausführungen von Leopold Höfer, diese Zeitschr. Jahrg. 29 (1924). S. 90 ff.

Charlotte Bühler: Das Märchen und die Phantasie des Kindes. Barth. 2. Auflage. Leipzig 1925.

Das Märchen stellt die bevorzugte Literaturgattung einer bestimmten Altersstufe vor, die man geradezu als Märchenalter bezeichnen kann. Dem Märchenalter (4.—8. Lebensjahr bei geistig regsamen, 6.—13. Lebensjahr bei weniger sorgfältig erzogenen Kindern) geht eine literarische Periode voran, die nach dem klassischen Beispiel der in ihr bevorzugten Geschichten als Struwwelpeterzeit zu charakterisieren ist. Die Geschichten der Struwwelpeterzeit haben unmittelbar zu dem Leben des Kindes Bezug und ihren Kern bildet meistens eine kleine Moral. Nach Ablauf des Märchenalters interessieren Geschichten mit heldenhaftem Charakter, eine Neigung zum Realismus macht sich geltend. Die typische Form dieser Literaturgattung ist der Robinson. Daher können wir diese Periode als **Robinsonalter** bezeichnen.

Charlotte Bühler unternimmt den Versuch, nachdem sie das Märchenalter in der oben beschriebenen Weise von der vorangehenden und nachfolgenden Periode abgegrenzt hat, durch sorgfältige Analyse des Märchens festzustellen, wie weit und in welcher Beziehung das Märchen gerade der geistigen Beschaffenheit des Kindes im Märchenalter entspricht. Die Personen, das Milieu, die Handlung und die Darstellung des Märchens werden in vier Abschnitten eingehend besprochen.

Die Personen des Märchens sind Kinder, wie das Kind selbst. Die Tatsache, daß sie mit bitterer Armut oder besonderem Reichtum umgeben werden, berücksichtigt die Freude des Kindes im Bemitleiden und im Ausmalen von Glanz und Herrlichkeit. **Polarisation** ist das wichtigste Gesetz der Charakteristik. Vergrößern und Verkleinern in der Vorstellung, **Proportionsverschiebungen**, finden sich zahlreich. Man denke nur an die vorkommenden Riesen und Zwerge. Das **analogistische Denken** des Kindes kommt überall zum Durchbruch. Die auftretenden Fabelwesen (Hexen, Riesen) sind keine Neukombination, wie es zum Beispiel für die Fabelwesen der griechischen Heldensage, die halb Mensch, halb Pferd und ähnliches sind, zutrifft, sondern durch Proportionsverschiebung und Analogiebildung entstanden. Sie stellen keine Ansprüche an die ärmliche Fähigkeit des Kindes zu Neukombinationen. Das **geringe kombinatorische Talent** offenbart auch die Anordnung der Personen.

Eine ausführliche Beschreibung des Milieus und der Situation findet nur bei plötzlichen Uebergängen statt. Kurze Angaben genügen dem Kind, das sie mit ganz anderer **Gefühlsintensität** erlebt, wie der Erwachsene. Als sehr eindrucksvoll erweist sich der Wald, der Brunnen, ein einzelner Baum. Die Schilderung ist immer in eine **Sukzession** aufgelöst, die Handlung ist der Kern, um den sich alles gruppiert. Das **Fehlen genauer Angaben**, das Herausgreifen spaßhafter Einzelheiten entspricht dem, was wir von den ungenauen Sachvorstellungen, ungenauen Wahrnehmungen des Kindes wissen, die oft Einzelheiten herausgreifen, um hartnäckig an ihnen festzuhalten. Die kindliche Phantasieleistung beim Ausmalen der Milieuschilderung, ist ein Einordnen des Gebotenen in ein vorhandenes Raum- und Zeitschema.

Die Handlung des Märchens erhält selten einen bestimmten Abschluß im Verfehlen oder Erreichen des Ziels. Das Märchen berichtet **biographisch** in einem Nacheinander. Spannende Ereignisse, Taten, Abenteuer

per Person des Helden bilden den Mittelpunkt. Ein weiter Spielraum ist den Wunderthaten gelassen. Sensationen bilden für den nach außen gerichteten Geist des Kindes einen besonders wertvollen Anreiz, die Phantastik, Seltsamkeit der Einfälle, das Zurücktreten des Intellektes, das starke Hervortreten des Affektiven bei der Motivation scheinen der kindlichen Geistesverfassung besonders zu entsprechen.

Die Darstellung der Handlung verwendet die Wiederholung als eines der beliebtesten Stilmittel. Durch Prophezeiungen, Gebete, Verbote wird der spätere Verlauf vorgezeichnet. Sie geben dem Hörer die Disposition in die Hand. Unvorhergesehene Komplizierungen, die den Verlauf durchbrechen, kann das Kind noch nicht verarbeiten. Die Darstellungstechnik verweist den Hörer immer auf die Außenwelt, beschreibt die seelischen Vorgänge nur an den sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen. Die Kontinuerlichkeit des Märchens will alles von seinem Helden zusammenhängend berichten. Größere Zeitabstände werden ignorierend übersprungen, oder Zauberei und ähnliche Mittel werden angewendet. Neben den Proportionsverschiebungen, von denen wir schon sprachen, dem Vergrößern und Verkleinern in der Vorstellung, finden wir auch die quantitative Steigerung sehr häufig. Das Bedürfnis nach Motivation der Handlung besteht nicht. Alles beruht auf dem Gefühl.

Zusammenfassend führt die Verfasserin in einem letzten fünften Abschnitt: »Denkende und anschauende Phantasie« aus, daß zielstrebiges, zusammenfassendes Denken vom Märchen nicht vorausgesetzt wird. Ebenso wenige Anforderungen wie an die Abstraktionsfähigkeit stellt das Märchen an die kombinatorische Phantasieleistung. Die schöpferischen Leistungen, die es verlangt, beruhen auf Analogiebildung. Kombinatorisch zusammengestellte Situationen finden sich selten. Begünstigt wird vor allem ein Ueben der Vorstellungsmechanismus durch das Vorbeiziehen so mannigfacher Vorstellungen, ein Ueben der Proportionsvorstellung, eine rege Anteilnahme des Gefühls. Diese erste, gründliche Untersuchung des Märchens in seinen Beziehungen zum kindlichen Geistesleben sollte auch im Lager der Pädagogen, bei denen der alte Kampf über Wert und Unwert des Kindermärchens tobt, nicht unberücksichtigt bleiben. Ebenso sollte man es — wie die Verfasserin selbst anregt und schon zum Teil durchzuführen begann — nicht unterlassen, auch andere Literaturgattungen in ihrer Beziehung zur geistigen Beschaffenheit des Lesers zu untersuchen. Wir haben wertvolle Aufschlüsse von dieser Seite zu erwarten. Dem Volkskundeforscher, mit welcher Art geistigen Volksgutes immer er sich beschäftigt, sei die Lektüre des anregenden und klar geschriebenen Buches wärmstens empfohlen.

Hildegard Hetzer.

Alfons Dopsch: Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung aus der Zeit von Cäsar bis auf Karl den Großen. Zweite veränderte und erweiterte Auflage. Wien 1923. Verlag Seidel und Sohn. 2 Bde.

Zur Bedeutung des vorliegenden Werkes ist anlässlich seines ersten Erscheinens an dieser Stelle genug gesagt worden, als daß hierauf neuerdings rühmend eingegangen werden mußte. Wir glauben dem reichen Gewinn, den auch andere Wissenschaften aus ihm gezogen haben und noch ziehen können,

eher mit ein paar Worten, die seinen Forschungszielen gelten, gerecht zu werden.

Es besteht kein Zweifel, daß das zivilisatorische Netz alter Siedlungskultur, das uns Dopsch als ein Beharrendes in der Bewegung der Völkerwanderung würdigen gelernt hat, durch die fortschreitende Bodenforschung als noch dichtmaschiger wird erwiesen werden, als man bisher davon weiß — kein Zweifel aber auch darüber, daß man die Umschaffung dieser Ueberlieferung durch neue Völker im Sinne ihrer Volkstümlichkeit dabei nicht aus den Augen verlieren darf. Bedeutet es einen gewaltigen methodischen Fortschritt, wenn dabei die etwas kurzsichtigen Entwicklungs- und Besitztheorien des 19. Jahrhunderts verlassen wurden, so erwächst daraus der Zukunft die Pflicht, auf der Höhe der Zeit stehende Erkenntnisse des Gemeinschaftslebens zur Kritik des Siedlungs- und Wirtschaftsbetriebes zu verwerten, wo dessen eigene geschichtliche Urkunden versagen oder abgetan sind. Wir denken an den großzügigen Ausbau dessen, was Dopsch mit gewohnter Weitsicht über die Bedeutung der germanischen Hausgemeinschaften und die künstlichen Verwandtschaften auch für den Wirtschaftsbetrieb sagt. Wie das Rechtsleben noch später mit Racherecht, Entspinnung Adoption beweist, konnte man sich das Individuum gar nicht ohne natürliche gesellschaftliche Bindung oder einen Ersatz dafür denken. Wir glauben, daß sich für die allgemeine Einschätzung der Rechtsgewalt der *genalogiae* der alten Alemannen wie auch etwa der Diethmarschen daraus doch gewichtigere Momente ergeben, als daß man sie bei Siedlungsfragen ausschalten könnte.

Der sippenrechtliche Charakter der Diethmarschen kommt allerdings voll nur zum Ausdruck, wenn man Blutrachebindung, Namensgesetze und Erbrecht mit in Betracht zieht. Aus diesen und anderen Gründen ist auch das Gefolgschaftswesen und die kriegerische Organisation, wohl mehr als wir wissen, in alten Zeiten dem Sippenwesen und den Burschenverbänden desselben verschuldet. Man denke hier nur an die Schilderhebung der germanischen Herzoge und ganz verwandte schwedische Burschensitten, wie an die Einsetzung des Kärntner Herzogs.

Auch die Autorität der magistratus und principes der Germanen bei Cäsar hing solchermaßen gewiß nicht bloß — sozusagen staatsrechtlich — mit der Entwicklung des Besitzrechtes an Grund und Boden zusammen, eines Besitzrechtes, dessen Inhalt übrigens Dopsch mit vollem Recht mit einem Fragezeichen kennzeichnet. Nach allen unseren Erkenntnissen im Völkerleben ist Nutzung und Ertrag, den der einzelne persönlich beansprucht oder hervorruft, die tiefste Wurzel des Eigentumsbegriffs im Völkerleben. Auch die Markgenossenschaften haben ihn nicht notwendig auf Grund und Boden an und für sich erstreckt. Es sei nur daran erinnert, daß auch die südslawischen Hauskommunionen (»Zadruga«) in den Balkanländern seit dem 13. Jahrhundert nicht eben selten von Kolonen gebildet wurden. Ihr volkstümliches Aufwachsen ist jedenfalls zu allermeist ein mit der Extensität und Intensität der Wirtschaft, somit auch mit der Schwendwirtschaft und primitiven Viehhaltung verknüpftes Problem.

Die altvolkstümliche soziale Funktion der Markgenossenschaft, der sich noch manche andere volkstümliche Arbeitsgemeinschaft an die Seite stellen läßt (Bittarbeit, Nachbarschaft im Brauchtum), steht und fällt aber auch aus

eben demselben Grunde nicht mit der alten Besitztheorie. Die Beziehungen zur Hausgemeinschaft und Verwandtschaft, wie auch zu dinglich älteren Funktionen, außerhalb der rein agrarischen, werden noch klarzustellen sein.

Im Positiven wie im Negativen weist uns solchermaßen das Buch neue Wege, denen mit der gleichen Gründlichkeit und Gediegenheit nachzustreben, auch jetzt nicht leicht sein wird, wo die Richtung schon feststeht.

A. Haberlandt.

Otto von Falke: Deutsche Möbel des Mittelalters und der Renaissance. Bauformen-Bibliothek, Band XX. (64 Seiten Text, 600 Abbildungen.) Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart.

Das reife Werk eines ersten Fachmannes würde Beachtung fordern, auch wenn es methodisch wie inhaltlich dem Volksforscher nur ein Nachbargebiet eröffnen würde. Das vorliegende Buch bringt aber so viel aus dem Bereiche des älteren Volksbesitzes selbst, daß wir es als ein unentbehrliches Quellenwerk für jeden Volksforscher auf seinem eigenen Gebiet ansehen müssen. Dabei erscheinen uns vor allem die Grundsätze hervorhebenswert, die Falke für den Quellenbestand an Möbeln des frühen und romanischen Mittelalters bis 1300 nicht nur aufstellt, sondern auch konsequent zur Durchführung bringt: »Um in das Dunkel des frühen Mittelalters hineinzuleuchten, das die Entstehung der ältesten nachantiken Möbelformen verbirgt, ist es unumgänglich, neuere Möbel altertümlichen Stils mit heranzuziehen, die als Erzeugnisse einer völlig stationär gebliebenen Volkskunst die Formen, Bauart und Verzierung der Frühzeit so unverändert festgehalten haben, daß man daraus auf ihre Urtypen zurückschließen kann. Solche bäuerliche Möbel von ausgesprochen mittelalterlicher Gestaltung fanden sich in der unzugänglichen Bergwelt der Alpen und Skandinaviens, überhaupt in verkehrsfernen Gegenden, wo bei ursprünglichen Wirtschaftsformen auch die Lebensweise und die Behausung primitiv geblieben waren.« Und: »Auch einige nichtdeutsche Möbel sind hereingezogen worden. Diese Grenzüberschreitung rechtfertigt sich für das hohe Mittelalter dadurch, daß namentlich in Skandinavien Möbel von romanischen Formen sich erhalten haben, die einst auch in Deutschland gebräuchlich waren, aber nur noch in bildlichen Quellen nachweisbar sind.« Man darf, ohne diese Methode zu überspannen, ruhig behaupten, daß man räumlich bei manchen Typen noch viel weiter über Deutschland wird ausgreifen müssen, um ihrer Genesis auf den Grund zu kommen, wie namentlich bei den Satteldachtruhen und im besonderen bei denen mit Schindelfügung der Wände. Vorläufig dürfen wir uns aber des ohnehin gebotenen in künstlerischer Hinsicht geradezu überwältigenden Stoffes und seiner vorzüglichen Bearbeitung uneingeschränkt erfreuen. Die Abstammung von antiken oder byzantinischen Vorbildern stellt Falke für die Sitzmöbel aus rundgedrechselten Holzpfosten und Stäben fest. Dinge, die sich in der Volkskunst des Nordens und etwas verändert in der Norddeutschlands, ganz archaisch aber im Kaukasus bis auf die Gegenwart erhalten haben. Den Kastensitzen des Mittelalters, Arbeiten in Schreinertechnik, ordnet Falke auch den aus einem Klotz gearbeiteten Stuhl einer Schachfigur in Darmstadt und den Stuhl der Maria auf einem Relief der Anbetung an der Domtür zu Spalato (1214) zu. Wir meinen, daß B. Schmidt hier konsequenter vorgegangen ist, wenn er diesen Typ an die nordischen Kubstol-Formen anschließt, Lehnstühle, die aus einem vollen Baumklotz

gehöhlt sind und wahrscheinlich in Italien bis in die etruskische Periode zurückreichen. Das für die Kastensitze gebotene Material ist ganz einzigartig; besonders glänzend ist aber die Zusammenstellung alter Satteldach- und Stollentruhen, die auch ornamentgeschichtlich für den Volksforscher von höchstem Belang sind. Wir bedauern, daß Falke hierfür wie auch anderwärts nicht seine eigenen älteren Quellenarbeiten nachweist, da er gerade für die Bedeutsamkeit des Ornaments in seiner Arbeit über alte Truhen (Amtliche Berichte der Preußischen Kunstsammlung XXXVII) vorzügliche kritische Bemerkungen beigebracht hat.

Die Absteckung des Verbreitungsgebietes dieser Truhen kann der osteuropäische Forscher leicht ergänzen; wir möchten das Studium des ganzen Abschnittes überhaupt den osteuropäischen Kollegen wärmstens empfehlen.

Sehr wertvoll ist auch das Material gotischer Giebelschränke. Sind die Stollentruhen im Allgemeinen durch Anbringung von Kerbschnitzier charakterisiert, so fällt hier an Stücken aus Halberstadt und dem Harzkreise im Besonderen die bedeutungsvolle Ausgestaltung der Giebelzier auf. Typisch findet sich hier das Motiv aufstrebender Ranken und paarig auf ihnen angeordneter Vögel, manchmal in deutlich nach dem Orient weisender Prägung. (Taf. I.)

Eine sehr bemerkenswerte Gruppe der Volkskunst Norddeutschlands stellen die niedersächsischen Stollentruhen aus der Gegend von Halberstadt, Lüneburg und Braunschweig dar, denen sich verwandte Stücke aus Schweden anreihen. (Taf. II.) Falke gelangt zu einem Fehlschluß, wenn er vermeint, es könnte hier von Volkskunst nur dann gesprochen werden, wenn es sich um späte gegenüber dem Zeitstil zurückgebliebene Typen handeln würde. Das reichliche und ausgebreitete Auftreten dieser Truhen aus der Wende des 13. und 14. Jahrhunderts beweist nur einfach, daß dieser Kunstform damals schon umfassende Volkstümlichkeit eignete, wie ja auch die Phantasietiere, die auf diesen Stücken zur Darstellung gelangen, gewiß in der zeitgenössischen Gedankenwelt bis tief hinunter ins Volk heimisch geworden waren, wozu das Wesen des mittelalterlichen Märchens ein Gegenstück bildet.

Tatsächlich ist auch die gesellschaftliche Entwicklung des Volkskörpers in diesen Gebieten, namentlich die des Bauernstandes schon in dieser Zeit ebenso wie später anders geartet als im zivilisatorisch fortgeschrittenen aber unausgeglichenen Gebieten Deutschlands, wo die Volkskunst folgerichtig geminderte Besonderung und Rückständigkeit auf Grund der Lebenshaltung ihrer Träger offenbart. Es ist gerade dieser Umstand, der sich auch im Schatten der Tatsache hält, daß die Renaissance in Niederdeutschland im Buche mit vollem Recht einen eigenen Abschnitt beanspruchen konnte.

Das gründet sich nicht nur auf die Wertigkeit des Eichenholzes sondern auch auf die des Volkstums, das es verarbeitet hat.

Das Gegenstück zu dieser hochwertigen und in schnitzgerechter Stilierung vorschreitenden Volkskunst des Nordens stellt die des deutschen Südens der Schweiz und in Tirol (Vintschgau und Brixener Gegend) dar, wie man das an prächtigen Truhen mit Kassettenfeldern und flachgeschnittenem, ausgeprägtem Pflanzenornament ersehen kann. Auch hier ist von einer Unterschiedlichkeit der Stilkunst gegenüber der Volkskunst kaum zu sprechen, so wie die Tiroler von oben bis unten eben Volk sind.

Es verschlägt dabei nichts, daß sich der Eigenstil mancher Gebiete viel langsamer und geringfügiger geändert hat als der anderer Kulturlandschaften. Eigenbau eines tüchtigen Volkshandwerkes sind auch so manche der gebotenen Tischformen, wogegen die einfachen Betten mit Baldachin in Tirol wohl als gutes Beispiel gesunkenen Kulturgutes angesehen werden dürfen. Auch an den Stuhlformen kommt dies, wenn auch in gemindertem Umfang (Spinnstühle!), zum Ausdruck. Von prächtigen süddeutschen Truhen mit Stadtansichten in Einlegearbeit volkstümlich abgeleitet, sind auch wohl Bauerntruhen, die das gleiche Motiv in stereotyp strenger Stilisierung noch im 18. Jahrhundert zeigen. Zu einem Fayenceofen (S. 215) »unbekannten Standorts« möchten wir bemerken, daß es sich hier um ein südtiroler Stück unter schweizerischem Einfluß, wahrscheinlich aus dem Nonsberg, handelt.

Alles in allem stellt das Buch ein Ehrendenkmal deutschen Handwerksgeistes dar, wie wir uns es ansehnlicher und beredter kaum denken können.

A. Haberlandt.

Deutsche Art — treu bewahrt. Eine Sammlung von Volks- und Jugendschriften zur Verbreitung der Kenntnis vom Auslandsdeutschtum. Verlag von A. Pichlers Witwe & Sohn, Wien.

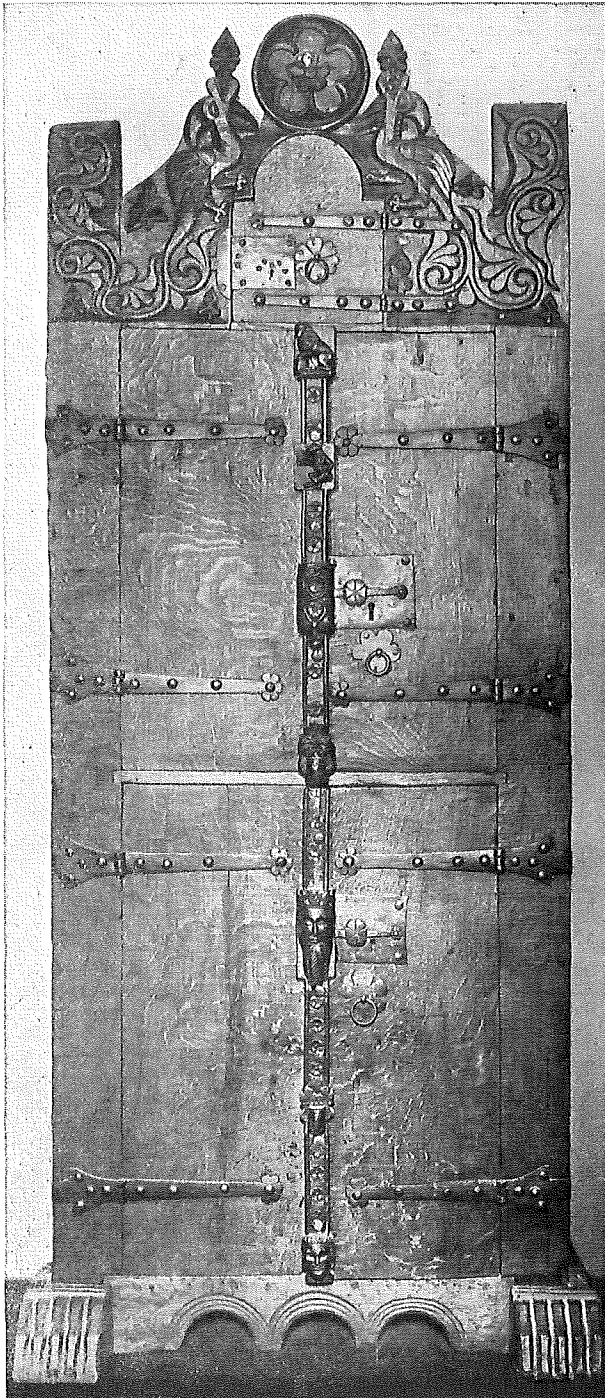
Band I. Bei den deutschen Brüdern in Großrumänien. Erzählungen und Schilderungen von R. F. Kaindl (Graz). 107 Seiten mit 31 Bildern und 1 Kartenskizze, Wien 1924.

Band II. Zwischen Drau und Adria. Geschichten, Kultur, Brauchtum und völkische Not des Deutschtums am Südmeer. Von A. A. Klein (Graz). 146 Seiten mit 36 Bildern und 1 Kartenskizze, Wien 1925.

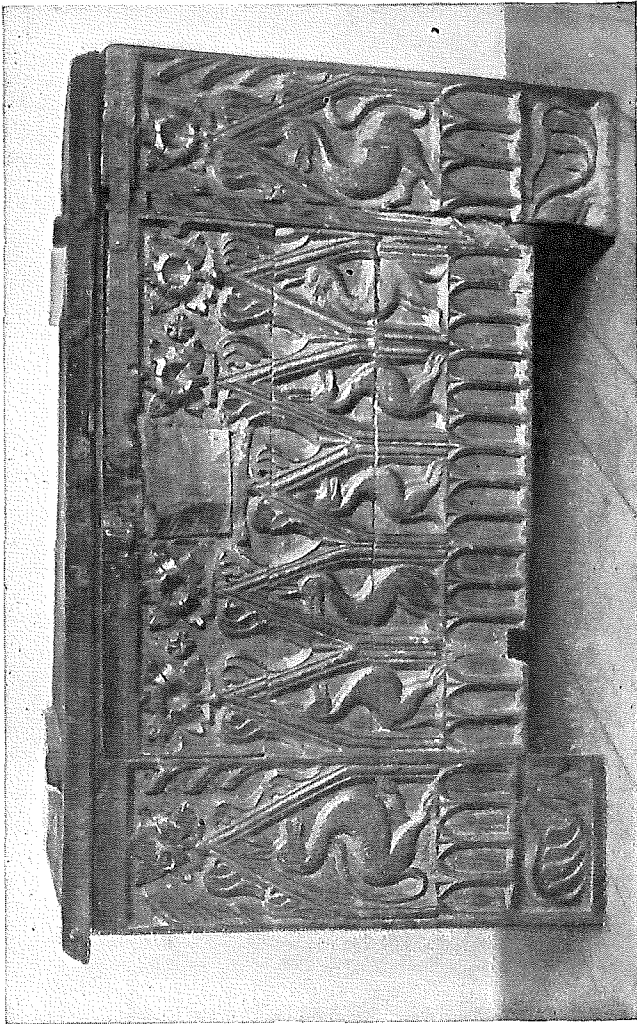
Band III. Die Deutschen in Südslawien. Erzählungen und Schilderungen von R. F. Kaindl (Graz). 103 Seiten mit 33 Bildern und 2 Kartenskizzen, Wien 1926.

Der durch seine zahlreichen höchst wertvollen Schriften über das Deutschtum im Osten rühmlichst bekannte Verfasser bringt im ersten Bändchen Bilder aus der Geschichte Siebenbürgens und der angrenzenden Gebiete, im dritten landes- und kulturgeschichtliche Skizzen aus den deutschen — früher zu Oesterreich gehörigen — Gebieten Südslawiens von der Zeit der Gotenherrschaft und dem Hunneneinfall angefangen bis auf unsere Tage. Neben den äußeren Ereignissen wird die innere Entwicklung von Land und Volk geschildert, Siedlungs- und Rechtsgeschichte, das Arbeitsleben, die Tracht, Sitte und Brauch bei Jahres- und Familienfesten, Volkslied, Sage, Rätsel u. dgl. m. Die Bändchen geben ein vortreffliches Bild über die ganz hervorragende Kulturarbeit, die die deutschen Stämme Niederfranken und Schwaben in den genannten Gebieten geleistet haben und die erfreulicherweise von einzelnen maßgebenden Rumänen und Südslawen auch entsprechend gewürdigt wird, wie der Verfasser an der Hand von Belegen nachweist.

Den Deutschen in Slovenien ist das zweite Bändchen von Ant. Ad. Klein gewidmet. Auch dieser Verfasser bietet fesselnde Bilder aus der Geschichte sowie dem Wirtschafts- und Geistesleben der Deutschen in dem an Bodenschätzen reichen Gebiet zwischen Drau und Adria und gedenkt der hervorragenden Söhne dieses Landes: Anast. Grün, W. Tegetthoff und Hugo Wolf,



Giebelschrank, Eiche, geschnitzt um 1300. Museum Wernigerode.



Frühgotische Truhe, Eiche, Schweden, 14. Jahrh. Museum Visby.

Die Abbildung ist dem auf Seite 133 f. angezeigten Werke: »Deutsche Möbel«
von Otto von Falke entnommen.

Die Druckstöcke für Tafel I und II wurden von dem Verlag Julius Hoffmann
in Stuttgart zur Verfügung gestellt, wofür der beste Dank abgestattet wird.

Den inhaltsreichen, volkscundlich wertvollen Sebriftchen, die zahlreiche Illustrationen sowie Proben mundartlicher Texte enthalten und in schlichtem Erzählerton geschrieben sind, ist weiteste Verbreitung zu wünschen.

Dr. A. Perkmann.

John Meier: Deutsche Volkskunde insbesondere zum Gebrauch der Volksschullehrer. Im Auftrag des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde. Berlin und Leipzig 1926. Walter de Gruyter u. Co., 344 S.

Der tatkräftige und verdienstvolle Leiter des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde hat hier mit einer Reihe von Mitarbeitern ein Buch geschaffen, das eine vielverheißende Unterlage für die Auswertung der Volkskunde, vornehmlich im Deutschunterricht aller Schulen, bedeutet. Ein Großteil des Buches ist durchaus deutschkundlichem Stoff gewidmet, auch der von anderen Voraussetzungen des Wissens und Erkennens ausgehenden Abschnitte wird der Lehrer, der es mit der Volkskunde ernst nimmt, nicht entraten können. Ins rein seelische Gebiet führt uns mit vorzüglichem Verständnis für bäuerliches Wesen in Arbeit und Sprache und Gemeinschaftsleben Werner Boette ein. Die Innerlichkeit deutschen Volkstums konnte nicht besser in den Mittelpunkt der Erkenntnis gerückt werden. Einigermassen vermissen wir demgegenüber die äußere Umschreibung des deutschen Volkstums nach Grenzen stammlicher und sprachlicher Gliederung, ein Unternehmen, dem kartographisch nicht schwer beizukommen wäre. Dorf, Haus und Hof behandelt Otto Lauffer. Gediogene Erkenntnis des bewährten Forschers auf dem Gebiet des wirtschaftlichen, technischen und künstlerischen Wuchses von Dorf und Haus schafft eine in ihren Maßen wohlabgewogene Darstellung. Dagegen befremden einzelne Sonderauffassungen, wie die von dem ostgermanischen Ursprung der Schlotküchen, die uns die vergleichende Volkskunde auf romanischem Volksboden bis auf die Balearen verfolgen läßt oder die von der keltischen Abkunft des von Laufer so benannten oberdeutschen Hauses. Die im Schriftennachweis gleichfalls vermißte Arbeit von W. Schulz-Minden über das germanische Haus kann den Leser hierüber klarer unterrichten, als es hier mit kurzen Worten geschehen könnte. Die Bezeichnung oberdeutsches Haus für einen Wohntrakt, der in sehr verschiedene »Häuser« eingebaut sein kann, halten wir ebensowenig für zutreffend, wie die neuerdings vorgeschlagene Bezeichnung »mitteldeutsches Gehöft« — nur um nicht fränkisches Haus oder Gehöft sagen zu müssen — für eine Sache, deren kulturgeographischer und geschichtlicher Umschreibung die Beziehung auf die fränkische Zivilisation in Deutschland viel besser gerecht wird als die nur für das deutsche Reichsgebiet zutreffende Bezeichnung mitteldeutsch. Was werden unsere Lehrer mit dieser Bezeichnung in Niederösterreich und in der Steiermark anfangen? Vom »mitteldeutschen« Gehöft in Nordfrankreich, Belgien und den Niederlanden, bei den Slowenen und Ungarn ganz zu schweigen. Gehöft und gegebenenfalls auch Haus zumindest nach fränkischer Art zu sagen, daran wird festzuhalten sein, bis die Theorie von der Ausbreitung eines fränkischen Bautypus über weite deutsche Kolonisationsgebiete hinweg, durch Siedler, Baumeister, Grundherren, von seinen Kritikern wenigstens soweit erfaßt ist, als sie die deutschen Hausforscher bisher gefördert haben. Zur Lösung der weiteren Fragen wird freilich eine auf

deutsches Gebiet beschränkte Einstellung nicht ausreichen.¹⁾ An diesen Abschnitt schließt sich ein kürzerer über »Pflanzen« von H. Marzell sehr umsichtig angelegt, ein weiterer über Sitte und Brauch von P. Satori, dem wohl zu knapper Raum zugebilligt wurde, und über »Aberglauben« von Hanns Bächtold-Stäubli, der mit kluger Auswahl den krausen Stoff bündigt. Dem geschulten Volksforscher wird es nicht entgehen, daß große und wichtige Abschnitte der Volkskultur bei dieser ersten Bearbeitung des Stoffes noch ausgeschaltet waren. Wir nennen Tracht und Schmuck, Wirtschaft und Arbeit bis herauf bis zu den Handwerken und zur Volkskunst — Stoff für einen ganzen zweiten Band. Um so erfreuter begrüßen wir es, daß wir endlich über eine ausreichende Einführung im deutschkundlichen Teil unserer Volkstumskunde verfügen. Ueber Namen (Personen-, Familien-, Flur- und Ortsnamen) verbreitet John Meier gediegenes Wissen, Josef Müller steuert die »Rede des Volkes« bei, Friedrich Ranke bringt einen vorbildlich inhaltsreichen und klaren Aufsatz über Sagen, Friedrich Panzer nicht minder in etwas breiterer Form über das Märchen, wobei wohltuend der Ausblick ins vergleichende Forschen eröffnet wird, endlich unterrichtet Erich Seemann über das Volkslied unter Hervorhebung des organischen Werdens des Stoffes, eine Auffassung, die ja den Grundton der ganzen Darstellung abgibt. Wir vermögen das nur zu billigen. Handelt es sich doch darum, schon im Leben stehenden Männern und Frauen wissenschaftlich den Horizont abzustecken und die Gesichtspunkte zu vermitteln, unter denen sie selbst Erarbeitetes und Gewonnenes sich auszubauen vermögen. Zusammen mit E. H. Meyers Deutscher Volkskunde voll der lebendigen Wärme eines deutschen Geistes, und K. Reuschels Darstellung, als dem richtigen Studienleitfaden für Hochschüler, verfügt damit die deutsche Wissenschaft wohl über die besten Grundlagen für den volkskundlichen Unterricht. Oesterreich hat einen ergänzenden Leitfaden vorweggenommen (»Einführung in die Volkskunde« von M. Haberlandt); möge die Schweiz bald nachfolgen, damit alles, was deutsch ist, im Grundstreben geeint sei.

Zuletzt, aber nicht an letzter Stelle, sei der 693 Nummern umfassende Schriftennachweis des Buches erwähnt, eine Uebersicht, die allein schon dem weiterstrebenden Forscher den Band äußerst willkommen machen wird.

A. Haberlandt.

L. Rütimeyer: Urethnographie der Schweiz. Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde. Band XVI. Basel 1924. (XXI. und 397 Seiten, III Tafeln, 196 Abbildungen)

Der bahnbrechende Forscher auf dem Gebiete der primitiven Ergologie der Schweiz ist mit dem vorliegenden Buch zu einer Vervollständigung und Zusammenfassung seiner schon bisher veröffentlichten Studien geschritten, die nun erst eine Uebersicht der Ergebnisse und ihrer Tragweite ermöglicht. Es ist eine höchst eindrucksvolle Ueberschau, die beweist, daß tatsächlich der Forscher, der Europa volkskundlich erfassen will, dies nur mit den Augen des Ethnologen richtig zu leisten vermag. Nur er hat es gelernt, die wissenschaftliche Ehrwürdigkeit des Kleinlebens der Völker in jeder Art zu achten,

¹⁾ Vergleiche die ergebnisreiche Arbeit R. Mielke über das Straßendorf. (Insbesondere die fränkischen Gründungen in Nordfrankreich.) Zeitschrift für Ethnologie 1926. S. 193—217.

eines Kleinlebens, in dem nach urväterlichem Herkommen mehr Menschen in Europa ihre Daseinsform besitzen, als daß es nicht auch des stärksten lebendigen Interesses für sicher zu halten wäre. Auch der moderne Volkswirt kann aus solchen Darstellungen tiefere Erkenntnis gewinnen. Von den schon früher veröffentlichten Arbeiten wurden mehrere ganz wesentlich ergänzt, so die über Steinlampen, über Kinderspielzeug, Backsteine und Backglocken. So gut wie neu ist die über die Verarbeitung der Zerealien und über den Ackerbau, besonders den Hackbau der Weiber in der Gebirgsschweiz. Hinzugekommen ist Schifffahrt und Fischerei, und auch der Abschnitt Obdach und Hausbau hat neue Gestalt gewonnen. Wer wie Referent eine vergleichende Darstellung dieser Dinge für Europa in die Wege zu leiten bemüht war und ist, weiß diese unermüdliche Quellenforschung auf dem Gebiet der Sachkultur besonders hoch einzuschätzen. Als wertvolle methodische Bereicherung der Arbeiten möchten wir die an den Schluß gesetzten »Ergologischen Stammbaum-Tabellen« bezeichnen.

Dr. A. Haberlandt.

Franz Dornseiff: Das Alphabet in Mystik und Magie, ΣΤΟΙΧΕΙΑ, Studien zur Geschichte des antiken Weltbildes und der griechischen Wissenschaft, herausgegeben von Franz Boll. Heft VII. 2. Auflage. B. G. Teubner, Berlin und Leipzig 1925. Geh. RM, 8, geb. RM. 10.

Die Notwendigkeit, der im Jahre 1922 erschienen 1. Auflage dieses Buches nach kurzer Zeit eine zweite (in den Nachträgen erweiterte) folgen zu lassen, beweist das rege Interesse, das man in Fachkreisen dieser Arbeit entgegengebracht hat. In der Tat stellt sie eine mit bewunderungswürdiger Genauigkeit und großem Scharfsinn durchgeführte Untersuchung eines äußerst schwierigen, in verschiedene Disziplinen einschlägigen Stoffgebietes dar.

Die Buchstabenmystik ist ein (wie die Buchstaben selbst) aus dem Orient herrührender Aberglaube, in dem sich das immer neu auflebende Streben des Menschen kundtut, das Geheimnis der Sprache zu ergründen, die Verbindung von Laut und Bedeutung zu erkennen und magisch zu verwerten. Der Verfasser unterscheidet zwei Wurzeln dieses Glaubens: a) die Scheu und Bewunderung der Schrift als Mysterium durch den primitiven Menschen, b) den Glauben an die Symbolhaftigkeit der ganzen Welt, an Beziehungen von allem zu allem (Universismus) und behandelt weiterhin die antiken Ansichten über den Ursprung der Schrift, die Verwendung der Buchstaben als Zahlen und Musiknoten, Pythagoreisches u. ä. m.

Im Hauptstück werden die verschiedenen Gebiete der Buchstabenmystik in fünfzehn kleineren Abhandlungen dargestellt, unter denen die Abschnitte: Die Vokalreihen im Zauber, Ganze Alphabete, A. B. C-Denkmäler, Stern-deutung, Gematrie, besondere Beachtung verdienen.

Die stellenweise in bibliographischer Kürze seitenlang eingeschobenen reichen Literaturnachweise geben ein Bild von der schier unermesslichen Fülle des Materials zur Buchstabenmystik des Altertums, das hier wohl zum erstenmal vollständig gesammelt und gesichtet vorliegt. Die Objektivität der Darstellung sichert dem Werk in allen Kreisen — Orientalisten und Sprachpsychologen seien besonders darauf verwiesen — freundliche Aufnahme. Für Forscher auf einschlägigen Gebieten wird es ein unentbehrliches Handbuch bleiben.

Dr. A. Perkmann.

Sigurd Erixon: Möbler och heminredning i svenska bygd er. Zwei Teile. Mit 1141 Bildern. Nordiska museets förlag. Stockholm. Preis 60 schwed. Kronen

Die schwedischen Bauernmöbel und ihre Geschichte sind in der Literatur bisher wenig ausführlich behandelt worden. Erst mit der neulich erschienenen Arbeit von S. Erixon sind sie Gegenstand einer gründlichen Untersuchung geworden. Es ist ein in hohem Grade umfassendes und in vielen Hinsichten bisher unbekanntes Material, das hier an den Tag tritt. Der Verfasser sucht die Typen, ihre Frequenz und geographische Verbreitung festzustellen. Dabei hat er nicht nur auf die Sammlungen des Nordiska Museet in Stockholm Rücksicht genommen, sondern auch auf die Möbel der zahlreichen schwedischen Provinzmuseen und auf das, was der Verfasser sonst auf seinen zahlreichen Reisen gesehen hat. Sehr oft läßt er die schwedischen Verhältnisse durch Ausblicke auf die umgebenden Länder erhellen. Ueberhaupt ist sich der Verfasser über die abhängige Stellung Schwedens in dem Kulturleben früherer Jahrhunderte völlig klar. In großem Umfang sind daher die schwedischen Bauernmöbel des 19. Jahrhunderts Einfuhr von draußen. Gewöhnlich haben dabei die Möbelformen zuerst die Kultur der höheren Klassen passiert, um dann allmählich zu den Bauern hinunterzusinken. Dabei muß aber hervorgehoben werden, daß die schwedischen Bauern in keiner Weise sklavisch die in dieser Weise zu ihnen gekommenen Formen übernommen, sondern dieselben in großem Umfang in für sie passendere Gestalten umgewandelt haben, wobei die Dorfkünstler reiche Proben ihrer Kunst sowohl bei der ornamentalen als auch bei der sonstigen Ausschmückung gaben. Die Masse der Kreuzungen zwischen den ursprünglichen Typen hat einen Formenreichtum hervorgerufen, der dem Verfasser große Mühe verursacht hat, die genetischen Zusammenhänge klarzulegen. Darum haben die aufgestellten typologischen Stammbäume bisweilen mehr den Charakter eines Vorschlages als sicherer Ergebnisse, was aber bei dem ungeheuer reichen und bisher wenig bearbeiteten Material kaum anders sein könnte.

Die wichtigsten Wurzeln der schwedischen Bauernmöbel sieht der Verfasser in den um die Wände herumlaufenden Pritschen oder Bretterbühnen, die noch immer in den auf den schwedischen Sennereien fortlebenden primitiven Herdhäusern vorkommen. Als diese Bänke sich von der Wand lösten, gaben sie allmählich zu Möbelformen verschiedener Art Anlaß, wie Bänke, Tische, Bettstätten u. s. w. Die interessanteste und wichtigste Tischform unserer Bauernstuben ist der große Tisch an der Giebelwand, dessen hohes Alter seine noch immer häufige gotische Form bezeugt. Nach der interessanten Annahme des Verfassers ist dieser Tisch der spezielle Festtisch der Männer bei ihren Trinkgelagen gewesen, die ja ursprünglich rituellen Charakter hatten. Dies erklärt, daß dieser Tisch bis auf den heutigen Tag gewissermaßen heilig gehalten wurde und daß die Frauen nur in geringem Umfang das Recht hatten, ihre Mahlzeiten an diesem Tische mit den Männern einzunehmen.

Gewisse Möbelformen nahmen ihren Ursprung aus dem ausgehöhlten Baumstamm. Dies gilt besonders für gewisse primitive Formen von Truhen, Schränken, Kinderwiegen und Stühlen. Was denn die Letzterwähnten betrifft, (schwed. dial. kubbstol), die in dem nördlichen Schweden bis zu den Provinzen Dalsland und Uppland auftreten, kommt dieser Typus auch sonst, zum Beispiel in Spanien, wie auch bei den Etruskern vor. Von einer anderen primitiven Form des Stuhles, dem selbstgewachsenen Schemel, meint der Verfasser, daß dieser aus dem Bedarf eines Sitzplatzes neben dem Herde hervorgegangen sei. Die entwickelteren Formen der Stühle sind spät in die Bauernstube hineingekommen und dienen zuerst nur bei feierlichen Gelegenheiten als Ehrensitz des Hausvaters, als Braut- und Richterstühle.

Das oben Angeführte könnte vielleicht eine Vorstellung von dem stattlichen Werke geben. Hier wie sonst schätzt man die gesunde Auffassung des Verfassers, daß die ethnographischen Probleme des einen Landes nur unter Rücksichtnahme auf die europäischen Kulturzusammenhänge zu lösen sind.

Ragnar Jirlow.

A. V. Rantasalo: Der Ackerbau im Volksaberglauben der Finnen und Esten mit entsprechenden Gebräuchen der Germanen verglichen. 1919 u. 1924. FF. Communications Nr. 30—32, 55 (376+162 Seiten).

In der Veröffentlichung der Ackerbauarten der finnischen Völker haben die FF Communications ein Werk aufzuweisen, das seiner Anlage nach als mustergiltig angesehen werden darf. Peinlich genau überdachte raumsparende Gliederung macht es leicht, sich des an Einzelheiten ungeheuer reichen Stoffes zu bemächtigen, und die Einordnung unter größere Gesichtspunkte erscheint gleichfalls durch die ständige Parallelisierung mit den germanischen Ackerbausitten in exakter Art angebahnt. Auch der deutsche Volksforscher kann darum viel aus dem Werke ziehen, nicht zuletzt die Erkenntnis, wie lebendig sich doch dieser Volksglaube in wechselvoll fortwuchernder Gestaltung bis auf die Gegenwart forterbt, und das wohl nicht nur bei den Finnen. Leider fehlt noch die Gegenspiegelung von der slawischen Seite her. Hoffentlich stellt auch sie sich in dem großzügigen Arbeitsplan, den die Folkloristen verfolgen, ein.

A. Haberlandt.

Al. Tzigara-Samurcas: L'art du peuple Roumain. Catalogue de l'Exposition de Genève. Musée Rath. 1925.

Die vornehm ausgestattete und besonders reich illustrierte Schrift führt uns mit warmen und beredten Worten in die Kunst Rumäniens ein, wobei die Volkskunst einen breiten Teil der Gesamtdarstellung einnimmt — gewiß mit Recht, ist sie doch in ihrer Farbenfreudigkeit und Urwüchsigkeit eine der volkstümlichsten Europas. Es scheint uns allerdings kühn, wenn an der Spitze ihrer Darstellung der Satz steht: Das Leben des rumänischen Bauern sei nichts als Kunst und Poesie. So rosenrot sieht der Volkskundige keinen Bauern Europas! An Grundprobleme der Kunstforschung rührt das Buch, sofern es der Volksarbeit einen unbedingten Vorrang vor der hohen Kunst auch in architektonischen Schöpfungen zuerkennen will. Hier liegt auch die Fehlerquelle für die Vergleichung der siebenbürgisch-sächsischen Kunst mit der rumänischen Volkskunst auf lediglich dieser adäquaten Gebieten, Tracht, Holzwerk bloß, wogegen dem eigentlichen hochwertigen Kunsthandwerk Goldschmiedearbeit, Zingießerei, Majolika der Deutschen kein rumänisches Gegenstück gegenüber zu stellen ist. Der Beachtung aller interessierten Kreise ist die großzügig angelegte Einführung in das interessante Thema Jedenfalls sicher!

A. Haberlandt.

Carsten Hoëg: Les saracatsans. Une tribu nomade grecque. I. Etude linguistique précédée d'une notice ethnographique. II. Textes (Contes et chansons) Vocabulaire technique, Index arborum. (311 S. 35 Abb. und 212 S.) Paris—Kopenhagen. 1925—26.

Als wichtigstes Ergebnis betrachtet der auch in seinen volkskundlichen Erkundigungen umsichtige und erfolgreiche Sprachforscher die Feststellung, daß die Saracatsanen in Epirus, Thessalien und Makedonien Nomadenstämme griechischer Sprache sind, deren Ursprünge uns bis in das griechische Altertum zurückleiten. Wir können uns den kritischen und klaren Erwägungen, die den Verfasser zu diesen Schlüssen leiten, nur durchaus anschließen. Im Sinne

des Halbnomadismus oder Saisonomadismus (transhumance der französischen Geographen) verstanden, ist diese Beschäftigung auf dem Balkan gewiß auf keine Sprachgemeinschaft oder Nationalität beschränkt geblieben und auch nicht erst als späte Verwilderung aufzufassen, ohne vor solchen wirtschaftlichen Schwankungen sich verschließen zu wollen. Höchst bemerkenswert ist da die Tatsache, daß die Saracatsanen in Rundhütten aus Geflecht mit strohgedecktem Kegeldach wohnen, die ausschließlich von den Weibern errichtet werden. Es ist das genau derselbe Urtypus, den Prettenhoffer neuerdings aus Sardinien bekannt gemacht hat.

Die Organisation der Gruppen ist eine rein hordenmäßig patriarchale, die Weiber bekommen mit der Wartung der Tiere überhaupt nichts zu tun. Verfasser bringt zahlreiche Belegstellen aus dem Altertum wie Beobachtungen aus der Neuzeit Griechenlands bei, die die Tatsache eines solchen Saisonomadismus noch weiter beleuchten.

Der Volksforscher findet weiters erfreulich eingehende Erläuterungen zum Kulturbesitz im Wörterverzeichnis, der Text enthält eine Hochzeits-schilderung und anderes mehr. Der Schriftnachweis zeigt, daß auch dieser Autor sich es mit aner kennenswerter wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit angelegen sein ließ, seine eigenen Erkenntnisse nach allen Seiten hin noch weiter abzurunden.

A. Haberlandt.

R. Vuia: *Tara Hategului si Regiunea Padarenilar* (Le pays de Hatzeg et la Region des Padureni). Étude de Géographie humaine et d'Ethnographie. (S. A. d. Geogr. Institut der Universität Cluj-Klausenburg Bd. II, 1926). (109 und 24 S., 19 Textabbildungen, 12 Tafeln und 1 Karte).

Das erfreulich ausführliche französische Resumée, das der Arbeit beigegeben ist, ermöglicht es, die europäische Forschung mit Nutzen auch auf diese gediegene siedelungs-geographische und volkskundliche Monographie hinzuweisen. Es handelt sich hier um Talungen und Hochflächen im Gebiet des Retezatmassivs in Siebenbürgen, die sehr bemerkenswerte Uebergänge der Siedelungen und Wirtschaftsformen wie auch der Hausformen von der Ebene zum Gebirg hin erkennen lassen. Verfasser gibt einen kurzen Ueberblick über die Landschaft und die Geschichte ihrer Besiedlung, die zahlreiche slawische Elemente neben rumänischen erkennen läßt und bespricht gründlich die Formen der Bewirtschaftung des Gebietes. Die Siedlungen meiden oft die waldreichen Schluchten, Täler, Höhenlage und Entfernung von den Weideflächen schaffen wechselvolle Erscheinungen des Ackerbaues und der Viehwirtschaft (Transhumance, Alpwirtschaft). Bemerkenswert sind die weiten Terrassenfelder, die die Hochflächen und oft auch die Kuppen zuhöchst überziehen. Die Typologie der Dörfer ist genau und übersichtlich dargestellt, ebenso die der Hausformen, als deren primitivste Allgemeinerscheinung das Herdhaus auftritt. Dreigeteilte Häuser mit Mittelflur und Flurküche, die einen Backofen enthält, dürften vom Banat her in's Land gekommen sein. Das Hofsystem der Ackerregion — ein Hof für die Feldwirtschaft, ein zweiter für die Viehwirtschaft — gemahnt auffällig an schwedische Hofanlagen mit gleicher Zweckbedingtheit.

A. Haberlandt.